

Adam Kuckhoff: Der Deutsche von Bayencourt

Adam Kuckhoff

**Der Deutsche
von
Bayencourt**

Unpatriotischer Roman

EDITION WIDERGÄNGER

IMPRESSUM

Copyright © 2017
ebooknews press
Verlag Dr. Ansgar Warner
Rungestr. 20 (V)
10179 Berlin
ISBN: 9783944953564

Herausgegeben &
mit e. Nachwort versehen
von Ansgar Warner,
Text folgt der
1937 beim
Rowohlt Verlag Berlin
verlegten Erstausgabe

Covergestaltung:
ebooknews press

Erster Teil

Erstes Kapitel

1

«Natürlich wieder einmal von letzter Wichtigkeit!»

«Er hat schon zweimal die Kleine geschickt. Ja — und er wäre selbst gekommen, läßt er sagen, wenn er nicht bis über den Kopf in der Arbeit steckte. Herr Sommèr könne sich leider denken, um was es sich handelt.»

Sie sehen sich an und lächeln, der Herr und der Großknecht (bei dem Knecht, dessen Züge in unveränderliche Falten gelegt scheinen, ist es nur ein helleres Licht in den Augen): Die Botschaften, die Bary, der Bürgermeister von Bayencourt auf die Ferme de la Haye hinausschickt, enthalten immer irgendein geheimnisvolles Wort wie jetzt dieses „leider“. Und die Arbeit, in der er steckt, hat ihm noch nie niedriger als „bis über den Kopf“ gestanden.

«Vielleicht sind die Entschädigungen für die Maimanöver zu niedrig ausgefallen? Oder warte: Bei der Witwe Lamarre wird sich der Verdacht auf Maul- und Klauenseuche unter ihrem anderthalb Stück Rindvieh bestätigt haben. Nun, wir werden ja sehen!»

Der Herr von Ferme de la Haye bekundet eine sträfliche Gleichgültigkeit gegen Gemeindeangelegenheiten von „letzter Wichtigkeit“. Trotz der zweimaligen, drängenden Aufforderung macht er in aller Ruhe den gewohnten Rundgang durch Ställe und Leutewohnungen, begleitet von dem Großknecht, der ihm mit dem, immer wie hastigen, Schritt des Lahmenden zur Seite bleibt. Auch als er nach genau beratener Einteilung für den nächsten Tag den Hof durch die nordwestliche Einfahrt verläßt, hat er es nicht eilig. Wo es auf den gutgehaltenen Feldweg von Foncquevillers nach Bayencourt hinausgeht, bleibt er stehen und es ist kein ersichtlicher Grund, der ihn minutenlang im Anblick der spät-julianachmittäglich daliegenden Landschaft verweilen läßt.

Nein, kein ersichtlicher Grund. Vielmehr nach langer Pause wieder einmal das, was er bei sich selbst „seinen kindischen Augenblick“ zu nennen pflegt, ein Gefühl aus Dank und leiser Ungläubigkeit: daß das wirklich sein ist, was da um ihn herumliegt, sein Land, das sich unter dem goldenen Fell des Weizens fern in die Unendlichkeit zu senken scheint, seine Schafherde, die sich halb links unter dem Schutz des ausgebauchten Schäferkarrens hell in den Himmel zeichnet, sein Hof, der ihn im Rücken deckt, mit den Lauten des warmen Lebens in seinem Innern, reichlichem Kuhge-

blök, dem Flatterschlag der Tauben, einem Ruf von der Scheune her, dem rasselnden Klang der Hofuhr, deren oberster Rand — er glaubt es zu fühlen — rückwärts von dem hohen, weiß und roten Turm des Geflügelhauses auf ihn niedersieht.

Aber zugleich weckt ihn der Stundenschlag zu einem halb schamvollen, halb ärgerlichen Erröten. Alter Narr! Mag es angegangen haben damals, als alles noch neu war, ja natürlich gewesen sein im Übermaß der Erfüllung eines auf immer preisgegebenen Jugendtraums — aber heute, nach fast zweieinhalb Jahrzehnten! Es ist wohl der nachmittägliche Gang durch die Felder gewesen, die Sinnlichkeit der ungewöhnlich frühen und schwer tragenden Frucht, was ihn so gelockert hat. Eine überall aufs beste bestellte Wirtschaft, eine Ernte wie seit Jahren nicht mehr — kein Wunder, wenn der doppelt, von Sonne und Freude, durchglühte Körper jedem Eindruck mit gesteigerter Empfänglichkeit begegnet.

Ja, denn wird ihm nicht auch, wie er jetzt weitergeht, der altvertraute Weg zu einer Fülle bewußt genossener kleiner Erlebnisse? Da neigen sich von links her einzelne Ähren voll über den Weg und man kann nicht umhin, die harten Körner mit einem wohligen Gefühl ihres Widerstands durch die Hände gleiten zu lassen, da reißt von der anderen Seite der Wald — unser Wald, wenn es auch nur ein Wäldchen ist — eigenwillige Schattenbuchten in das schon bräunlich werdende Feld gegenüber und aus seinem dichten Unterholz, das nach französischer Gepflogenheit die Zwischenräume zwischen den hochstehenden Eichen und Akazien ausfüllt, leuchten Brombeeren, denen erst die Augustsonne ihre mädchenäugige Schwärze schenkt, in himbeerfarbigem Rot. Unter den Füßen aber schickt der beschattete Boden sich an, nach der Bruthitze des Tages den ersten kühlenden Atemzug zu tun.

Rechts biegt jetzt das Wäldchen in einem scharfen Winkel nach Nordwesten ab, um an der entferntesten Ecke in sieben einzelne Pappeln über niedrigem Gestrüpp auszulaufen, die als unverwechselbares Wahrzeichen die Ferme de la Haye nach dieser Seite hin kenntlich machen. Die Felder, die nun den Weg nach Bayencourt begleiten, gehören schon nicht mehr zum Hof: Wer sich darauf versteht kann es ablesen wie aus einem natürlichen Grundbuch. Wenn auch der niedrigere Wuchs der Ähren auf eine andere Sorte weist, das Auge, das darüber hingeht, stößt überall auf Löcher der Höhe und der Breite nach, ungleich Gewachsenes, kahle und verkrautete Stellen, sehr verschieden von der pelzigen Gleichmäßigkeit der Felder nebenan. Der gleiche Boden erhält nicht sein gleiches Recht.

Der Hofherr von Ferme de la Haye sieht es mit einer Mischung von Ingrim und Befriedigung, und halb ist es uneigennützig Zärtlichkeit zu dem willigen Boden selbst, was sein Herz mit ohnmächtigem Ärger erfüllt. Er ist schon oft dem Wäldchen hinter dem Hof dankbar gewesen, daß es ihm den Blick hier herunter verbirgt, er vermeidet es peinlich hier durchzukommen, wenn sie bei der Feldbestellung sind und wählt lieber den Umweg halbwegs Souastre. Alles hat einmal zur Ferme de la Haye gehört — schön, man hätte es verschmerzen können, die Gelder aus dem Verkauf sind dem übrigen zugute gekommen, der alte Ratour hat schon recht, wenn er sich giftig rühmt, daß er selbst, unsinniges Stück Ochsenfleisch, dem Boche von Ferme de la Haye seinen modernen Krimskrans erst ermöglicht habe. Ein fremder Hof, heruntergewirtschaftet, mit dem rückständigsten Inventar, viermal so groß als das, was einem in der Kindheit als Stätte eines gut gesessenen Bauerntums vor Augen gewesen ist — ein Schnitt von einem Drittel, weg damit, man hat es kaum gespürt. Aber später, als sich erwies, daß die Verschiebung der flüssigen Mittel die Betriebsverhältnisse auf den beiden Anwesen gerade umgekehrt gestaltete? Was wäre natürlicher gewesen, als durch einen Rückverkauf den alten Zustand wieder herzustellen, dazu mit einem eindreiviertel-fachen Gewinn für den alten Gauner; hol ihn der Teufel, wer bezahlt ihm denn das noch!

Ein gieriger Hund, der nurmehr festhält, was er nicht verschlingen kann: Wenn vor dem Verkauf der Aufwand an Quertreibereien, die chauvinistische Hetze gegen den „Deutschen“ noch einen Sinn zu haben schien, wenn man vielleicht hätte hoffen können, das ganze Anwesen des glücklich Weggegraulten an sich zu bringen, was dann, wenn sich herausstellt, daß man nicht einmal imstande ist, ein Drittel davon intensiv zu bewirtschaften? Ohnmächtige Gier also und ein leidenschaftlicher Deutschenhaß oder nur die Gier im dünnen Gewand dieses Hasses? Ach was, Haß so oder so: Langt es bei uns nicht mehr zum eigenen gegen den seit Jahr und Tag erledigten Widersacher, so doch zu einem ebenso triebhaften Widerwillen. Ja, überlebhaft wie er heute alles empfindet, fühlt Sommer bei dem Gedanken, dem Alten in ein paar Minuten gegenüberzustehen, eine ganz ungemäße Wut in sich aufsteigen. Er sieht ihn vor sich, die langen weißen Bartsträhnen ums Kinn, das übrige Gesicht unrasiert, um den Kopf ein paar wehende Haarfetzen, die nichts, aber auch gar nichts von der vielberufenen Ehrwürdigkeit des Alters haben. Er riecht den Gestank der offen hängenden Weste, mit dem schmierigen, am Hals geknüpften Flanellhemd darun-

ter, er hört sein tonlos meckerndes Gelächter, der alte Halunke, der Lump, der Narr! Ja, ein niederträchtiger Narr: Hat der elende Schwätzer nicht einmal monatelang Kapital daraus zu schlagen versucht, als die nationale Kommission für Baudenkmäler das schmiedeeiserne Balkongitter an seinem Wohnhaus für künstlerisch wertvoll erklärt hat? «Hingegen die Ferme de la Haye, ein alter Kasten, ohne jeden Wert. Gehen Sie!» Wahrhaftig, man kehrte am besten noch um. Sommer hat den Feldbereich verlassen, vor ihm duckt sich Bayencourt in die kleine Bodenfalte, die es sich vor Jahrhunderten mit dem instinktiven Gefühl seiner gleichbleibenden Bedürfnisse ausgesucht hat. Es ist nicht das erste Mal, daß nach dem mißliebigen Gang durch die einst zur Ferme gehörigen Felder dieses sanfte Hineinsinken in den Ort zwischen Hecken und Wiesen ihn unversehens aufgeheitert hat, als sähe ihm schon hier das gute, treue Gesicht Barys entgegen, Barys, der alle Ratours tausendfach aufwiegt, wie sein kindlicher Enthusiasmus seinerzeit in den Wall aus Mißtrauen, Vorurteil und Quertreibereien die erste Bresche geschlagen hat.

Aber was Sommer heute ergreift und allen kleinlichen Ärger mit eins hinwegwischt, kommt aus größeren Tiefen. Das ist im Frieden des späten Julinachmittags nicht Bayencourt, ein Weiler von wenig mehr als hundert Einwohnern irgendwo in der Picardie, es ist mit seinen Fachwerkhäusern der kleineren, den steinern umschlossenen Höfen der größeren Bauern das ewige Dorf, zäh und demütig hineingebettet, in den Hang, ohne andern Schutz als den aus Hecken, Wiesen und Obstgärten. Was bedeuten ihm und den Feldern, die es friedlich beherrscht, die Sommers, Ratours, oder wie sie heißen mögen, und ihre kurzlebigen Streitigkeiten? Es liegt da, atmet und ruht, wie es gestern und vor Jahrhunderten gelegen hat und morgen und in Jahrhunderten da liegen und atmen wird. Umkehren? Nein, eher schlägt ihm das Gewissen, daß er trotz der wiederholten Nachricht Bary so lange hat warten lassen, nun, es wird wirklich nicht so wichtig sein.

Hinter den ersten Häusern von Bayencourt kommt links die Straße von Sailly-au-bois her eine Frau in vorgeschrittenen mittleren Jahren ihm entgegen, Madame Tapin, weit bekannt in der Gegend als Botengängerin und Besitzerin eines unermüdlichen, nicht immer harmlosen Maulwerks. Sommer ist nicht besonders gut auf sie zu sprechen, sie hat, solange es lohnend schien, zur alten Clique Ratours gehört, aber auch sonst ist sie ihm unangenehm, mit ihrem Getratsch von Haus zu Haus, dem Ausstreuen unfäßbarer Gerüchte, die schon manches Unheil angerichtet haben. Wie ge-

wöhnlich will er grüßend an ihr vorübergehen, da scheint ihm, als ob sie ihn mit einer gewissen Aufgeregtheit anzureden beabsichtige. Aber da seine Miene wohl ebenso verschlossen bleibt, wird nichts daraus und so setzt er ohne innezuhalten seinen Weg die Dorfstraße hinunter fort. Als er in den Hof der Bürgermeisterei einbiegen will, sieht er zufällig zurück. Madame Tapin steht noch an derselben Stelle. Sie scheint hinter ihm herzusehen, als erblicke sie ihn zum ersten Male.

2

Sommer hat nicht Zeit, sich dieses seltsamen Vorgangs bewußt zu werden. Links aus der offenstehenden Tür in der Hofecke stürzt Bary die Stufen hinunter auf ihn zu. Er ist bleich, als sei ihm ein Knecht unter die Karre geraten, er ergreift Sommers rechte Hand und drückt sie mit seinen beiden, während er ihn durch die Hornbrille, die so ungemäß zu seiner bäuerlichen Kleidung steht, hilfesuchend in die Augen blickt.

«Wo bleiben Sie nur! Wo bleiben Sie nur!»

Sommer löst seine Hand, es ist ihm zu viel. «Ruhe, Bary! Sie wissen, daß man von meinem Weg aus Bayencourt übersieht. Es ist noch an keiner Stelle in Brand geraten.»

«Scherzen Sie nicht, scherzen Sie damit nicht, Herr Sommèr! Keiner von uns hat gedacht, daß es diesmal ernst werden könne, lieber Gott, wenn ich denke, es ist keine drei Tage her — Man wird es doch noch verhindern können, sie werden doch drüben Vernunft annehmen, nicht wahr?»

«Namen Gottes, so sagen Sie wenigstens, was geschehen ist!»

Bary starrt ihn an, als begreife er nicht. «Sie haben doch die Zeitungen gelesen?»

«Die Zeitungen?»

«Sie wissen von nichts? Lieber Gott, auch das noch!»

«Also jetzt reden Sie!»

«Es ist — daß wir den Krieg haben werden.»

Sommer weiß nicht, was in diesem Augenblick in ihm vorgeht. Er müßte lachen, sein gutmütig beruhigendes Lachen, wie er es schon oft bei Tartarennachrichten des allen Schauergerüchten offenen Mannes gelacht hat. Aber er lacht nicht. Durch die offene Tür sieht er Bonfour und Cabochette, die sonst wie Hackklötze da zu hocken pflegen, in deutlicher Erregung. Ratour aber — in offenhängender Weste und schmierigem Flanellhemd, genau wie er ihn eben im Geiste vor sich gesehen hat — Ratour ist aufgestanden, er

lehnt, die Hände in den Hosentaschen, das eine Auge hochgekniffen, mit der rechten Schulter am Türpfosten:

«Ja, Herr Sommèr, den Krieg.»

Sie sind in die Stube getreten, Sommer hat seinen Hut seitlich auf einen der alten Halbschränke geworfen, die von einem Wust von Briefen, Aktenstücken, Merkbüchern bedeckt sind, er steht an dem großen runden Tisch, der ihren gemeinderätlichen Sitzungen zu dienen pflegt, ein Anschlag, schwarz auf rosafarbenem Papier, ist darauf ausgebreitet, er zeigt als Emblem zwei gekreuzte französische Fahnen, darüber fett die Überschrift: «Requisitionsbefehl».

«Das ist nicht möglich!»

Nein, es ist nicht möglich. Auf jedem Gesicht steht geschrieben, daß es nicht möglich ist.

«Nein, nicht wahr? Und das vor einer Ernte wie dieser — alle Pferde des ersten Aufgebots und sogar die zurückgestellten — Sehen Sie hier: 'mit Trense, Halfterleine und Beschlag, alles in gutem Zustand' — Einfach so, in gutem Zustand! Als ob wir an nichts anderes zu denken hätten!»

Sommer schlägt ärgerlich auf den Tisch. «Also jetzt geben Sie zunächst einmal eine Zeitung her!»

Er hat in der Tat in den letzten Tagen keine Zeitung zur Hand genommen, es kommt ihm törichterweise wie eine schwerwiegende Verfehlung vor.

Bary unterbricht seine Lamentationen, er klaubt seitlich aus dem Wust die beiden letzten Nummern des Journal d'Amiens heraus. Im Zimmer herrscht Stille. Alle starren gespannt auf Sommer, nur Ratour geht, den Blick zur Decke gerichtet, im Zimmer auf und ab.

Gott sei Dank übertrieben, Gott sei Dank natürlich wieder einmal übertrieben. Zwar empfiehlt der Leitartikel der Sonntagsnummer, auf alle Ereignisse gefaßt zu sein, die Lage scheint ernst, aber das hat sie in vergangenen Jahren schon des öfteren geschienen.

Bary ist mit der Aufmerksamkeit eines eingewöhnten Hundes dem Wechsel in Sommers Zügen gefolgt: «Sie glauben, daß es noch einmal vorübergeht?» «Hier steht, daß Vermittlungsaktionen im Gange sind, sie müssen zu einer Verständigung führen, niemand wird bereit sein, die ungeheure Verantwortung zu übernehmen.»

«Und das hier?» Bary deutet auf den Requisitionsbefehl. «Und die Einberufung der Territorialreserven?»

«Eine Vorsichtsmaßnahme. Sehen Sie doch! Das Datum fehlt. Haben Sie kein Begleitschreiben — Was sagen Sie? Der Territorialreserven?»

Ratour tritt an den Tisch, zwischen Bonfour und Cabochette hindurch ergreift er schweigend ein Blatt, das vor Bary liegt und reicht es Sommer hinüber, kaum daß er seinen Gang dazu unterbricht. Sommer liest wortlos. Wenn das Vorsichtsmaßregeln sein sollen, so sind sie allerdings verwünscht weit getrieben. Unter dem Datum von gestern ein als vertraulich gekennzeichnetes Rundschreiben des Kriegsministeriums an alle Bürgermeistereien der Region von Doullens. Die älteren Jahrgänge der Territorialreserven sind durch persönliches Anschreiben einberufen. Bis sie in Tätigkeit treten, haben die örtlichen Zivilbehörden Eisenbahnanlagen, Brücken, Straßen auf das schärfste zu überwachen. Verdächtige sind unverzüglich dem nächsten Gendarmerieposten zuzuführen. Der Requisitionsbefehl soll jetzt schon den zuständigen Stellen „vorbereitende Maßnahmen für den vierten Tag“ einer etwaigen Mobilmachung ermöglichen.

Bary hält sich nicht mehr. Im geheimen hat er die törichte Hoffnung gehegt, daß Sommer, der ihn schon so oft durch gutmütigen Spott oder energischen Anruf von Hirngespinsten und überflüssigen Sorgen befreit hat, auch das hier mit einer Geste beiseite schieben werde.

«So erklären Sie uns doch! Serbien — du lieber Himmel, wenn ich offen sein soll, ich weiß nicht einmal genau, wo ich es auf der Karte zu suchen habe, irgendwo da unten rechts bei der Türkei, ich habe einmal gelesen, daß es dort nur Hammel gibt. Sagen Sie selbst, es ist doch nicht möglich, daß zivilisierte Völker um eines solchen Gesindels willen. . . » Sommer antwortet nicht. Zwar weiß er etwas genauer, wo Serbien liegt, auch stellt Bary sich in seiner Aufregung und Wut zu unwissend, wenigstens was die Hammel angeht, aber in der Tat, Serbien, ein Unruheland, mit dem Hintergrund von Freiheitskämpfen, Banden, politischem Mord. . . Die französische Presse hat ihm gelegentlich des Balkankrieges vor zwei Jahren warme Sympathien bekundet, das hatte wohl seine Gründe, Rußland, der große Verbündete, so ungefähr, weiter reicht es nicht. Sommer hat sich die ganzen Jahre über nicht um politische Dinge gekümmert. Was soll er sagen über etwas, wovon er kaum mehr versteht als einer der andern hier?

Cabochette dreht sich schwerfällig zu ihm hin:

«Es wäre. . . wir hatten uns gedacht, Bonfour und ich — na, weil Sie doch drüben gelebt haben. . . es kann doch nicht sein, sagt er, daß sie, Teufel nochmal, drüben anders denken als wir — sie haben doch jetzt auch die Ernte, oder ist es so viel kälter da? Man weiß das ja alles nicht.»

Bonfour nickt. Genau das sind die Gedanken, die er kurz vor Sommers Ankunft zu Cabochette geäußert hat. Bary fällt ärgerlich ein:

«Red keinen Unsinn, hörst du? Wie oft soll ich dir sagen, daß du von Politik nichts verstehst? Nein, der einzige, auf den es ankommt, ist jetzt ihr Kaiser, er braucht dem andern dort unten in Österreich doch nur ein Telegramm zu schicken — was wollen Sie, ein alter Mann mit einem weißen Bart, die 'Illustration' hat noch vor kurzem ein Bild von ihm gebracht — Nein: Hinfahren müßte er! hinfahren, ohne einen Augenblick zu verlieren, es macht ihm doch nichts aus, er hat doch einen Salonzug — und dann Schluß damit, Schluß, Schluß, Schluß!»

Sommer möchte lächeln, aber es erschüttert ihn. Bonfour und Cabochette sehen ihn erwartungsvoll an, als habe Bary wirklich den einfachsten Ausweg aus dem drohenden Unheil gewiesen. Er fühlt, daß er ihnen ein paar beruhigende Worte sagen muß: Vorläufig sei es ja noch gar nicht so weit, von Deutschland ist überall nicht die Rede, eine Angelegenheit, zwischen Österreich und Serbien, schlimmstenfalls noch mit Rußland. Wie hat man damals nach Agadir monatelang vom Krieg gesprochen, nun und? Sie haben sich schließlich verglichen, niemand wird wagen, wegen Serbien einen Krieg vom Zaun zu brechen, vor drei Tagen ist ja noch alles im tiefsten Frieden gewesen —

Ratour unterbricht sein Gewander und bleibt vor Sommer stehen:

«So? das glauben Sie, das glauben Sie wirklich? Soll ich Ihnen sagen, was ich denke — entschuldigen Sie, wenn ich so wenig von Politik verstehe, wie unser armer Cabochette: Das sind keine Menschen wie wir da drüben. Sauerkraut- und Kartoffelfresser, schling, soviel du herunterkriegen kannst! Agadir — gut, daß Sie davon reden: Er wird es sich gerade einfallen lassen, nach Wien zu fahren, Ihr Kaiser, einmal ist es mißglückt, lehren Sie mich die Deutschen kennen! Eins hab' ich wenigstens von Ihnen gelernt, Herr Sommèr: Das weiß, was es will!»

«Was wollen Sie damit sagen?»

Ratour fährt mit der Hand durch die Luft: «Nichts. Sie sind am Ende nicht der Kaiser, das wenigstens nicht!» Er tritt an den Tisch, seine dünnen Finger hämmern auf der Platte: «Schwören Sie, daß die Ihren nicht über Frankreich herfallen werden, schwören Sie!»

Sommer hat hinter sich nach der Lehne seines Stuhls gefaßt, als wolle er aufspringen. Dann wendet er sich ruhig zu Bary: «Jedenfalls müssen wir alle nötigen Vorkehrungen treffen. Schon die

Einberufung der Territorialen nimmt uns ein gut Teil der Leute weg, die wir in den nächsten Wochen zur Einbringung der Ernte nötig haben.»

Er erhält keine Antwort. Der unvermutete Ausbruch Ratours hat alle nur noch hilfloser gemacht. Ratour selbst scheint zu fühlen, daß die Stunde anderes verlangt. Er macht eine Geste zu Sommer hin: «Gehen Sie! Wir sind heute alle verrückt!»

Sie besprechen die Fragen, die sich unmittelbar ergeben. Für Bayencourt kommt von den Anweisungen nicht viel in Betracht. Die Eisenbahn liegt überall gut ein Dutzend Kilometer entfernt, durch das Dorf läuft nur eine Nebenstraße und auch das von Süden nach Norden — also nicht nach „drüben“. Bary wird sich mit dem Gendarmerieposten in Acheux in Verbindung setzen. Was den Ersatz für die Einberufenen angeht, so weiß man vorläufig nicht einmal, was unter den „älteren Jahrgängen“ zu verstehen ist. Vorläufig wird die Arbeit kaum darunter leiden. Im übrigen: Wer lebt, wird es erleben.

Sie stehen auf und sehen sich einen Augenblick schweigend an. Ratour reicht Sommer die Hand, Cabochette und Bonfour folgen mit biederem Druck. Bary möchte Sommer zurückhalten und ist enttäuscht, als der sich entschuldigt und mit den andern den Hof verläßt. Auf der Straße trennt man sich mit kurzem Gruß.

3

Nein, es ist nicht möglich, jetzt mit Bary zusammen zu sein, seine rührenden, aber auch ein wenig albernen Ahnungslosigkeiten anzuhören. Sommer hat die paar hundert Schritte bis zum oberen Ausgang des Dorfes zurückgelegt, er bleibt stehen, der gerade Rückweg zur Ferme scheint ihm mit einemmal unerträglich. Er wird im weiten Bogen über Norden zurückgehen, nur kein Stück des Weges, den er vor einer Stunde in tiefem Frieden gekommen ist. Als er beim untern Ausgang des Dorfes an der Kirche vorbei auf das Feld zubiegt, ruft ihn aus einem stattlich hinter Gittern gelegenen Hause eine aufgeregte und mühsam verstärkte Frauenstimme an. Sommer tut, als höre er nicht, unmerklich sucht er seinen Schritt zu beschleunigen. Das fehlte noch: jetzt Madame Léandre mit einem Schwall von Redensarten, geheimnisvollen Andeutungen, klischeefertigen Meinungen, denen gegenüber die Naivitäten Barys eine Wohltat sind. Aber er hat noch nicht die letzten Häuser hinter sich gelassen, als er eilig jemand hinter sich herlaufen hört. Cathérine, die Madame Léandre ihre Zofe zu nen-

nen beliebt, obschon sonst niemand zu Haus- und Gartenarbeit zur Verfügung steht, erreicht ihn — sie ist in Häubchen und nachmittäglich weißer Schürze —: Madame Léandre lasse Herrn Sommer bitten, einen Augenblick heraufzukommen, sie habe ihm die bedeutsamsten Mitteilungen zu machen.

Sommer verwünscht sich, daß er nicht ganz außen herumgegangen ist, fast hätte er es sich denken können, aber jetzt bleibt nichts übrig. Sie gehen die paar Schritte zurück durch das große Gittertor, auf das „Schloß“ zu, wie die Bauern hierzulande in naiver Verallgemeinerung jedes mit Sandsteinprofilen verzierte Gebäude zu nennen pflegen. Madame Léandre erwartet ihn ungeduldig unter der Haustür. Es hat eine Zeit gegeben, in der Sommer hier ein ständiger, gern gesehener, aber nicht ebenso gern verweilender Gast gewesen ist, damals, als seine Frau noch lebte und einen eifrigen Verkehr zwischen dem „Schloß“ und der Ferme de la Haye unterhielt. Die Léandres, Mutter, Sohn und unverheiratete Tochter, hatten nach dem Tode des „Herrn Lieutenant“, wie Herr Léandre bis in seine weißen Haare hinein genannt wurde, die nicht übermäßigen Ländereien in Pacht gegeben. Das Schloß behielten sie bei, und aus guten Gründen! Als Schloßbesitzer aus der hier seltenen, aber im ganzen Lande hochgeschätzten Klasse von Leuten, die „von ihren Renten leben“, bedeuteten sie etwas, mochte diese Rente auch eben für Bayencourt, eine Winterwoche in Paris, einen Sommeraufenthalt „an den Ufern des Meers“ oder in einem kleinen Landbadeort reichen. Sie empfängt Sommer genau so, wie er es erwartet hat.

Die ineinandergefalteten Hände fast bis an das Kinn gehoben, sieht sie ihm klagend mit schräg geneigtem Kopf in die Augen: «So ein Anlaß, mein lieber Herr!! Aber Sie sind selbst schuld daran, wenn Sie sich so selten machen. Kommen Sie, wir gehen in den Salon. Cathérine, schließen Sie das Tor, ich bin jetzt für niemanden zu sprechen!»

Sommer hat auf einer der mit Schutzhüllen überzogenen Sitzgelegenheiten Platz genommen, die den Raum wie eine vielgestaltige Gespensterschar in Besitz zu halten scheinen. Er hört kaum etwas von dem, was Madame Léandre, vom Hundertsten zum Tausendsten springend, seit ein paar Minuten auf ihn herabschüttet. Ihm ist, als sei er unversehens in ein Stück erstarrter Vergangenheit getreten und sie hat zu seiner Bestürzung einen faden und muffigen Geruch: Stunden zwitschernder Gespräche über Nichtigkeiten und fanfaronierende Allerweltsmeinungen, Tante Aimées Nervenschmerzen, die Kleine Mathildes, die so reizend ist, Sarah Bernards „verrückter“ Erfolg in dem neuen Stück von Sardou, wann

der Camembert die richtige Reife hat, Clémenceaus unerhörter Leitartikel im „Homme libre“ («Sagen Sie, was Sie wollen, das ist eine Type!») Dort am Kamin haben die Anfängerinnen und zweiten Rollen, die Gaston später vom Theater in Amiens mitbrachte, in endlosen Deklamationen aus dem „Cid“ oder aus Victor Hugos „Ernani“ — o Victorgo! — geschwelgt, dort hat Jean, der Sohn, als er noch jünger war, unselig auf seiner Geige das „Ave Maria“ von Gounod und die Berceuse aus „Jocelin“ heruntergekratzt, für die er, der ganz Unmusikalische, jeden Sonnabend fluchend nach Albert hinüberfuhr — und wie Madame Léandre jetzt vor ihm sitzt, auf dem Rande des Sessels, den Oberkörper aufrecht, so haben sie alle dagesessen, die Damen, scheinbar eifrig zuhörend, ein leeres Lächeln auf den Lippen, während die Herren, zurückgelehnt, den Kopf auf der Brust, Versunkenheit markierten. Es gibt Sommer einen Stich. Er sieht Marie Louise vor sich, mit dem gleichen leeren Lächeln, und doch so beseligt in einer Atmosphäre, die recht eigentlich die ihre gewesen ist oder doch Ersatz für das, was sie nicht hat haben können. — Was heißt denn das? Bilder, Erinnerungen, wie sie ihm seit dem Tode seiner Frau so noch nie aufgestiegen sind, vielleicht hat er deshalb unbewußt das Haus hier nach Möglichkeit gemieden, er sammelt sich. —

Madame Léandre redet noch immer fort, sie hat einen Brief von Gaston bekommen, Madame Tapin hat ihn eben gebracht: «Wirklich, Sie wissen, daß Sie der allererste wären, aber Gaston hat es viermal unterstrichen, Sie verstehen, daß jetzt alles ganz und gar geheim bleiben muß, man hat Gaston zu gewissen vertraulichen Enquêtes verwandt, sie müssen sich natürlich ihre Leute aussuchen, Gaston hat schließlich eine Offizierstochter zur Frau — ich kann nur sagen, Gaston ist scheint's Dingen auf der Spur, Dingen! Gaston —»

— Gaston, Erfüllung aller Ambitionen Madame Léandres, Redakteur und Schriftsteller, das Tor zu Literatur und Öffentlichkeit, Gaston seit seiner Heirat mit Eugénie der eigentliche Sohn des Hauses, kaum zum Unwillen Jeans, der, fest im Pariser Automobilhandel, für den Kult um den Schwager nur gutmütig-boshafte Witze übrig hat —

«Und in solchen Zeiten muß man in dem Loch hier sitzen. Gaston schreibt, daß die Bewegung in Paris nicht größer sein kann als in Amiens. Hören Sie» — sie greift nach dem Brief, den sie auf einem kleinen Tischchen neben sich bereitliegen hat — «das kann ja am Ende nicht vertraulich sein, wenn alle es sehen, nicht wahr?: „Trotz des herrlichen Wetters bleiben die öffentlichen Gärten von

ihren Stammfreunden verlassen. Müßiggänger bewegen sich unablässig im Kreise, vom Nordbahnhof zum Rathaus, von da zur Präfektur. Sie sind niemals die letzten, denn sie folgen sich ohne Unterbrechung“ Das ist gut gesagt, finden Sie nicht, so anschaulich — Mein Gott, wenn diese Affäre jetzt nur nicht seinem großen Werk in den Weg kommt!» (Es ist das ein Werk, von dem man immer nur erfährt, daß es „weiterrückt“.)

Natürlich ist es gut gesagt, nur zu gut. So also sieht es schon in den größeren Städten aus —

«Schreibt Herr Gaston nicht, ob beim 'Journal' neue Nachrichten vorliegen über die Vermittlungsaktionen in Wien und Petersburg, von denen im Morgenblatt die Rede war?»

«Neue Nachrichten? Selbstverständlich! Das 'Journal' bekommt doch alles zuerst, sie stehen in ständiger telephonischer Verbindung mit ihrer Pariser Redaktion. . . Wie sagten Sie: Vermittlungsaktionen in Wien und Petersburg? Warten Sie! — Nein, soviel ich sehe. Wahrscheinlich darf er darüber sogar mir nichts berichten — Aber. . . mein lieber Herr Sommèr! Ich hätte gerade mit Ihnen so gern darüber geredet . . . Sie sind am Ende ein Vertrauter des Hauses, Sie werden es für sich behalten, nicht wahr, Sie brächten mich in die furchtbarste Verlegenheit . . . Was meinen Sie? — Also: Gaston hat die Listen der Schausteller auf dem St. Jean-Jahrmarkt durchgesehen, es sind nicht weniger als dreiundzwanzig Deutsche darunter! Und auf dem Platz vor der Kathedrale — das habe ich nicht von Gaston, sondern von Madame Tapin, die sie selbst noch fliegen gesehen hat — hat jemand einen ganzen Korb Brieftauben ausgelassen, zum Glück ist es der Vorsitzende des Brieftaubenvereins in Amiens gewesen, aber denken Sie sich, bei hellichem Tage, auf dem Platz vor der Kathedrale!»

Sommer begreift nicht, warum der Vorsitzende des Brieftaubenvereins seine Tauben nicht bei hellichem Tage auflassen soll und wieso der Platz vor der Kathedrale dazu ungeeigneter wäre als irgendein anderer, er faßt auch nur halb, was an diesen Nachrichten so besonders Aufregendes sein soll — »Beim St.-Jean-Jahrmarkt hat es immer eine ganze Anzahl deutscher Schausteller gegeben.«

«Ja, nicht wahr? Ich habe mir das gleich gesagt. Ich habe Sie doch selbst mit den Leuten reden hören, damals, als wir noch alle zusammen hinüberfuhren. Gaston meint allerdings — dreiundzwanzig — ich muß selbst sagen —»

«Aber, Madame Léandre! Wanderndes Volk, das überall und nirgends zu Hause ist!»

«Eben, eben! — Nein, ich habe immer gesagt: ihr kennt die Deut-

schen nicht. Herr Sommèr — wir haben doch über zwanzig Jahre mit ihm verkehrt — Nicht wahr, Sie halten es doch auch für ausgeschlossen, daß Ihre Landsleute, wie soll ich sagen, hergeschickt sind, daß sie das drüben seit langer Zeit vorbereitet haben?»

«Aber nein! Das heißt, wie soll ich das wissen! Ich sitze am Ende genau so wie Sie in Bayencourt, Madame Léandre!»

«Ah, verzeihen Sie!» Sie legt die ausgestreckte Hand begütigend auf die seine und sieht ihn mit einem Abbitte heischenden Jungmädchenblick an, der so seltsam steht zu dem verwitterten, von Puder grau gewordenen Gesicht.

«Ja, es wird nicht leicht für Sie werden! Denken Sie nur gar nicht, daß ich dafür kein Verständnis habe! Wenn Marie Louise das erlebt hätte! Sie hat doch Frankreich so geliebt — um Himmels willen, ich rede ja, als ob es schon so weit wäre — Gastons Brief . . . Hoffen wir das Beste, nicht wahr?» Sommer erhebt sich: «Sie müssen mich entschuldigen, sie warten auf mich mit dem Abendessen.»

An der Tür schlägt Madame Léandre plötzlich die Hände zusammen: «Nein, das habe ich ganz vergessen, Ihr Marcel, er müßte doch sofort ausrücken, nicht wahr? Schrecklich, schrecklich! Und Jean, Sie haben ihn zwar zurückgestellt — Nun, wenn es sein soll, es wird für das Vaterland sein! Unsere Kinder werden denen da drüben zeigen, daß man Frankreich nicht einfach überfallen kann!»

Sommers Gesicht bleibt unbeweglich.

«Jeder wird seine Pflicht tun, Madame!»

4

Die Dorfstraße liegt unbegangen. Sommer hat mechanisch den geraden Weg eingeschlagen. Warum auch der verlorene Bogen nach Norden? Was ihm das Herz schwer macht, fällt dabei nicht ab, er bringt es mit, mit jedem Schritt, den er tut, nähert es sich der Ferme —

Täuscht er sich? Überall aus den zum Abend geöffneten Fenstern dringt erregtes Gespräch. Oben an der Straßenkreuzung erscheint jetzt eine Gruppe junger Leute. Sie bleiben stehen und reden gestikulierend aufeinander ein. Als er sie erreicht hat, sieht er, daß es nicht die einzigen sind. Links auf dem Weg nach Souastre steht eine zweite Gruppe, halb in den Hof der Sauvets hinein. Die Sauvets halten nebenher das „Café“ von Bayencourt, es liegt im Hintergebäude und ist durch hellgrüne Strohjalousien kenntlich. Lautes Stimmengewirr klingt herüber, ungewöhnlich zu An-

fang der Woche.

Sommer wird freundlich begrüßt. Es sind ein paar Knechte, der junge Thomas scheint auf dem Heimweg bei ihnen stehengeblieben zu sein.

«Was gibt es?»

Verlegenes Schweigen, als schäme man sich vor einem Einsichtigeren Unsinn zu reden. Thomas überwindet es zuerst.

«Donner nochmal, wo sie sagen, daß wir den Krieg haben werden!»

Ja so, es hat in den Zeitungen gestanden. Oder haben die Braven das streng vertrauliche zu Hause streng vertraulich weitererzählt? Nein, es ist Madame Tapin gewesen. Wie ein Bazillenträger hat sie die Ansteckung von Amiens her übertragen.

Anderthalb Stunden, ein viertel Quadratkilometer Dorf und schon wütet es in den wildesten Gerüchten. In Amiens sind dreißig deutsche Spione verhaftet worden, sie werden wahrscheinlich schon morgen früh erschossen werden. Über der Kathedrale hat ein Flugzeug unerkennbarer Abkunft gekreist, gleichzeitig sind von allen Ecken der Stadt Scharen von Brieftauben aufgelassen worden. Bei Acheux hat man versucht, eine Brücke zu sprengen.

«Aber man sollte diese Frau festsetzen! Verbrecherisches Altweibergeschwätz! Ihr kennt doch Madame Tapin!»

Die vier lachen; ja, sie kennen Madame Tapin. Aber als Sommer weitergeht, hört er gerade noch, wie Thomas sich leidenschaftlich an die anderen wendet: «Und ich sage euch —»

Er hat die kleine Höhe vor dem Dorf wieder erreicht. Unwillkürlich bleibt er stehen und sieht zurück. Wieviel Zeit ist seitdem vergangen? Das gleiche Bild, nur daß die Strahlen der zum Untergang eilenden Sonne schräger fallen, der Rauch aus einem Schornstein, wo sie noch eben das Futter für das Vieh bereiten, sich goldener kräuselt. Ein paar Fenster glühen im Abendlicht, als schlügen Flammen dahinter.

Sind sie es, die in dem Mann auf der Höhe eine ferne Erinnerung hervorrufen? Manchen Abend hat er damals in Paris vom Balkon seines Zimmers im vierten Stock auf die gegenüberliegende Häuserfront gestarrt, das wechselnde Spiel der erleuchteten und wieder verdunkelten Fenster verfolgt; tief beunruhigt von der Fülle unsichtbaren Schicksals hinter der blinzelnd unveränderlichen Maske aus Stein, Schiefer und Glas.

Es ist dem Landkind wie ein Sinnbild der großen Stadt erschienen, in der er sich vom ersten bis zum letzten Tag als Fremder

gefühlt hat, des ruhelosen Her und Hin, des flutenden Gewanders, um das Häuser neben Häusern, Straßenzüge auf Straßenzüge als eine einzige ausgehöhlte Schale stehen.

Ein Trug von Ewigkeit, in dem nichts ewig ist als der Wechsel, der heimatlose Aufbruch von Wohnung zu Wohnung, vom Guten zum Bessern, vom Bessern zum Schlechten, wie es der Zufall eines erbitterten Lebenskampfes gerade füt und will.

Und heute? Und hier? Ein Trug auch das, das „ewige“ Dorf, mit seinen festgegründeten Stätten, Wiege und Grab von Generationen? Unter den Dächern dort unten hockt jetzt verwandeltes Volk, beugt sich vor seiner Angst oder überschreit sie, Stunden haben genügt, und alles ist fragwürdig geworden.

Der feste Hof, der Jahrhunderten getrotzt hat, zeigt seine Eingeweide, im Fachwerk der Kätnerwohnung knistert das Feuer, die Pflugschar, die der Sohn dem Alten vor kaum einem Jahr aus der Hand genommen hat, führt schon ein Fremder. — Und die Felder ringsum? Die stark und demütig reife Frucht? Was gilt es noch, daß das Ratour gehört oder nicht, zur Ferme gehört oder nicht? Ein Mann des Augenblicks ist vor ein, zwei Stunden diesen Weg gegangen, er hat triumphiert, daß hier das Korn ungleichmäßig, von Unkraut durchwachsen steht, er hat den dichteren Stand dort drüben, die volleren Ähren für das Maß aller Dinge gehalten. Es ist ein Mann, der gedacht hat, «Mein Sohn steht in Amiens beim 72. Infanterieregiment», nein, nicht einmal das hat er gedacht, mag er da stehen, er steht da noch lange gut —

Die Waldwand der Ferme wächst langsam hoch, die untergehende Sonne streift sie und die sieben Pappeln mit ihrem schrägsten Licht. Auch sie sieht anders aus, ernster, verschlossener, ja als schließe sie ab, decke im Rücken, anstatt verlangend über das weggeschnittene Stück nach Westen zu sehen. Heda, heda! Wir sind dabei, uns auf das schönste gehen zu lassen, armseliges Stück Menschenkind, das mit seinen Freuden und Sorgen gleich die ganze Natur in hellen oder dunkeln Farben bemalt. Was ist schließlich bisher geschehen? Man hat einen Erzherzog und eine Erzherzogin erschossen, vielleicht ist es ganz gut, daß sie den bissigen Kötern da unten einmal die Peitsche zeigen, sollen sie endlich Ruhe halten in ihren Bergtälern, und wenn sie es schon nicht lassen können, gegeneinander hinter Felsstücken im Anschlag liegen! Das müssen selbst die in Petersburg einsehen: Die Zivilisation Europas aufs Spiel gesetzt für eine Nation von Halbwilden! Eigentlich hat Bary es mit seinem naiven Gemüt nicht einmal so falsch gesehen. Und wenn dann noch die Deutschen in Wien ihr Wörtchen

sagen — nein, allein werden sie sich da unten in Österreich auf das Abenteuer nicht einlassen. — Ruhe, Ruhe! Morgen werden wir weiter sehen.

Auf dem Weg zwischen Waldrand und Feld wartet etwas. Sommers Gesicht leuchtet auf, Lucien hat den Vater erblickt, er rast, als gälte es einen Wettlauf, auf ihn zu und fliegt ihm, die Beine nach vorn geworfen, um den Hals, ein Klammersprung, aus den er besonders stolz ist. Yvonne folgt hüpfend mit der zögernden Zärtlichkeit, die er so an ihr liebt. Er faßt ihr lächelnd emporgewandtes Gesicht unter dem Kinn: «Na, Kleines?»

Es sind aufregende Dinge geschehen. Sie haben mit dem kleinen Eselskarren den der Vater eigens für sie zurechtgezimmert hat, eine ganz weite Ausfahrt gemacht, «weißt du bis dahin, wo es so furchtbar steil heruntergeht», und Pique — so heißt der kleine Störrische — ist ganz folgsam gewesen, er hat sogar so arg getrabt, daß Klein-Henriette von Meissoniers schrecklich zu schreien angefangen hat, und überhaupt hat er nur ein einziges Mal nicht weitergewollt. —

«— und dann hab' ich ihn beim Zügel genommen und da ist er mir sofort gefolgt», unterbricht Yvonne den anreißerischen Bruder und strahlt zu dem Vater hinauf.

«Ja, aber wenn ich ihn genommen hätte, wäre er mir auch gefolgt!»

Yvonne streitet nicht, obwohl sie es trotz ihrer scheinbaren Sanftheit sehr gut imstande ist. Sie schmiegt sich an den Vater und schweigt, während Lucien die Wechselfälle der Fahrt in heißen Schilderungen weiter entbreitet.

Sommer atmet die kühle Luft, die vom Wald her abendlich über den Weg langt. Er fühlt, wie unter dem Anhauch des jungen Lebens neben ihm das, was noch an Druck geblieben ist, sich langsam von ihm hebt. Überall wachsen sie so heranglänzen die Augen, schmiegen sie sich an den Vater, wenn sie ihm die immer aufregenden Erlebnisse des Tages erzählen.

Die Männer, die jetzt Europas Schicksal in Händen haben, sind schließlich Menschen wie du und ich. Sei es um die Erwachsenen — sie werden nicht wagen, *das* aufs Spiel zu setzen.

5

Berthe wartet mit dem Abendessen auf sie. Sie ist in ein Buch vertieft, von dem sie sich nur schwer loszureißen scheint. Sie setzen sich an den ungewöhnlich großen Mahagonitisch, der von einem

schwer ausgebuchteten Sockel getragen wird. Er ist nicht gedeckt, sondern nur durch eine abgepaßte Glasplatte geschützt, und das auch nur so lange, bis die Kinder ihn nicht mehr durch Teller- und Messerschrammen beschädigen, vor jedem Platz und unter jeder Schüssel werden dann kleine flache Strohgeflechte liegen. Das ist eine geschmackvolle Laune Sommers, der sie seinerzeit mit schwerer Mühe bei Marie Louise durchgesetzt hat, er ist in den tiefrot leuchtenden Glanz verliebt, die einfachste Speise scheint darauf festlich zu werden.

Die Zwillinge sind in ausgelassener Stimmung. Sie versuchen sich gegenseitig Fleischstücke vom Teller wegzupicken, so daß Sommer schließlich «Scht» sagen, und als das nichts hilft, Berthe als mütterliche Respektperson Lucien sogar einen Klaps auf die Finger geben muß, was mit ein paar kleinen Tränen quittiert wird.

Berthe, zuerst noch ein wenig wie benommen, beginnt zu ihrer gewohnten Lebhaftigkeit aufzutauen. Sie ist bei den Déraings in Foncquevillers gewesen und hat sich die neue Butterknetmaschine angesehen. «Du glaubst nicht, wie praktisch das ist, man dreht einfach an einem Schwengel wie bei einer Wringmaschine, und dann sind da aus einer runden Platte Stahlrippen, die sich um sich selbst und um die Platte drehen, wir müssen uns das unbedingt anschaffen, warum hast du es eigentlich noch nicht?» Und als sie nach Hause gekommen ist, hat gerade die große Zuchtsau ihre Jungen gehabt, vierzehn Stück, «sie sind ja wieder so entzückend, wie rosiges Fettpapier, man wird immer nur die Hälfte zu ihr lassen können, die andern tun wir dann solange in einen zugedeckten Korb». —

«Hast du die Zeitung gelesen?»

Berthe errötet, scheinbar ohne Grund. Aber ein Grund ist schon vorhanden: sie glaubt zu wissen, worauf der Vater hinzielt: auf ihren leidenschaftlichen Anteil an dem Caillaux-Prozeß, der jetzt eben alle Spalten füllt. Sie weiß, wie sehr ihm die sensationell aufgemachten Berichte der Pariser Gerichtskorrespondenten zuwider sind, er nimmt dann, wie eben jetzt, tagelang die Zeitung nicht zur Hand.

Sie sagt, und möchte es möglichst gleichgültig sagen: «Ja, ich habe hineingeschaut.»

«Der Caillaux-Prozeß?»

«Auch.»

«Und sonst?»

«Sonst? Ach ja, sie schreiben, daß es vielleicht Krieg gibt, aber das ist ja Unsinn.»

Sommer schweigt. Ist er verstimmt? Sie wartet auf den Blick, den sie so schwer ertragen kann. Aber er sieht vor sich hin und ißt das Stück Käse, das er gerade genommen hat, wie ungern zu Ende. Als die Zwillinge wieder einmal laut werden, fährt er sie ärgerlich an; sie merken die veränderte Stimmung und froh, eben fertig zu sein, bitten sie: »Dürfen wir noch etwas draußen spielen?«

«Aber nicht zu lange. — Berthe!»

«Ich bringe sie schon rechtzeitig zu Bett.»

Berthe deckt den Tisch ab.

«Brauchst du noch etwas?»

«Ach ja, die Zeitung. Und auch die von gestern, wenn sie noch da ist.»

Berthe hat sie aufgehoben. Es kommt vor, daß er um irgendeiner Sache willen danach fragt. Auf der ersten Seite der Sonntagnummer steht in großen Buchstaben: «Herr Caillaux als Zeuge vor den Assisen.»

«Lies doch das dumme Zeug nicht, Berthe.»

Sie nickt. Endlich. Und es hat noch ziemlich gut gegangen. Sie holt sich ihr Buch, das sie mit dem Titel nach unten auf einen der Halbschränke gelegt hat, sie hält es auf dem Rücken, als sie dem Vater den Gutenachtkuß gibt. Sommer merkt es nicht. Er ist es zu gewohnt, daß sie mit rotem Kopf in irgendeinem Buch steckt, meist zehnmal gelesenen albernen Jungmädchengeschichten, die zu ihrer sonstigen Reife längst nicht mehr passen. Er weiß freilich nicht, daß sie seit einiger Zeit zu den harmlosen aber doch nicht mehr jungmädchenhaften Romanen aus dem Nachlaß der Mutter übergegangen ist. Kein Grund, das nicht offen dem Vater zu zeigen, sie ärgert sich über sich selbst.

«Gute Nacht. Ich lege mich dann auch bald hin.»

Sie freut sich schon jetzt. Sie, ihr Bett und das Buch, das ist der schönste Dreiklang des Tages.

Sommer ist allein. Sein Blick bleibt mechanisch an den fett überdruckten Spalten hängen, die über den Caillaux-Prozeß berichten. Wie er das haßt, das wohlige Herumgeschnüffel in den privates-ten Dingen, um so abstoßender durch die scheinheilige Diskretion, mit der man das Nichtgesagte zehnfach zu verdeutlichen weiß. Ein Finanzminister, der eine geringfügige Steuer auf die höheren Einkommen durchsetzen will, skrupelloser Kampf der Interessenten, Veröffentlichung von Liebesbriefen an seine Frau, als sie noch die eines andern war, der tödliche Schuß dieser Frau auf den Urheber oder vielmehr das Werkzeug dieser Kampagne — das ist es, was seit einer Woche und gestern noch ganz Frankreich in Atem gehalten hat.

„... Recht darauf zu erfahren, was das so oft und mit so viel Geheimnis erwähnte Dokument ... Wenn es zutrifft, daß Herr Caillaux hinter dem Rücken des Ministerpräsidenten ... Die Deutsche Botschaft ...“

Der Raum liegt im gedämpften Licht der Tischlampe, von den Tellerbrettern und dem Löffelgehäng der alten normannischen Anrichte leuchtet es in kleinen Reflexen. Die Standuhr auf dem schweren Holzmantel des weiß und lila gekachelten Kamins mißt eine Stille, die nur durch das Geknister der umgewendeten Blätter, einmal durch das Prusten und Trappeln der zu Bett gehenden Kinder unterbrochen wird, die sich auf ihre Weise bemühen, leise zu sein.

Der Blick des Mannes am Tisch, der langsam Zeile für Zeile entlang gegangen ist, liegt sorgenvoll im Lampenlicht, die rechte Hand aus der rot leuchtenden Tischplatte hält die abgenommene Lesebrille.

Nicht der Ernst der Nachrichten aus Wien und Petersburg, der bei genauerer Kenntnis auch ihm, dem politisch Ahnungslosen nicht entgehen kann —: Es ist das Gefühl dieser Ahnungslosigkeit selbst, was Sommer beim Lesen immer bedrückender ins Bewußtsein getreten ist. Ein Blitz aus heiterm Himmel?

O alles weniger als das! Was jetzt herunterzuzucken droht, hat sich seit Jahren zusammengebraut, es hat schon an mehr als einem wolkenlosen Julitag wie heute zu Häupten gestanden — und er ist darunter herumgegangen, gleichgültig, sorglos oder höchstens mit einer Geste belästigter Abwehr, wenn ein Schatten davon ihm allzu deutlich über den Weg fiel. Gewußt? O ja, er hat darum gewußt, es hat sogar eine Zeit gegeben, wo er an politischen Vor-

gängen lebhaft Anteil genommen hat, damals zu Beginn, als die Pariser Atmosphäre noch frisch herüberwirkte. Aber wenn jedes unbefangene Wort zwei sattsam bekannte Falten auf einer vertrauten Frauenstirn hervorruft? Es ist ihm nicht ganz leicht geworden, aber am Ende hatte Marie Louise Recht und ein Anrecht zugleich.

Siebzig hat damals kaum ein halbes Menschengedenken zurückgelegt, die Armee des Generals Bourbaki ist nach der verlorenen Schlacht bei Amiens durch diese Gegend zurückgeflutet, sie haben feindliche Einquartierung mit ihren großen und kleinen Unzuträglichkeiten kennengelernt — War es zu viel, wenn sie als Entgelt für Scholle und Hof, die sie ihm mit sich selbst in die Hand gab, einen im Vergleich so geringfügigen Verzicht verlangte? Und doch ist Sommer heute, als habe er vielleicht Falten Falten lassen sein sollen. Er hätte ja auch bloß nicht davon zu reden brauchen (obwohl er aus der Erinnerung weiß, wie schwer das ist) . . . Schließlich: Was hat ihn später und besonders nach Marie Louises Tod gehindert, zu kannegießern wie nur irgendeiner in der Gegend?

Ja, das ist es! Dummes Geschwätz auch das übliche politische Gerede der Neunmalweisen! Wäre er, wenn er außer dem „Journal d'Amiens“ den „Temps“ und meinetwegen sogar die „Kölnische Zeitung“ gelesen hätte, ein Gran klüger, ein Gran vorbereiteter gewesen, nicht als die großen Politiker im Salon von Madame Léandre, sondern fast alle die XYZs in allen Ländern, die sich auf ihre politische Weisheit einen Klumpen zugute tun? Ja, und wozu eigentlich? Um den Gemeindegäubern, Bary, Bonfour und Cabochette, mit etwas mehr Einsicht und etwas weniger Unsicherheit einen politischen Vortrag zu halten, als er es heute abend getan hat?

Sommer stutzt. Es ist ihm als sei er in die Nähe eines Punktes gekommen, der ihm schon die ganze Zeit über unbewußt zu schaffen gemacht hat. Wahrhaftig! Hat er nicht den Dreien, nein Vieren, Rede und Antwort gestanden, als sei er in irgendeinem Sinne verpflichtet, davon mehr zu wissen als sie? Hol sie der Teufel, was heißt denn das! Plötzlich fällt ihm auf, daß alle, alle ohne Ausnahme, mit denen er heute geredet hat, sich zu ihm verhalten haben, als ob — nun, als ob er natürlicherweise irgendwelche geheimnisvollen Kenntnisse besitze!

Ratours Ausbruch, die unsinnige Aufforderung, zu beschwören, daß die Deutschen nicht über Frankreich herfallen werden — haben die andern, Bonfour, Cabochette, Madame Léandre, freundlich und jeder in seiner Art, nicht im Grunde das Gleiche verlangt? Sommer fühlt, wie ihm das Blut zu Kopf schießt: Ba-

ry, nein er täuscht sich nicht, er ist in der Verwirrung des Augenblicks darüber weggekommen — Bary hat klar und deutlich *Ihr Kaiser* zu ihm gesagt! *Ihr Kaiser* — als wären dreiundzwanzig Jahre mit einem Schlage ausgelöscht, als hätten sie nicht bei Gelegenheit oft genug einträchtig über „den“ Kaiser geschimpft, seine theaterhaften Coups, das großmächtige Gerede, das allmählich in einer belanglosen Konferenz versickerte. Sei es um Madame Léandre und ihre kleinen Anzüglichkeiten, sie verkörpert schließlich die Schicht, in der die gängigen politischen Begriffe zu Hause sind: das gewalttätige und heimtückische Deutschland, Elsaß-Lothringen, der Krieg 1870, die Revanche, aber Bary! Das ist dummer Verrat, um so kränkender als er sicherlich ganz unbewußt geschieht. Oder wäre ... am Ende ... ?

Nein. Sommers Zorn macht einer unvermittelt aufleuchtenden Erkenntnis Platz. Er sieht wieder Barys Blick auf sich gerichtet, er hört seine aufgestörte Stimme. Nein. Nein. Kein Verrat: Angst ist es gewesen, nicht nur bei Bary, bei allen, selbst bei Ratour — der triebhafte Drang, sich im Augenblick des Schreckens noch an den letzten zu klammern, der zu den herabdrohenden Mächten in irgendeiner Beziehung steht: «Du bist drüben geboren, du mußt jetzt sagen, daß es nicht sein kann, wir kennen euern Kaiser, eure Staatsmänner nicht, dich haben wir vor uns, sie sind schließlich Deutschbürtige wie du, so sag doch schon, daß es nicht sein wird!» Kindliche Hilflosigkeit. Als ob sie ihm antworten könnten, was Herr Poincaré oder Herr Delcassé im Sinne tragen, nur, weil sie auch Franzosen sind!

Sommer wird der gewonnenen Einsicht nicht froh. Plötzlich taucht Madame Tapin vor ihm auf, wie sie hinter ihm herschaut. Also auch das schon! Madame Léandres Stimme klingt an sein Ohr: «Ja sie werden es nicht leicht haben!» Wenn es nun wirklich hereinbricht? Nun und? Es ist nicht das erstemal, daß er sich über dies Äußerste, das immer im Bereich der Möglichkeit stand, Gedanken gemacht hat. Drüben in der Schublade liegt das Dokument, das ihn zum französischen Bürger erklärt, er hat in jedem Augenblick gewußt, was es bedeutet, er wird sich treu an das halten, was es ihm auferlegt. Das wissen sie auch, keiner, selbst nicht Ratour im Grunde, zweifelt daran. Was verbindet ihn nicht alles mit diesem Lande: die besten Jahre seines Lebens, das Grab auf dem kleinen Friedhof, die Kinder, die oben schlafen, der Sohn unter der Trikolore drüben in Amiens — Sommer ist, als ob er jetzt zur Wirklichkeit erwache.

Marcel! Wie hat er das einen Augenblick vergessen können!

Ja, was bedeuten die Nichtigkeiten, Barys Ausgleiten, Madame Léandres Geschwätz, und wie sie ihn sehen oder nicht sehen, vor der Sorge um den Jungen! Die Angst der andern, zum erstenmal hat sie ihn voll im Nacken, aus den Spalten der Zeitungen vor ihm scheint im Lampenlicht es drohend aufzusteigen —

Sommer erhebt sich. Der Raum wird ihm zu eng. Ein Gang in die Nacht, die nach der langen Dämmerung grauschwarz vor den Fenstern liegt. Noch ist es nicht soweit, noch kann alles vorübergehen.

7

Ein Lichtschein — kam er nicht aus Berthes Zimmer? — erlischt im Augenblick, wo Sommer in die Tür des Wohngebäudes tritt. Unter dem mondlosen Sternenhimmel ist der Hof eine massige Feste. Nur noch die wechselnden Laute des Schlafs sind lebendig: das Klirren einer Kette, der Aufschlag eines Hufs, Gegacker und Geflatter eines aufgeschreckten Huhns aus dem Geflügelhaus, das unwahrscheinlich starke Schnarchen eines Mannes in der Leutewohnung drüben, wo die kleinen Fenster weit offenstehen. Sommer geht auf das rechte Torgewölbe zu. Die Wand des Stallgebäudes, das den weiträumigen Hof auf dieser Seite flankiert, wächst ihm mit der Größe der nächtlichen Dinge entgegen. Die Gehür im Torflügel ist wie immer unverschlossen.

Vor ihm zeichnen sich die Silhouetten der Außengebäude in den Nachthimmel. Rechts an der Zufahrt das »große« Leutehaus, links etwas erhöht die beiden Geräteschuppen, in der Mitte die vorlängst zur Zucht neu eingerichteten Schweineställe, von dem alten Nußbaum überragt.

Ein leichtes, schleifendes Kettenrasseln, ein kleines, bescheidenes Piepsen kommt aus der Richtung des Baums. Armer, alter Kerl, wie lange ist es her, daß man sich nicht mehr mit dir beschäftigt hat. Die „Neuen“, die beiden deutschen Schäferhunde, mit denen du es nicht an Reinheit des Bluts, wohl aber an Härte und Mut aufnehmen kannst, haben dir ein gutes Stück von deinem verdienten Anteil weggenommen.

Sommer geht hin, das Tier begrüßt ihn mit der lautlosen und auch in der Bewegung zart zurückhaltenden Freude, die ihm von jeher eigen gewesen ist. Komm! Gehst mit, so warm ist die Julinacht, wie viele Winter hast du bei aller Kälte hier draußen gelegen, aber immer noch besser, als hätte dich das fahrende Volk zu Tode geprügelt, dem ich dich drüben am Gartenzaun abhandelte,

nicht wahr, Treux, du Hund mit dem merkwürdigen Namen?

Der Kopf des Hundes schmiegt sich der streichelnden Hand entgegen, Sommer kettet ihn los, ein paar dankbare Sprünge an dem Herrn hinauf, dann läuft er erwartungsvoll der Ausfahrt zu.

Warum kommt der Herr nicht? Da steht er noch immer in dem schwarzen Schattengewölbe unter dem Nußbaum. Eine plötzliche Müdigkeit hat Sommer überfallen, nein, nicht Müdigkeit, obwohl die Schwere des Tags sich in der unbewegten Schwüle lastend fühlbar macht: Eine Abneigung, auf das freie Feld hinauszutreten, den bergenden Bannkreis des Hofes zu verlassen, warum? Ach was, nicht mehr denken —

Treux trabt forschend heran, die Schnauze am Boden stromert er ein wenig um den Herrn, dann legt er sich still zu seinen Füßen. Ein andermal, du treue Seele, ich werde es nicht vergessen. Geduldig fügt der Hund sich wieder an die Kette.

Der Hof liegt in dunkler Versunkenheit, als Sommer zurückgeht. Kein Laut ist jetzt zu hören. Oben empfängt den Schlaftrunkenen weit aufgeschlagen das breite französische Bett, das er einst mit Marie Louise geteilt hat.

Es hat ihn aufgestört ohne Übergang in das Wachsein. Sein Herz schlägt hart und schnell wie in der Nachwirkung eines jähen Schreckens. Die Luft im Zimmer ist stickig und schwer.

Berthe hat vergessen, die Fenster zu öffnen.

Nichts hemmt von hier oben den Blick. Felder, Wiesen und Felder die Nähe, schwach erhellt vom Geflimmer der Sterne, hinter einer Bodenfalte die Drillingsdörfer, Foncquevillers, Gommécourt, Hébuterne, als graue, niedrige Wälle, ununterscheidbar in dunkler Tiefe die Ferne —

Osten — —

Sommer starrt hinüber. *Das* hat er unten vermeiden wollen, es zwingt ihn, es kommt ihm entgegen, es läßt ihn nicht. Wieder ist es der Trug eines Unwandelbaren, was ihn im tiefsten ergreift. Der Horizont, das Land, das er begrenzt, die Kuppel des Himmels darüber sind wie die Feste der Welt. Aber die kreisenden Sterne, die ewig unveränderlichen, sie kreisen so über Petersburg, Belgrad, Wien und Berlin, sie sehen auf die dunklen Fenster der deutschen Botschaft in Paris, zu der Herr Caillaux in geheimnisvollen Beziehungen gestanden hat, sie leuchten über dem Quai d'Orsay, der Wilhelmstraße, der Hofburg, dem Kreml. Und sind die Fenster der deutschen Botschaft dunkel, so erlöschen sie an den Generalstabsgebäuden der Hauptstadt vielleicht erst in den frühen Morgenstunden. Wer weiß, ob nicht in diesem Augenblick eine Hand über

eine Karte fährt, auf der der weite Raum, der ihn umgibt, in ein namenloses Nichts zusammengeschrumpft ist, wer weiß, ob, während die Völker sich sorgen, sorgen und — hoffen, nicht hinter ein paar Stirnen schon der Gedanke wohnt, der diese ganze „Ewigkeit“ in ein fragwürdiges Heute, in ein noch fragwürdigeres Morgen verwandelt? Wollen sie drüben den Krieg?

Kaum hörbar der Klang einer Kirchturmuh, ein einzelner Schlag. Wie lange hat er geschlafen? Die Zeit der hellen Nächte ist vorüber, der wandernde Schein im Norden seit Tagen erloschen, aus dem Osten kommt kein Licht, es ist tief in der Nacht.

Zweites Kapitel

1

Pierre tritt aus der Milchammer. Er hat sie beim Vorübergehen halb offenstehend gefunden, drinnen liegen die Sehtücher ungewaschen durcheinander, von den Bottichen ist nur die Hälfte gesäubert.

«Marie! Elise!» Die beiden Mägde sitzen hinten unter dem Vordach zur Scheune, sie sehen die Säcke für die Ernte nach, wenigstens geben sie vor, damit beschäftigt zu sein: schon von weitem erkennt man, daß das Getratsche mit Hyazinthe, der bei ihnen an einem Pfosten lehnt, die Hauptsache ist.

Elise legt den Sack, den sie gerade in Händen hat, beiseite und kommt heran mit dem selbstbewußten Wiegen des üppigen Fleisches, das sie für einen ausreichenden Grund ihres Selbstbewußtseins hält. Marie ist aufgestanden und sieht herüber, bleibt aber stehen und wartet vorerst das Weitere ab.

Sie hat Pierre aus der Milchammer kommen sehen, auch kennt sie sich im Klang seiner Stimme aus. «Ihr meint wohl, ihr könnt euch jetzt alles herausnehmen? Eine Schweinerei ist das! Wollt ihr die Milch nachher in die schmutzigen Bottiche tun?»

«He, wo der Postbote gerade die roten Briefe für André und Octave gebracht hatte! Was wollen Sie, man hat es vergessen!»

Sie sieht ihn mit dem plump koketten Blick an, der vor seinem düsteren Gesicht nicht zum erstenmal versagt.

Gerade betritt Madame Patte, von draußen kommend, den Hof. «Was gibt es?»

Pierre winkt, einen Schein verlegen, zu der offengebliebenen Milchammer hinüber. «Eh, Madame Patte, Ihre Sache, ich kam nur gerade vorüber.»

Madame Patte schwankt einen Augenblick, gegen wen sie sich wenden soll. Pierre ist für sie immer noch der Hergelaufene, vor dem sie sich bis in kleinste Kleinigkeiten neidisch zu behaupten sucht, Elise kann sie nicht ausstehen, weil das Mannsvolk hinter ihr her ist und weil sie alles tut, daß es es ist.

«Möchte wissen, was ihr noch mehr braucht, um einmal ein Auge zuzudrücken. Ein Krieg, das genügt euch wohl noch nicht?»

Sie hat sich zur Attacke gegen Pierre entschlossen, Elise kann immer ihren Auswischer bekommen.

«Soviel ich weiß, sind Elise und Marie bisher noch nicht einberufen.»

«Und im übrigen laßt das meine Sorge sein. He, Marie! Macht voran! Das Vieh hat des Kriegs wegen die Euter nicht später voll.»

Pierre hinkt zum Wohnhaus hinüber. Elise kommt dem Anschauzer Madame Pattes geschickt zuvor: «Sagt, was ihr wollt, das gönnt euch euren gesunden Gliedern nicht, die Krüppel.»

«Genug geschwätzt. Und legt nachher die Säcke zusammen.»

Sommer sitzt untätig an dem rohen, altersrauen Tisch, als Pierre in die Stube im Erdgeschoß tritt. Es ist der einzige Raum, den er ganz so gelassen hat, wie er ihn antraf. Die sonderlinghafte Gleichgültigkeit Mr. Paradis', Marie Louises Vater, gegen alles äußere Behagen begegnet in diesem zusammengewürfelten Durcheinander einfachster Gegenstände seinem eigenen Sinn für das Zweckhafte einer Arbeitsstätte.

Pierre bleibt zögernd stehen.

«Nun?»

«Es wäre — wenn wir uns vielleicht einmal die nächsten Tage überlegen wollten, Herr Sommèr? Die Leute, die abgängig sind, und dann ist doch übermorgen der Gestellungstag für die Pferde und Fuhrwerke drüben in Pas.»

„Am vierten Mobilmachungstag“ — Sommer sieht im Geiste die handschriftlich in den Drucktext eingefügten Worte. Eine Woche ist es her, daß das in Barys Stube vor ihm gelegen hat.

«Teil es nur ein, Pierre. Wieviel sind wir denn noch?»

«Mit André und Octave, die morgen wegmüssen, fehlen uns sieben Leute. Aber das Schlimmste sind die Pferde und vor allem die Karren. Weiß der Herr, ob wir die drei neuen abgeben müssen?»

«Wenn es Ersatz für ein Gefährt ist, das beim letzten Klassement eingetragen wurde?»

«Zwei davon bestimmt. Wenn Sie einmal nachsehen wollten?»

Sommer tritt an den ramponierten Empiresekretär und zieht eine der dicht übereinandergereihten Seitenschubladen heraus.

«Mit dem Roggen warten wir wohl, bis wir das hinter uns haben. Vielleicht kann der Herr ein paar Leute aus dem Dorf bekommen. Ja, und Madame Patte hat da noch Verwandte in Achiet-le-petit. Sie könnten sie mal hinüberschicken?»

Sommer hat die Stammrolle gefunden. «Leider. Der Dritte gehört auch dazu. Wenn man das vorausgesehen hätte — Noch etwas?»

«Ja — wird der Herr am Mittwoch mit nach Pas hinüberfahren? Es wäre, daß wir doch noch etwas frei bekämen. Herr Bary meint —»

«Bary, naja! Wo ihm die Gemeindeangelegenheiten so wenig Zeit

gelassen haben, sein Zeug instand zu halten — Nein, alles zu gut im Schuß bei uns, Pierre. Und dann — ich habe noch keine Nachricht aus Amiens.»

«Der Briefträger meint, daß die Privatpost nicht mehr herüberkommt.»

«Was sagst du? Sie werden doch nicht schon ausmarschiert sein?» Sommer geht erregt im Zimmer auf und ab. «Ohne den Jungen noch einmal gesehen zu haben!»

Pierre schweigt. Nicht nur aus Mitgefühl mit dem Vater, Marcel ist seine eigne Liebe. Wird er ihn wiedersehen?

«Ich fahre einfach morgen früh hinüber. Der kleine Jagdwagen ist doch in Ordnung? Halt, da fällt mir ein: haben wir nicht hinten in der Ecke noch zwei alte Sturzkarren stehen? Wir könnten sie herrichten lassen, wo uns die Wagen fehlen. Schick doch gleich heute abend —»

Ein scharf schlagendes Geklingel vom Torweg. Gleich darauf erscheint ein junger Mann, sein Rad führend, auf dem Hof. Oben öffnet sich ein Fenster. «Hallo, Maurice!», dann kommt Berthe die Treppe heruntergesprungen.

«Der junge Baudaire! Was heißt das? Will er Feuer läuten?» Sommer runzelt die Stirn. Er mag Baudaire und er mag vor allem Berthes Vorliebe für ihn nicht sehr. Der Gastwirtssohn aus Saily-aubois schlägt nach seinem Vater, der ein halber Hanswurst und ein gerissener Geschäftsmann zugleich ist. Die Kneipe in Saily—aubois wird bis spät in die Nacht nicht leer, dafür sorgen ein riesiges Orchestrion und der alte, seit einiger Zeit auch der junge Baudaire mit kräftigen, nicht immer ländlichen Späßen und Scharlatanerien. Maurice hat als Spezialität frisch abgelegte Pariser Schlagere und Schlagworte, die er von Abstechern nach Amiens herüberbringt. Wenn er sich auch Berthe gegenüber sichtlich zurückhält und es bei ihm selbst mehr jugendliches Geltungsbedürfnis ist —

Die Tür wird aufgerissen, Berthe erscheint, sie glüht, hinter ihr Baudaire, mit einer gewissen Befangenheit, die er Sommer gegenüber in den ersten Minuten immer an den Tag legt.

«Denk dir, Vater, Maurice hat sich freiwillig gemeldet, er meint, sie werden ihn bestimmt nehmen, er hat in Amiens einen Vetter, der Unterleutnant ist! Und vierzehn sind es allein aus Saily, darunter Albert Pontelieu, der den Gemischtwarenladen hat, und der ist doch schon über fünfzig. Und gleich kommen sie alle hier herauf, die Reservisten und die Freiwilligen und überhaupt alle, auch die Frauen. Sie machen einen Umzug über Ferme de la Haye und Bayencourt, gestern sind sie nach Hébuterne hinüber gewesen,

und überall haben sie sie begrüßt und die Marseillaise gesungen, sag doch, Maurice!»

«Na ja, wie Sie sich das denken können. Und ich wollte nur fragen, ob Ihre Leute mitkommen dürfen?»

«Natürlich. Wenn nur die nötige Anzahl zum Melken und Füttern zurück ist.»

«Versteht sich.»

«Und du — du hast dich also freiwillig gemeldet. Bravo, bravo!»

«Ja ja, müssen doch sehen, wie drüben das Sauerkraut schmeckt.» Berthe will sich ausschütten vor Lachen.

«Und eine Karte habe ich mir auch schon geschrieben: Herrn Maurice Baudaire, Sohn vom alten Baudaire, postlagernd Berlin. Kriegst auch eine Ansichtskarte von da, Berthe, mit dem Kaiser am Galgen drauf . . . Hörst du?»

Der rhythmische Schlag einer dicken Trommel wird hörbar, Lärm und Gesang, der sich verstärkend näher kommt.

Sie stürzen hinaus.

«Vielleicht sollte man ihnen ein Fäßchen Cidre aufschlagen?»

«Wenn der Herr meint.»

«Meinst du nicht?»

«Aber doch. Ich lasse mir dann von Madame Patte die Kellerschlüssel geben.»

Sommer ist nicht sicher, ob Pierre es gemeint hat, er hat keine Zeit, darüber nachzudenken. Eben biegt der Zug in den Hof, voraus die Kinder als jubelnder, hüpfender, tanzender Vortrupp. Zum Schlag der Trommel gesellt sich ein Horn und intoniert, nicht eben glockenrein, die Marseillaise. Männer- und Frauenstimmen fallen ein. Aus den Hofgebäuden treten die Mägde und Knechte, die dem Zug nicht schon entgegengegangen sind. Rechts aus der kleinen Leutewohnung kommt André Meissonier, die kleine Henriette an der Hand. Er spricht auffordernd ins Haus zurück. Marthe folgt ihm nicht.

Halb Saily-au-Bois ist herübergekommen. Die meisten sind in Zivil, aber wer etwas von militärischer Kleidung besitzt — und seien es auch nur Stulpenstiefel oder Gamaschen — hat es angelegt. Hier schultert einer ein altes Chassepotgewehr, auf mehr als einen grauen oder weißen Kopf ist das rote Käppi altmodisch verwegen aufgestülpt. Fast alle haben Kokarden, notfalls aus Mohn, Kornblumen und Margueriten, wobei es nichts verschlägt, daß aus dem Weiß der Margueriten die unschuldigen gelben Blütenböden leuchten.

Sommer ist auf die kleine Freitreppe getreten. Der junge sym-

pathische Doktor in der Uniform eines Unterarztes kommt zu ihm herauf:

«Man sollte eher sagen ein Fest, nicht wahr? Was wollen Sie: Es ist so etwas. — Was mich angeht, es ist mir, als hätte ich erst seit gestern zu leben angefangen. Eine Frau und dann vielleicht eine Praxis in Albert oder Amiens — eine Fliegerbombe mitten in der Arbeit für mein Land ist mir dann schon lieber.»

Sommer drückt ihm herzlich, ja dankbar die Hand. Das natürliche einfache Wort eines jungen Menschen, das erklärt, was sonst leicht wie ein unheimlicher Karneval erschiene.

Das Fäßchen Cidre, von Pierre und Mathieu heraufgeschafft, erweckt ein vergnügtes, spielerisch hingezogenes Aah —!

Man entschließt sich, es mit nach Bayencourt hinunterzunehmen. Es wird eine Gruppe mehr im Zuge geben.

Rechts in der Tür der kleinen Leutewohnung ist jetzt Marthe Meissonier erschienen, Henriette, die den Vater im Gewühl verloren hat, läuft weinend auf sie zu. André kommt mit gemachter Forsche herübergeschlendert.

«Gehst du mit?»

Marthe schüttelt den Kopf. Sie hat verweinte Augen.

Der lange Quintillet, der den Führer macht, gibt dem Horn ein Zeichen, die vertrauten Töne, die zum Sammeln rufen, schallen keck über den Hof. Der Zug ordnet sich zum Abmarsch.

André steht noch immer bei Marthe und redet auf sie ein.

Man wird auf die Gruppe, die nun für sich allein steht, aufmerksam.

«He, die Meissoniers!»

André zuckt die Achseln und tritt zu den andern.

Ein paar Frauen, die begreifen, was vorgeht, kommen herüber. «Aber was denn, Marthe! Du kannst ihn nicht allein lassen!»

Marthe ist weiß im Gesicht: «Sie werden sie euch totschießen!»

Die Frauen schweigen betroffen, von drüben werden ungeduldige Rufe laut.

Sie reihen sich wieder ein.

Der Fahnenträger hebt die Fahne.

Plötzlich stürzt Marthe auf André zu und klammert sich an ihn.

«Bleib, André, bleib! Nur diesen Abend, nur diese paar Stunden! Geh nicht mit! Geh nicht mit!»

Es wird still. André ist wütend und hilflos zugleich. Soll er die Frau von sich abschütteln? Die anderen fühlen sich zwiespältig angerührt.

Ein Scherzwort bricht den Bann: «Geh, Marthe, bekommst ihn

zur Nacht noch früh genug zurück!»

In dem allgemeinen Gelächter löst Marthe wortlos die Hände von dem Nacken ihres Mannes und geht ins Haus.

Trotzdem: der glanzvolle Abmarsch ist gestört. Baudaire rettet die Lage. Er entdeckt Madame Patte, die sich am Fuß der Freitreppe, gesetzt aber innerlich mitverlangend, im Hintergrund hält.

«Madame Patte! Madame Patte!» Es kommt ihm in den Sinn: «Heißen Sie nicht Marianne? Hoch Madame France! Sie soll die dicke Trommel haben!»

Johlende Zustimmung antwortet ihm.

Einer der Alten stülpt ihr sein Käppi auf: «Gib's dem Boche, Marianne! Erdrückst ihn, wenn du dich bloß drauffallen läßt!»

Madame Patte sträubt sich kreischend, als man ihr die große Trommel überhängen will. Ihr schwerer Körper sucht sich dem Zugriff Baudaires und der andern zu entziehen. Es hilft ihr nichts.

Der Trompeter bläst zum zweitenmal sein Signal. Alle sind mit einem Schlage Soldaten, so gut es geht, man weiß, was man dem Befehl schuldig ist.

Berthe hat in dem Lärm um Madame Patte den Vater zu bitten gewagt. Lucien und Yvonne sehen erwartungsvoll hinüber.

«Dürfen wir mit, Vater?»

«Auch die Kinder?»

«Wo alle dabei sind!»

«Wenn du meinst.»

In der Tat: Hat er ein Recht, in einem solchen Augenblick den Kindern, französischen Kindern, zu erlauben oder zu verbieten? Das ist für das Leben.

«Alle Mann — Vorwärts.» Die Musik stimmt das „Lied beim Ausmarsch“ an. Der um sein Instrument gebrachte Trommler hat mit taktvoller Einsicht in das erforderliche neben Madame Patte Aufstellung genommen und handhabt an ihrer Seite bleibend den Schlegel. Eben schwenken Berthe und die Kinder, zu denen sich Baudaire mit seinem Fahrrad gesellt hat, noch einmal herüberwinkend, zum Tor hinaus.

2

Der Lärm des abmarschierenden Haufens ist verhallt. Der Hof scheint im Frieden eines stillen Vor-Ernte-Sonntags zu liegen. Und doch ist es in der Woche, und draußen auf den Feldern steht der Roggen reif zum Schnitt. Sommer streicht sich über die Stirn. Das ist in seiner unwahrscheinlichen Wirklichkeit ein Bild des traum-

haften Zustands, in dem er seit Tagen herumgeht. Alles, was geschieht, prägt sich ihm mit einer fast aufdringlichen Lebhaftigkeit ein, aber dahinter steht das dumpfe Gefühl, als wohne er wirt zusammengereichten Szenen eines Stückes bei, deren Zusammenhang und innere Bedeutung ihm verborgen bleiben. Das ist der Krieg, diese lärmende und wie berauschte Menschenmenge? So festlich und übermütig sieht er aus, und die Sonne, die mit schwefelgelben Wolken bedeckt sein müßte, steht heiter darüber, als bekunde sie ihr Einverständnis? Wäre nicht das kräftige Wort des um sich und sein Schicksal wissenden Arztes gewesen, der flehende Aufschrei der Frau — ja, das allein ist wie ein paar Stricke, an denen man sich halten kann, um nicht im Unbegreiflichen zu versinken. Und doch und doch! Auch das andere ist wirklich gewesen, von einer Gegenständlichkeit, die jede innere Abwehr zum Schweigen bringt. So ist der Krieg.

Was tun? Was bleibt in dieser Leere, die kein Sonntag und kein Wochentag ist, zu tun? Die Hühner picken eifrig herum, aus dem Tümpel, in der Mitte des Hofes, zwischen den Steinbalustraden quakeln die Enten, ein Taubenschwarm erhebt sich vom Geflügelhaus und streicht knatternd querab aufs Feld, in den Ställen stehen die Ochsen, Kühe und Pferde und warten der abendlichen Fütterung entgegen, die sie sicher erhalten werden. Was zu tun ist, tut der Haufe, der jetzt nach Bayencourt hinunterzieht, ja, er ist, die lärmende Menschenraupe in den Feldern, das einzige, was zwischen hier und dort noch Sinn und Wesenheit hat.

Sommer kehrt in die Stube im Erdgeschoß zurück. Die Zeitung von gestern — die heutige ist ausgeblieben — liegt noch auf dem Tisch. Von gestern? Gibt es seit einer Woche noch ein Maß, mit dem die Zeit, ein Maß, mit dem irgend etwas gemessen werden kann? Sein Blick fällt auf die Ortsnachrichten, die er noch nicht gelesen hat; wie viele werden sie gelesen haben? In der Rue Jacques de Lille hat ein Hund den Hausbesitzer Delagrance in die Wade gebissen, er soll auf Tollwut untersucht werden . . . Die Ehefrau G. ist in der Abwesenheit ihrer Flurnachbarin in deren Wohnung eingedrungen und hat dort alles kurz und klein geschlagen, Grund Eifersucht . . . Der Komplex des Jesuitenkollegs „La Providence“ ist über den Schätzungswert von 309.000 für 500.000 Franken zugeschlagen worden . . . — Das steht da und nimmt seelenruhig seinen Raum ein, wie die kleinen Anzeigen, in denen Madame Bovarier ein wirklich erstklassiges Zweitmädchen sucht, und das hierher versetzte Ehepaar M. eine ruhige Wohnung in der Nähe des Kasernenviertels.

Warum auch nicht! Ist etwa die „beachtenswerte Kundgebung“ auf dem Bahnhofsplatz weniger kurzlebig gewesen, mit der dem Unabwendbaren sich entgegenzustemmen, die Anhänger des „Comités zur sozialen Verteidigung“ noch am Freitag abend für möglich gehalten haben? In der Explosion der allgemeinen Mobilmachung sind ihre Rufe „Nieder mit dem Krieg“ so dünn verhallt, wie der Schuß, der in einem Pariser Café den Sozialistenführer Jaurès — ihr Fanal, ihre Fahne! — zu Boden gestreckt hat.

Ja selbst die feierlich in fetten Lettern über die Seite weggesetzte Proklamation der Mobilmachung: ein historisches Dokument bereits in dem Augenblick, wo der Setzer zum Satz in den Kasten griff. Damals — wann? vorgestern, ist es in Wirklichkeit gewesen, als am Spätnachmittag die Glocken ringsum zu läuten anfangen, zum Zeichen, daß das durch Europa fressende Feuer den Boden Frankreichs erreicht hat. — Die Mobilmachung, das ist der kleine alte Alcibiades, Feldhüter von Bayencourt, als er gemäß dem besonderen Befehl, den Hof mit seiner Trommel betrat, die er kaum zu handhaben weiß, die Mobilmachung, das ist die kleine Schar der Leute von Ferme de la Haye um ihn herum; auf deren schwer ergriffenen Gesichtern noch nichts von der rauschvollen Verwandlung der nächsten Tage zu lesen steht.

Und inzwischen? Was ist geschehen, seit diese Nachrichten von gestern das Neueste von vorgestern waren? Hier wird erzählt, daß deutsche Husaren schon vor der Mobilmachung in Elsaß-Lothringen die Grenze überschritten haben, sie haben sich von einem Wirt ausgiebig Wein geben lassen und sind zurückgeritten mit dem Wort „Unser Herrgott wird es bezahlen“.

Donnern jetzt da unten die Kanonen und verlangen mehr als Wein? Ja, sie haben es noch leicht, zu jubeln, die hier im Norden. Zwei Grenzen, ein Land, das durch Verträge geschützt ist, trennen sie von drüben. Aber die im Südosten, die nicht wissen, zieht es hin, kommt es her? Sommer fühlt, wie eine quälende Unruhe in ihm wächst. Auch das stille Mitsichselbstsein, sonst ein vertrauter Freund, hat sein Gesicht verwandelt. Wer jetzt mit sich allein ist, ist wirklich allein.

Bary fällt ihm ein. Wie wird er, den das kleinste Ungewöhnliche aus dem Häuschen bringt, sich zurechtfinden? Ach was, warum es sich nicht geradeheraus eingestehen: Das Nest da unten, das man oft Tage und Wochen nicht betreten hat, ist für Ferme de la Haye zu einer bewegenden und bewegten Mitte geworden.

In der Tat: Massen wie diese hat Bayencourt wohl noch nie, selbst nicht zu den Festen des Heiligen gesehen. Schon vor den ers-

ten Häusern summt es herüber, gruppenweise strömt es die Dorfstraße hinab, tritt überall aus den Häusern und schließt sich an. Sommer erfährt den Grund: Bary wird unten an der Schule neue Nachrichten bekanntgeben.

Die Menge füllt den dreieckigen Platz bis in die Straße zurück. Bary steht am Fenster der Schule, ein paar Blätter in der Hand — oh, keineswegs hilflos, wie man vielleicht erwartet hätte, ihn zu finden. Er ist sich der feierlich ernstesten Bedeutung des Augenblicks und seiner eigenen darin wohl bewußt, nur eins wurmt ihn: daß ihn nicht, wie dem Bürgermeister von Albert, eine Freitreppe, geschweige denn das dazugehörige Rathaus zur Verfügung stehen, um die im Laufe des Tages eingetroffenen Nachrichten zu Verkündigen. So muß er sich mit dem erhöhten Fenster der Schule begnügen, die durch die Tafel für die öffentlichen Bekanntmachungen immerhin amtlichen Charakter erhält.

Gejohle und Gepfeife erfüllt die Luft, als Sommer hinzutritt, irgendwo löst es sich in die Marseillaise. Bary winkt heftig ab, das ist noch nicht der Augenblick: die offizielle Kriegserklärung, — wer hätte es anders erwartet! — die fadenscheinigen Behauptungen der deutschen Regierung über französische Angriffshandlungen, der schneidende Gegenbeweis, mit dem Paris den Vorwurf auf die Deutschen zurückschnellen läßt.

Eine andere, erschütternde Nachricht steht noch bevor, und sie ist geeignet, die gute Sache Frankreichs, die brutale Niedertracht des Gegners erst in vollem Lichte erscheinen zu lassen.

Bary wartet, bis auch die letzte Unruhe verebbt. Dann liest er, in der Erregung sich ein paarmal versprechend, aber der Ernst dessen, was er liest, tritt dadurch nur um so tiefer ins Bewußtsein:

«Der Überreichung der Kriegserklärung ist noch gestern abend ein Ultimatum Deutschlands an die belgische Regierung in Brüssel vorhergegangen, den Deutschen freien Durchmarsch durch Belgien zu gewähren. Belgien hat die Erlaubnis verweigert.»

Sommer wird sich später nur mühsam erinnern, was in diesem Augenblick in ihm vorgegangen ist. Sind das noch dieselben Menschen, die sich wie zu einem Feste versammelt haben?

Plötzlich ist er zu einem Teil dieser heulenden Masse geworden, er hört sich aus vollem Halse «Nieder mit Deutschland» schreien, er fühlt sein Herz erfüllt von Wut, Empörung, Haß — in einem Augenblick ist der Krieg, eben noch ein fernes Donnerrollen, hoch über den Horizont gestiegen, alle fühlen es, wissen es: Der Stoß, der Frankreich treffen soll, nicht mehr irgendwo da unten im Südosten — er zielt hierher! Er zielt nach der Schule und dem kleinen

Kirchlein da drüben, er zielt nach jedem einzelnen Haus, er zielt nach Ferme de la Haye.

Die Elenden, ja, die Elenden! «Hoch Belgien! Nieder mit Deutschland! Nieder! Nieder!»

Wie Sommer sich zufällig zur Seite wendet, sieht er ein paar Schritte entfernt Ratour, der zu ihm herüberblickt. Er verstummt, als habe ihn wer bei einer beschämenden Handlung ertappt. Der Alte schiebt sich an ihn heran, seine Augen schwimmen. «Nicht wahr? Nicht wahr? Kommen Sie!» Er faßt Sommer beim Arm und will ihn nach rückwärts führen.

Sommer wehrt ab. «Lassen Sie uns weiterhören. Vielleicht gibt es noch anderes . . .»

«Ach was, Sicherung der militärischen Geheimnisse, ein Ausfuhrverbot für Vieh aus dem Bezirk — wir werden davon noch genug bekommen.»

Er hakt sich bei ihm ein.

«Man ist jetzt alle Brüder, nicht wahr? Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte! Brüder — alles vorüber! Man hat sich in den Haaren gelegen, gut, fertig, vorüber — nieder mit Deutschland, fertig, alle Brüder, verstehen Sie?»

Sommer bleibt zurückhaltend. Die wortreiche Rührseligkeit, ein Hauch von Schnaps . . . Er versucht, seinen Arm frei zu bekommen, ohne daß es kränkend erscheint. Ratour läßt selber los. Er steht offenbar ganz fest auf den Beinen.

«Wissen Sie was? Kommen Sie einen Augenblick zu den Sauvets. Ganz Bayencourt und halb Sailly wird da sein. Man muß zusammenbleiben heute.»

Sommer fühlt, daß er nicht ablehnen kann. «Nun gut, auf ein kleines Glas.»

Zwei Männer, die man noch nie gesellig beisammen gesehen hat, betreten das Café der Sauvets.

3

Der Hofraum — sonst der einer schlecht und recht betriebenen kleineren Bauernwirtschaft — ist in einen fliegenden Ausschank verwandelt. Man hat in Eile alles Sitz- und Tischähnliche herbeigeschafft, die Nachbarn haben bereitwillig ausgeholfen. Ein paar lange Leutetische, Stühle in den verschiedensten Formen, sogar ein alter Polstersessel, aber auch Kisten und durch irgendwelche Stützen bewohnbar gemachte Bretter. Selbst die steinerne Einfassung des Mistes hat sich der Notpflicht alles in Sitzhöhe ragenden

nicht entzogen: Marie Sauvet — oder Brebis, wie sie nach ihrer Schutzpatronin, der Madonne de Brebière in Albert genannt wird — holt gerade die letzten Gläser von dort herüber, um für den neuen Ansturm gerüstet zu sein.

Drinne in der leeren Stube sitzt Madame Sauvet müde auf einem Stuhl, die Hände vor sich aus den Knien. Sie grüßt mit freundlich gleichmütigem Gruß, obwohl es sie verwundern muß, die beiden gemeinsam eintreten zu sehen. Eh, man ist Bäurin und Wirtin zugleich, eine doppelte Schule, Mund und Miene vorsichtig in Ruhe zu halten.

Brebis versteht es noch nicht so gut. Wie sie die zwischen Arm und Leib gepreßten Gläser aufatmend in den Spülbottich neben dem Schanktisch gleiten läßt, sieht sie mit einem ganz kleinen Zwinkern zur Mutter hinüber. Sie erhält kein Gegenzeichen.

Sommer und Ratour haben an dem Tisch zwischen Kamin und Fenster Platz genommen, der in schweigender Übereinkunft den «Großen» vorbehalten ist. Der Raum bildet im Gegensatz zum Hof das Bild der gewohnten sauberen Ordnung. Die Tische mit den fruchtgemusterten Wachstuchauflagen sind schon wieder abgewaschen, Blumen auf dem hübsch gekachelten Kamin, friedlich darüber an den Wänden das Diplom, das Herrn Sauvet selig den Besuch der Primärschule bestätigt, die altvertrauten Jagdbilder, auf denen die Jäger seit Jahren anlegen und zielen, ohne zum Schuß zu kommen, landwirtschaftliche Anpreisungen, darunter die eines Abdeckers, das die Verwandlung durch den Tod in einem umgekehrt gedruckten, gleichsam am Himmel trabenden Pferde sinnfällig zu machen sucht.

Marie mit ihrem gutmütigen Gesicht aus Pickeln und Sommerprossen tritt heran: «Was bringe ich?»

«Eine Flasche Bier, Brebis.»

«Eh, es gibt keins mehr.»

«Zwei Kirsch, Brebis. Und auf meine Rechnung!»

Sommer wehrt ab.

«Aber wenn ich sage, daß ich Sie einlade! Man muß es begießen, gehen Sie!»

Madame Sauvet seufzt aus der Ecke.

«Das ist immer dasselbe. Monatelang nichts und dann, sieh zu, wie du's machst! Man müßte ein Hotel auf den Boulevards haben für das. Etienne ist nach Souastre hinüber, ob er nicht ein paar Gebinde bekommen kann.»

Ratour neigt sich zu Sommer hinüber: «Wir müssen morgen mit Bary alles gründlich durchsprechen. Was das hier angeht — er

schlägt sich aufs Herz — nichts zu sagen, aber hier oben, nicht genug Schmalz im Kopf! Man hat sich wirklich zu dumm benommen. Sie und ich — das ist das Dorf, nicht wahr? Was man alles zusammen hätte machen können!»

Ein Wagenrollen draußen überhebt Sommer der Antwort. Es wird ihm einfallen, ein Wort über Bary zu sagen.

Draußen schwenkt Etienne, auf dem Bock stehend, in der einen Hand eine Kognakflasche, mit dem Zeigefinger der andern stippst er übermütig hinter sich in den Wagen, wo die Hälse von Bierflaschen herausragen. Madame Sauvet und Brebis strahlen. Ein unverhofftes Glück, daß sie drüben noch nicht alles ausgetrunken haben.

Unten an der Schule hat Bary ein dreifaches Hoch auf Frankreich und die befreundeten Nationen, vor allem die Belgier, ausgebracht. Eine Stimme, die hinter ihm in die Nationalhymne einfällt, verrät ihm die unvermerkt gebliebene Anwesenheit von Mademoiselle Blaire, die als Lehrerin hier das Hausrecht besitzt. Sie hat die ganze Zeit über verzückt im Hintergrund gestanden. Als er vom Fenster zurücktritt, drückt sie ihm ekstatisch die Hand, sie hat Tränen in den Augen: «O ist das schön, Herr Bürgermeister! Man möchte sagen, die Tage von 1793! Das ist ein heiliger Krieg. Rache für Leipzig!» (Sie tut es, Zadire Buonaparte Blaire, nicht unter der Napoleonischen Zeit.) Bary erwidert ihren Händedruck mit der gleichen Ergriffenheit: «Nicht wahr?» Der Inhalt der Nachrichten, die er eben verkündigt hat, ist zurückgesunken, übriggeblieben nur das Gefühl eines unsagbar Beglückenden und zugleich Tatkraftigen: als sei der Feind durch den Zorn, die Entschlossenheit, die Hingabe der Leute von Bayencourt und Saily-au-bois schon zurückgeschlagen.

Es ist nicht sein Gefühl allein. Der Schock, den man von der plötzlich im Osten aufgestiegenen Gefahr empfangen hat, scheint vergessen, an seine Stelle ist ein doppelt erbitterter Kampfeswille getreten, eine berauschte Siegeszuversicht, für die es keinen andern Grund gibt als das Bewusstsein, einem Gegner gegenüberzustehen, dessen schamlose Niedertracht jetzt offen vor aller Augen liegt. Kein Zug mehr, was da die Dorfstraße hinaufzieht, ein Schwarm, eine Masse, sie singt ein kriegerisches Lied zum aufreizend unregelmäßigen Schlag der großen Trommel, der Hornist ist bei einer der erregt debattierenden Gruppen zurückgeblieben.

Oben hat sich das Bild im Handumdrehen verändert. Die Schankstube, die Bary mit seiner Gruppe betritt, ist nunmehr ein lärmendes, schreiendes Etwas, fast ausschließlich Männer, was

auch sonst so hier verkehrt, durchmischt von Freunden und Bekannten aus Saily. Der Hauptteil mit den Frauen erobert den geräumigeren Hof. Rufe der zuerst Gekommenen für die, denen sie Plätze freigehalten haben, Mädchen, die mit gerafften Röcken über die Tische steigen, ein Kampf um die Musik, die jeder bei sich in der Nähe haben will. Dazwischen drinnen und draußen die Sauvets, unterstützt von ein paar hergeliehenen Mägden, die nicht wissen, wo sie beginnen sollen.

Bary hebt forschend den Kopf, als er Sommer und den Alten zusammen sieht, ein bedeutsamer Händedruck, ein leises «Sehr gut, sehr gut, Herr Sommèr»: es wundert ihn kaum, auch das gehört wie selbstverständlich dazu. Hippolythe steht verlegen, die abgearbeiteten Hände vor sich übereinander, Ratour schlägt ihm auf die Schulter: «Los, gib sie ihm schon! Man ist Freunde, verstehst du? Alles Brüder!» Sommer und Hippolythe reichen sich die Hand, sie setzen sich, Hippolythe noch immer befangen; schwerfällig wie er ist, wird er mit der neuen Lage nicht in einem Augenblick fertig.

Überall bildet die deutsche Durchmarschforderung das Hauptgespräch. In kleinen Abständen taucht das Wort «die Belgier» aus dem allgemeinen Lärm hervor. Sie sind die Helden des Tages geworden. Niemand zweifelt daran, daß sie in der Abwehr des deutschen Einfalls Wunderdinge verrichten werden. Ein alter Knecht aus Saily, der schon den ganzen Weg über eine Peitsche mitgeführt und damit zur Musik den Takt geknallt hat, dreht sie um, und vollführt mit dem kräftig geschwungenen Stiel eine Geste, die deutlich zeigt, wie man drüben mit «diesen Schmierfinken» verfahren wird. Aus der Ecke am Schanktisch erhebt sich ein mit Durchschlagskraft genau kommandiertes «Hoch die Belgier!», ergreift den ganzen Raum und pflanzt sich nach draußen fort, gefolgt von einem nachklappernden Tusch des Horns und des Schlagzeugs.

Auch am Tisch der Honoratioren spricht man über die vermutlichen Folgen des deutschen Vorgehens. Bary, noch immer getragen von der bedeutsamen Rolle, die er eben gespielt hat, versucht sich energisch in großer Politik. Er beteuert, daß «diese Leute» verrückt sein müssen, weil sie sich zu Franzosen, Serben und ich weiß nicht wieviel Millionen Rassen auch noch die Belgier auf den Hals laden. «Und Sie werden sehen, meine Herren, daß jetzt auch England eingreift. Das können sie nicht dulden, das nicht!»

Mercier, der neue Besitzer von Rossignol-Ferme, ein Vierziger aus dem Norden des Pas de Calais, scheint Wert auf die zwei Nasen zu legen, die er bis vor kurzem der englischen Küste näher gewesen ist: «Die Engländer? Gehen Sie: wir kennen sie da oben.

Das denkt nur an sich. Wir verabscheuen sie Sie sind nicht besser als die Deutschen.»

«Aber sie haben die Flotte mobilisiert!»

«Ach, mit ihrer Flotte! Wollen sie vielleicht den Rhein damit hinauffahren? Die Belgier, das ist unser Blut — sozusagen.»

Sommer wendet sich an den jungen Doktor, der sich still hinzugefunden hat: «Was meinen Sie? Ist es gut oder schlecht für uns?»

«Ich weiß nicht. Wenn die Unsern es nicht vorher gesehen haben . . . Es muß schwer sein, all dem eine andere Richtung zu geben.»

Der Zweifel, in einem Punkt, der für jeden einzelnen hier so folgenreich werden kann, wird von Rossignol-Ferme sehr übel aufgenommen: «Aber, mein Herr, sie haben doch Festungen da drüben! Für die paar Tage wird das wohl halten!» Der Doktor antwortet nicht. Paar Tage — wie sie sich das denken.

Bary überlegt: «Warten Sie: Namur, noch eine, ich weiß nicht — und dann natürlich Antwerpen.»

«Brüssel.»

Ratour greift diktatorisch in das Gespräch ein. Er ist kein angenehmer Tischnachbar. Alle Augenblicke springt er auf, um mit seiner alterskrächzenden Stimme jemand etwas zuzuschreien. Von den dickwandigen Schnapsgläsern, die mit ihrem gewalttätigen Inhalt — fünfzigprozentigem Kirsch — zugleich sich selbst zu hüten scheinen, hat er schon mehr als das erste hinuntergestürzt, und wer weiß, was vorhergegangen sein mag.

«Aber nein, Ratour, ich bin sicher, daß es Antwerpen ist.»

«Brüssel. Antwerpen ist ein Hafen.»

Was niemand bestreitet. Sommer kommt Bary zu Hilfe.

«Bary hat recht. Namur, Antwerpen und Lüttich, nicht zu vergessen.»

«Wenn Sie es besser wissen!» Ratour kneift die Lippen zusammen. «Eh, man kennt das, daß sie beide immer zusammenhalten. Reden wir nicht davon.»

Er setzt sich quer auf seinen Stuhl und kehrt Sommer und Bary ungezogen den Rücken zu. Dadurch gerät der Doktor in sein Blickfeld.

«Nun, Doktor?» Er schlägt ihm auf die Schulter. «Wird der alte Quacksalber in Acheux sich freuen, daß er Sie wieder aus der Gegend bekommt! Möchte das Geld dafür haben, was er mir alles in den Leib geschüttet hat. Bah, Sie werden auch einmal so werden. Das ist wie bei uns die Hauptsache: daß etwas dabei herausspringt, was? Ein kleines Glas mit mir zum Abschied, kommen Sie!»

Der Doktor wehrt liebenswürdig ab.

Ratour gerät außer sich: «Aber Herr Doktor! Sie werden das nicht tun!» Er faßt ihn bei einem Knopf der Uniform und dreht daran herum. «Habe ich Sie beleidigt? Nichts Anständigeres als Geld zu machen!»

Er läßt plötzlich von ihm ab. Er hat zwei Knechte entdeckt, die zwischen den Tischen wie suchend um sich blicken.

Der Arzt beugt sich, nach seiner Mütze greifend, zu Sommer: «Ich rette mich.» Mit einem herzlich-schnellen Händedruck rundum verläßt er unauffällig den Raum.

Ratour hat sich stolpernd an Sommer vorbeigezwängt und führt die beiden, die zögernd folgen, an den Tisch. Geehrt, wie sie sich fühlen mögen, ist ihnen die Gesellschaft der „Herren“ nicht ganz behaglich.

«Aber doch, aber doch! Wozu sind Stühle da! Zum Sitzen, nicht wahr? Habt keine schlechteren Hintern als wir, französische Hintern alles in allem! Ihr wißt, wieviel Morgen ich habe: fünfhundert und — na, egal. Ein Dreck — weg damit! Nur noch Franzosen! Seht mal» — er faßt Sommer bei den Armen und schüttelt ihn — «Ein alter Lump, zwanzig Jahre hat er mich gepiesakt! Und heute?! Alles Brüderl — Sieh mich nicht so an, Hippolythe, er hat dir Marie Louise weggeschnappt, ach was, hättest sie ja doch nicht bekommen, ein altes Kaff, was du jetzt zu Hause hast — alles vergessen! Gib ihm die Hand! — Was? — Naja.»

Er wird plötzlich ruhig. Hippolythe hat mit wütend zusammengekniffenen Brauen erst ihn, dann die beiden Knechte angesehen. Schämt sich der Alte nicht? Französische Hintern, schön und gut. Aber schließlich ist man die Ratours und nicht irgendwer.

Sommer ist an den Nebentisch getreten. Er hat einen Pächter aus Saily erkannt, sein Sohn steht mit Marcel in der gleichen Kompanie. Ja — Péperin hat noch eine Karte bekommen, es scheint, daß das Zweiundsiebzigste erst Mitte der Woche ausrückt. Sommer atmet auf, er bleibt unschlüssig stehen; der lärmende Alte in seiner trunkenen Brüderlichkeit ist ihm unausstehlich, er überlegt, wie er es dem Doktor mit gutem Abgang nachtun kann.

Draußen bereitet sich inzwischen ein Schauspiel vor, das nie ausbleibt, wenn der junge Baudaire sich in Gesellschaft von mehr als zwei Personen befindet. Sein todsicheres Schlagerrepertoire ist zwar von eben aufjetzt unanbringbar geworden, immer hat der das eine oder andere passend in Bereitschaft, aus dem nationalen Programm eines Vaudeville-Komikers, weniger bekannte Volks- und Soldatenlieder, und was schadet es auch, wenn man Bekanntes bringt! Er ist auf einen Tisch gestiegen, und versucht sich mit einem improvisierten Schalltrichter Ruhe zu verschaffen, unterstützt von dem rhythmischen Gläsergeklapper der neben ihm Sitzenden. Drinnen in der Schankstube wird man aufmerksam, man drängt zu den Fenstern, auch Sommer tritt hinzu.

Seltsam! Drinnen und draußen die gleichen Menschen, aber macht es die schwüle Abgeschlossenheit drinnen, die freie Luft oder die Anwesenheit der Frauen draußen, nach dem betäubenden Durcheinander der Schankstube wirkt das Bild des Hofes unschuldig, anständig, ja, anständig, es gibt kein besseres Wort dafür. Es ist langsam still geworden, nur ein paar Übereifrige bleiben lauter in ihr Gespräch verhakt. Was an Kindern da ist, hat sich zwischen die Sitzenden gedrängt und sieht aus nächster Nähe erwartungsvoll zu Baudaire hinauf. Sommer gegenüber hocken drei stämmige Mädchen auf der Hofmauer wie Vögel auf der Stange. Die mittlere, etwas kleinere, ist Berthe, sie blickt, die Hände zwischen den Knien fest gefaltet, zu Baudaire hinüber, ohne den Vater zu bemerken.

Baudaire beginnt mit einem erzählenden Gedicht, das seiner ganzen Art nach wie die verstreuten Uniformstücke ringsum aus dem siebziger Krieg stammen mag. Es ist die rührselige Geschichte einer Mutter, deren Sohn als vermisst gemeldet wurde. Sie quält sich, daß sie nicht einmal ein paar Blumen auf sein Grab bringen kann. Nachts erscheint ihr dann «der mutige Krieger», um ihr in umfangreichen, von den edelsten Gefühlen getragenen Darlegungen auseinanderzusetzen, was eine Mutter in einem solchen Falle alles Tröstendes zu empfinden imstande ist. Nicht genug damit, gibt er ihr eine praktische Anweisung, die die ganze Angelegenheit in Ordnung bringt:

«Mutter, pflanze einen Baum
 Und vergiß nicht, treu ihn zu begießen.
 Rauscht der Wind aus seinem Blätterraum,
 Wird dich deines toten Heldensohnes Stimme grüßen.»

Ein Buntdruck aus einer Kleinleutewohnung, ein Rührstück, wie gesagt, noch betont durch die marionettenhafte Drehung des Unterarms aus dem Gelenk — ungeschickt von einem Vorstadtkünstler abgesehene Geste —, mit der Baudaire seinen Vortrag begleitet. Und doch! Sommer fühlt es wie einen Hauch aus der ganz still gewordenen Menge zu sich aufsteigen. Es ist, als ob aus dieser verzerrenden Spiegelung zum erstenmal das wahre Gesicht dessen, was bevorsteht, herüberblitze. Ob vermisst oder gefallen, ob Sohn oder Gatte oder Bräutigam: unsichtbar gezeichnet sitzen sie hier mitten darunter, die man niemals mehr sehen, niemals mehr neben sich fühlen, deren Hand man niemals mehr fassen wird.

Ein kurzes Händeklatschen dankt, bei dem nur die gleichmäßige Stärke verrät, wie sehr es aus ergriffenem Herzen kommt. Baudaire weiß es zu werten, er will, befeuert, gerade zu seiner zweiten Nummer ansetzen, als hinter ihm eine dünne, heisere Stimme zu singen beginnt. Er dreht sich ärgerlich um, aber schon ist es zu spät: die eben noch so andächtige Menge ist befreit in den schnell folgenden Kehrreim eingefallen, Fäuste und Gläser trommeln — Ra ratata plan! — den Wirbel mit, der die mitreißende Wirkung ausmacht: Ratour lehnt sich strahlend über seinen prompten Erfolg mit schlenkernd taktierenden Armen weit aus dem Fenster, unbekümmert um den aus dem Sattel gehobenen Vortragskünstler, von dem er eben noch ein dutzendmal versichert hat, daß er — heiliger Name des Namens! — an die comédie française gehöre. Das Lied vom «hübschen Tambour und der Königstochter», mit dem erregenden Inhalt dieser Stunden nur dadurch verbunden, daß er auch «in den Krieg geht», aber in seiner frischen Heiterkeit, die von allem Kriegerischen nur das Marschtempo und den Trommelschlag übrigläßt, das Richtige zur Flucht vor unangebrachten Gedanken —

Sommer ist nicht gegangen, obwohl es in der allgemeinen Lockerung nicht schwer wäre. Er steht seit ein paar Augenblicken wie verträumt, als ob aus dem Gesang um ihn kindheitsferne Erinnerung ausstiege. Ein Lied, ein Volkslied, das alle, bis zu den kleinsten und einfältigsten, kennen, gemeinsam gesungen — wie lange hat er das nicht mehr erlebt, oder scheint es ihm so, daß er es nicht mehr erlebt habe? Worte, ein Rhythmus, der sich fremd gegen diese Melodie und doch mit ihr bewegt:

»... Die Trom—mel schlug — ta tiata
ta ti. . . an meiner Seite

Ra ratata plan
im gleichen Schritt und Tritt ... «

Es durchfährt ihn, als ob er sich bei einem schweren Unrecht ertappe, unwillkürlich sieht er sich um, als ob jemand die stumme Tonfolge, die Worte der fremden, nein: der Sprache des Feinds! gehört haben könne... wie naiv und gutmütig Ratour plötzlich aussieht... Dummes Zeug, wer kann für etwas, wenn in irgendeiner Verbindung längst Versunkenes für einen Augenblick wieder lebendig wird! Unter dem Gesang dieses Liedes ziehen sie jetzt vielleicht über die belgische Grenze, gute Kameraden, ausgezeichnete Kameraden, hol sie der Teufel mit ihrer sentimentalen Verlogenheit! ...

«Ra ratata plan
Die schwimmen auf dem Mee—e—re»

Sommer stimmt kräftig ein, seine Augen begegnen Berthes, die wie zum Zeichen ihrer Gemeinsamkeit die Worte des Textes scherzhaft übertrieben zu ihm hinüberartikuliert.

In diesem Augenblick betritt Madame Tapin den Hof. Sie ist schwer mit Paketen bepackt, Mademoiselle Blaire, die sie begleitet, hat ihr noch ein paar abgenommen. Ihr Erscheinen erregt ein Aufsehen, gegen das selbst der «hübsche Tambour» nicht ankommt: wenn es von diesen treulosen Sängern abhinge, würde «das dritte Schiff» — Ra ratata plan — ihm niemals seine Freundin zurückführen. Es verhält sich so, daß Madame Tapin gestern nachmittag einen kühnen Vorstoß nach Amiens unternommen hat.

Man braucht mancherlei von dort, man hat Verwandte und Freunde drüben, darunter welche, die wie Marcel bei der Linie stehen. Madame Tapin hat die Lage erfaßt: Das gibt mit billigem Aufschlag ein besseres Geschäft als zu den großen Feiertagen.

Auftraggeber und nur Neugierige umringen sie im Schwarm, man nimmt ihr die Pakete ab, fragt nach Briefen und mündlichen Botschaften. Dazwischen soll sie erzählen, wie sie es geschafft hat, wo doch nur Militärzüge gehen. Sie berichtet es bagatellisierend und setzt ihre Tüchtigkeit damit noch in helleres Licht. In Maily-Maillet ist sie ohne weiteres mitgekommen, obwohl der alte Bahnhofsknacker natürlich den Hintern voll Angst hatte. In Albert, wo die große Linie von Arras herunterkommt, hat sie gebeten, im Bremserhäuschen mitfahren zu dürfen, die wackern Poilus haben es nicht geduldet, man ist schließlich eine Frau, zu achtzehn

sind sie im Abteil gewesen. Brave Jungens «Man wird die Boches einmachen» ist alles, was sie sagen. — Aber Amiens, meine Kinder! Ein kochender Ton auf dem Herd und das bei gutem Feuer! Hättest die braven Bürger sehen soll, mit Körben, Netzen, Taschen voll Zucker, Konserven, Schinken, Butter vor allem, das bereitet sich vor wie auf eine Belagerung. «Man wird sie verproviantieren, was?» sie kneift ein Auge ein und schnalzt mit der Zunge. Alles steigt, du kannst verdienen, was du willst.

Man schmunzelt, man nickt: sie ist schon toll, diese Madame Tapin! Ratour aber gerät außer sich. Mit trunkener Kraft wirbelt er Madame Tapin herum, so weit es die Enge gestattet: «Aber das ist wunderbar! Es lebe der Krieg! — Und kein Papier hört ihr! Nur feste Stücke, klingend und springend, man hat noch genug Assignate vom Großvater her in der Schublade liegen.»

Man lacht, ein wenig verlegen, aber immerhin, jeder muß seinen Augenblick wahrnehmen. Sommer schüttelt den Kopf — zuckt die Achseln: Wenn alle es richtig finden! Vielleicht haben sie wirklich recht.

Draußen ertönt ein Hornsignal, wiederholt sich, indem es sich entfernt: Quintillet läßt zum Aufbruch blasen, auch für die, die in dem trüben kleinen Ausschänken der Witwe Maboeuf eingekehrt sind und für die in den Häusern. Langsam beginnt das Schankzimmer sich zu leeren, auf dem Hof steht man noch in Gruppen, die Heraufkommenden zu erwarten. In der Ecke, zwischen Mist und Mauer, hat Mademoiselle Blaire Berthe und ihre beiden Freundinnen gestellt und läßt sie nicht mehr los. «Welch glorreicher Tag, meine Kinder, erinnert ihr euch, wie wir in der Schule davon gesprochen haben? Sie werden gutmachen, was der Kleine» (das ist Napoleon der Dritte) «an Frankreich gesündigt hat! Die Rechnung eines Jahrhunderts! Und die Eiche in Jena! Das muß niederschmetternd für sie sein! — Was? Ihr wißt nichts davon? Die Friedenseiche von 1817, die der Blitz an einem dieser Tage in zwei Teile gespalten hat? Aber Kinder, wie lest ihr denn die Zeitung?»

Sie wissen nicht, wie sie auf gute Weise davonkommen sollen. Ist sie langweilig! Mit ihrer Friedenseiche, und immer Napoleon, fehlt nur noch, daß sie von den antiken Heroen anfängt! Sie haben es auf der Schule genug entgelten müssen, daß Zadire dem ersten Kaiserreich in glühenden Familientraditionen verhaftet ist. Zum Glück erblickt Berthe, die in Mademoiselle Blaires Gegenwart immer noch ein bißchen Herzklopfen hat, als wenn sie gleich nach Tarquinius Priscus oder der Schlacht bei Quatre-bras gefragt wür-

de, erblickt zum Glück den Vater einen Augenblick am Fenster. Sie muß mit ihm zurück, Mademoiselle Blaire wird entschuldigen. — Es ist nicht nur ein Vorwand. Der Vater, nun er einmal da ist, wird erwarten, daß sie mit nach Hause geht. Sommer merkt den heimlichen Verzicht, als sie freundlich zu ihm tritt, er erinnert sich, wie er sie zwischen den beiden Freundinnen gesehen hat: «Wollt ihr nicht mit nach Sailly?»

«Wenn ich darf.» Sie strahlt.

«Wo sind die Kinder?»

«Ach ja — — Bei den Massillys. Lucien war eben hier. Sie hören Matthieu zu, er muß morgen weg, er spielt so wunderschön Harmonika.»

«Schön, ich hole sie dann ab.»

Sie umarmt ihn hemmungslos und ist weg.

Der Zug ordnet sich zum Abmarsch, die Spitze mit der Fahne steht schon im Tor. Ein Auto fährt vor. Gaston Destour-Mouline, Frau Léandres Schwiegersohn, in spielerisch sitzender Offiziersuniform, steigt aus dem Wagen, erkundigt sich. Oben faucht er Madame Tapin an: «Man wird Ihnen künftighin keine Bestellungen mehr geben, wenn Sie nicht verstehen, sie auszurichten.»

Sie schlägt sich reuevoll auf den Mund. Sie hat es vergessen. Er hat sie im Auto mitgenommen, reines Glück, wo kein Wagen ohne Erlaubnisschein die Stadt verlassen darf, er käme gleich herauf, sollte sie bestellen, er ist zuerst bei Madame Léandre vorgeseharen.

Die Menge hat sich willig zurückgewandt. Ein Topf voll Überraschungen heute, dieses Bayencourt! Gaston nickt eilig zum Tisch der Honoratioren hinüber. «Einen Augenblick, meine Herren.» Er tritt ans Fenster, er hat sich eine kleine Ansprache zurechtgelegt. «Stadt und Land — Hand in Hand», das gibt ein hübsches Entrefilet für die Zeitung.

«Meine Freunde!

Ich überbringe euch die brüderlichen Grüße eurer Mitbürger, mit euch verbunden in einer heiligen Union zur Verteidigung des Vaterlandes. Seht Frankreich, wie es heute ist: Es trägt den Rumpf aufrecht, es hält in einer Hand, die nicht zittert, die Fahne, die unsere Hoffnung überweht und unseren Stolz. Ich habe die Stadt verlassen, die Rufe der Verteidiger des Vaterlands, die zu ihren Trupenteilen strömen, hallen noch in meinen Ohren, ich eile hierher: derselbe Elan! Ich grüße euch, die ihr euch mit einem hohen Lächeln, einer heiteren Geste aus den Armen der geliebten Wesen reißt. Stadt und Land — Hand in Hand! Hoch Frankreich!»

Bary steht bleich und zusammengeschrumpft dabei. Vom ersten Augenblick fühlt man, wie anders die großen und rollenden Worte wirken als seine trockene, ungeübte Vorlesung. Das Pathos des geschichtlichen Geschehens, wie es die Hauptstadt formt und weiter in tausend Köpfe und Federn gießt, hat eine Welle hinübergeschlagen, sie überschwemmt Blut und Hirn. Atemlose Stille, in die jedes Wort voll und rund hineinfällt, dann nicht endender Jubel. Gaston läßt ihn dahinströmen, um im gegebenen Augenblick durch eine leichte Geste die Aufmerksamkeit zurückzugewinnen.

«Eine kleine Nachricht: Man berichtet aus Belfort, daß unsere Truppen in Richtung Mülhausen die deutsche Grenze überschritten haben. Der Feind wurde an allen Stellen zurückgedrängt.»

Der Jubel setzt mit neuer Stärke ein. Wer denkt im Augenblick daran, daß es sich am zweiten Mobilmachungstage nur um kleine Vorpostengefechte handeln kann, daß Mülhausen achthundert Kilometer von der Gegend entfernt liegt, die durch das deutsche Ultimatum so drohende Bedeutung erhalten hat! Es ist eine siegestrunkene Menge, die sich endlich singend und hochrufend nach Sailly-au-bois in Bewegung setzt.

5

Im Schankzimmer ist die Luft etwas dünner geworden. Gaston Destours-Mouline, von allen Seiten beglückwünscht — und Barys Händedruck ist dabei so ehrlich wie irgendeiner — hat sich «für einen kleinen Augenblick» an Sommers Tisch niedergelassen. Er muß gleich wieder hinüber, man hat ihm die Pressestelle bei der Kommandantur in Amiens anvertraut, nur eine kleine Eskapade, um zu sehen, wie es «draußen» ist, desto besser, wenn man dabei «dieser armen Mama» beruhigende Nachrichten bringen kann. Niemandem, auch ihm selbst nicht, fällt auf, daß der begeisterte Redner den Posten bei der Kommandantur offenbar als legitime Beruhigung für Madame Léandre betrachtet, man ist gerührt und hingerissen von dem Bild, das Gaston in ein paar Zügen entwirft: Dieses Amiens, dessen Bürgermeister noch am Freitag die lärmenden Kundgebungen der Kriegsgegner geduldet hat! «Sozialisten und Revolutionäre, die einen Augenblick in die Irre gegangen waren, haben zurückgefunden. Alle Streitigkeiten sind in dem Schmelztiegel des öffentlichen Wohls zunichte geworden.» —

Sommer hat kaum hingehört. Es ist ihm plötzlich eingefallen: das Zweiundsiebzigste, niemand kann ihm besser Auskunft geben. Gaston schlägt sich auf die Stirn.

«Und ich sage etwas über diese gute Madame Tapin! Marcel war einen Augenblick bei mir oben, er hat mir einen Brief für Sie mitgegeben. Nicht sehr vergnügt, der Brave, wie mir schien. Nun, es können nicht alle geborene Soldaten sein.»

Sommer hat den Brief geöffnet, zwei kurze Zeilen . . . «Was nicht verhindert, daß er nicht schlechter kämpfen wird als irgendein anderer.»

«Aber sicher! Es müßte nicht Marcel sein.»

Ratour ist schon vor geraumer Weile auf den Hof gegangen. Jetzt erscheint er wieder in der Tür. Die Luft hat seinen Rausch zum vollen Ausbruch gebracht. Ein hemmungsloses Bedürfnis nach zärtlichen Umarmungen — alles Brüder nicht wahr? — ist über ihn gekommen. Man läßt es lachend geschehen, nur bemüht, das Gesicht von seinem nahe suchenden, zahnluckigen Munde und der wie immer stinkenden Weste wegzuhalten. Als eine der bedienenden Mägde vorbeiwischt, hascht er sie noch am Rock, sie kreischt auf und sucht sich zu befreien, aber schon hat er sie gepackt und preßt sie mit einer unerwarteten Kraft an sich. Madame Sauvet faßt ihn bei der Schulter und redet ihm zu, sie liebt das nicht, und dabei noch fremde Mägde! Die Bauern haben ihren Spaß an ihm. Hat das noch Saft in den Knochen, Donner vom Donner nochmal! Möchtest wünschen, daß du auch einmal noch so auf dem Posten wärst. Ratour steht leicht schwankend im Raum, Gaston wie eine fremde Erscheinung anstarrend. Plötzlich erinnert er sich der hinreißenden Ansprache, die er noch in Bruchstücken klar zu fassen vermocht hat, er läßt sich neben ihm am Tisch auf einen Stuhl fallen und versucht ihm die fällige, besonders warme Umarmung zu verabreichen. Großartig, ganz großartigerweise großartig! Armen der geliebten Wesen reißt — Land in Hand, Hoch!« Gaston wehrt lachend ab, indem er sich gleichzeitig erhebt: «Das liebe Vaterland ruft. — Ja, was ich noch sagen wollte: Gut aufpassen, nicht wahr? Das wimmelt nur so von Spionen. Man hat mehrere von ihnen in Frauenkleidern angehalten, einen sogar in Schwestertracht. — Ja, und die drei Werkdirektoren von Ailly-sur-Noye. Man hat sie auf dem Wege nach Douai geklappt und sie in die Kiste gesteckt. Industrielle Spione, diese Leute, daran ist kein Zweifel. Und so etwas lebt seit Jahren in Frankreich.»

Gaston hat einen ausgezeichneten Abgang. Noch einmal umspannt ihn die ganze Aufmerksamkeit In was für Zeiten man lebt! Das ist wie in Romanen. Draußen springt der Motor an. Sommer steht auf, er hat nur nicht mit Gaston weggehen wollen, in der Besorgnis noch zu Madame Léandre genötigt zu werden. Ratour

legt sich weit über den Tisch und preßt den Hintern gegen die Stuhllehne. Der Eckmann am Nebentisch läßt sich lachend zusammendrängen. «Los, Ratour, lassen Sie mich durch!»

Ratour sperrt sich kichernd nur noch fester. Sommer will nach der andern Seite hinaus, Ratour hält ihn am Ärmel: «Laßt ihn nicht aus, den Spion! Man wird ihn inne Kiste stecken.»

Sommer läßt sich einen Augenblick auf seinen Stuhl zurückziehen: Betrunkene soll man scheinbar den Willen tun. Aber das Rezept versagt. Ratour wirft ihm schrägüber den linken Arm um den Hals, mit der anderen Hand versucht er ihn unter dem rechten Kieferknochen zu streicheln.

«Genug jetzt, nicht wahr?»

Ratour ist nicht der Ansicht. Mit der hartnäckigen Spielerei des Berauschten bemüht er sich immer wieder, die Hand an Sommers Gesicht heranzubringen. «Nimm dich in acht. — Inne Kiste stecken . . . Wern dich auch noch inne Kiste stecken, wie die drei F—direktoren . . . Deutsche Schweine sind das, Schweine in Frauenkleidern, hihihhi . . . Bist auch son Schwein — zwanzig Jahre en deutsches Schwein . . . Erledigt! Alles Brüder!» Mit einem plötzlichen Ruck des immer noch lose um Sommers Nacken liegenden Arms hat er dessen Kopf an sich herangezogen; sie schlagen hart mit den Stirnen aneinander. Einen Augenblick nur, dann liegen Ratours Hände von Sommers Fäusten gepackt und niedergeschmettert wie die eines gezüchtigten Schuljungen vor ihm auf dem Tisch. Sommer selbst ist aufgesprungen, er hat seinen Stuhl heftig zurückgeschoben, in seinem Gesicht ist keine Spur von duldsamem Humor.

Die andern erfassen noch nicht, was vor sich geht. Sie haben zwar, besonders Hippolythe, den Alten etwas zu dämpfen versucht, aber nur mit der halben Kraft, die die Belustigung an einem drollig Betrunkene übrig läßt. Sommer will an Cabochette vorbei . . . Ratour hat nach dem ersten Schock die geröteten Handgelenke zu sich hingewandt und darauf hinuntergestarrt, als beginne etwas in ihm aufzudämmern. In seine Augen tritt ein böses Licht. «Boche!» Er hält die Handflächen wagerecht, er zischt es gleichsam darüber zu Sommer hin.

Sommer stockt und wendet sich zurück: «Sagen Sie das noch einmal!»

«Boche! Dreckiger Boche!»

Sommer tut einen Schritt zu ihm hin. Ratour springt auf, die Hände auf den Tisch gestützt schnellt er sich kreischend auf und nieder: «Boche, Boche, Boche, Boche, Boche!»

Sommer weiß nichts mehr von sich. Er sieht nur das Gesicht dieses weißen Teufels mit dem schreienden Loch darin, dreiundzwanzig Jahre Haß und Ekel, die unerträgliche Spannung dieser Tage, Marcells Brief auf seiner Brust: Er hat den Alten beim Hals gepackt, er schüttelt ihn hin und her, er sieht wie Hippolythe sich um den Tisch zwingt, daß die Gläser umfliegen und das Bier über die Platte fließt, er fühlt sich rückwärts von begütigenden Armen gehalten, hört Barys erschrecktes «Aber, Herr Sommèr!», er läßt von Ratour ab, er stößt mit dem Fuß einen Stuhl zur Seite, er steht in der Mitte des Zimmers, es fällt ihm ein, daß sein Hut heruntergefallen ist, Cabochette hat ihn aufgehoben und hält ihn in der Hand: «Geben Sie her, Cabochette. — Danke schön.» Scheinbar ruhig, ohne Hast verläßt er den Raum.

Die Zurückgebliebenen, vor allem auch an den anderen Tischen, wo man erst ganz zuletzt aufmerksam geworden ist, stehen erregt durcheinander. Ratour von einer größeren Gruppe umgeben, dreht den schmerzenden Hals wie prüfend hin und her. Hippolpthe, außer sich, hat Sommer folgen wollen, ist aber von den andern zurückgehalten worden. Bary schlägt unglücklich die Hände viermal ineinander: «Gerade heute, gerade heute!» Man spürt deutlich, daß die Stimmung kaum für Sommer ist: Ein Alter, der sein Gläschen getrunken hat! Immerhin läßt man ihm nach dem, was man von den unmittelbaren Zeugen hört, Gerechtigkeit widerfahren: «Mußt sagen, daß er ihn dämlich gereizt hat. Und dann: Man kennt das, die beiden. Das konnte nicht gut gehn.»

6

Bei der Schule auf dem kleinen dreieckigen Platz mit der Grasnarbe nähert sich die Schlacht der Entscheidung, als Sommer hinzukommt, um Lucien und Yvonne abzuholen. Verwünschte Eigenschaft der Erwachsenen, immer in Augenblicken aufzutauchen, wo das Leben auf einem Höhepunkte ist, selbst diese Tage, die alles Gewohnte umgewälzt haben, scheinen daran nichts zu ändern. Daß Lucien als Adjutant des französischen Generals den Anführer der Deutschen — höchst ungerechterweise meist Mädchen und kleine Stumpen — gerade rücklings beim Bein gepackt hat und der endgültige Fall des Gegners nur eine Frage von Sekunden ist, macht auf den Vater nicht den geringsten Eindruck, sein Gesicht ist finster, seine zweite Aufforderung klingt schon merklich ungeduldig.

Aus dem Hof der Sauvets biegt Bary, als sie gerade die Stra-

ßenkreuzung passieren, er winkt Sommer aufgeregt zu, mit den merkwürdigen Flatterbewegungen der Hand, die immer etwas wie Wolken in der Luft zu beschreiben scheinen: «Gut, daß ich Sie noch erwische — Ein Unglück ein wahres Unglück! — Aber wie konnten Sie auch nur, wie konnten Sie auch nur!»

Bary ist zum Diplomaten verloren. Eben noch hat er sich gesagt, daß jetzt alles von seiner taktvollen Vermittlung abhängt, soll die im Wunder dieses Tages geschmiedete «heilige Einheit» Bayencourts nicht in die Brüche gehen. Erst die Schärfe, mit der Sommer ihm antwortet, läßt ihn ahnen, daß seine vorwurfsvolle Klage nicht der rechte Beginn für eine solche Vermittlung gewesen ist.

«Wollen Sie sich mit dieser Frage nicht an die richtige Stelle wenden, Herr Bürgermeister?»

«Natürlich, natürlich —! Sie denken doch nicht etwa ... Ein alter betrunkenen Kloben, da gibt es nichts zu sagen ... Aber gerade deshalb: Ein Betrunkenen, das ist nicht zurechnungsfähig, nicht wahr? Und wo alle noch über ihn gelacht haben ... Friede zwischen Ihnen beiden nach zwanzig Jahren, das ist wie ein Siegel gewesen ... Ein Unglück, ein wirkliches Unglück!» «Nun, und? Sind Sie gekommen, um mir das zu sagen?»

Bary druckst herum. Er ist der Meinung und er äußert sie mit viel Umwegen und Verklausulierungen, — daß Sommer ... Ein kleines Wort des Bedauerns... beileibe nicht persönlich ... er, Bary, kann es im Gespräch mit Ratour einfließen lassen, der Alte wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hat, wird einsehen — «Sind Sie verrückt geworden?»

Bary wird rot, auch bei ihm hat es eine Grenze — «Noch nicht ganz, Herr Sommèr! Oder doch nicht mehr als alle andern, wenn Sie es denn wissen wollen!» Sommer antwortet nicht. Er ruft die Kinder heran, die sich die Zeit mit Hüpfen, Grätschsprüngen und anderen kleinen Bewegungsspielen vertrieben haben, wobei Lucien entrüstet feststellt, wie gut die Zeit ausgereicht hätte, die Deutschen völlig zu vernichten. Bary ist ebenso schnell bleich geworden, wie eben rot, er versucht bestürzt zu begütigen: «Aber Herr Sommèr», es hilft ihm nichts, ohne sich noch einmal umzuwenden geht Sommer davon.

Es kocht in ihm. Sich bei Ratour entschuldigen, nicht mehr und nicht minder als sich bei Ratour entschuldigen! Weil der tückische Lumpenhund sich besoffen hat und ihnen in seiner Besoffenheit Spaß macht, haben sie plötzlich ihr Herz für ihn entdeckt, charakterloses Gesindel mit ihrem Geschrei, ja, mit ihrem ganz unerträglichen Geschrei, das selbst die Stille der Felder hier draußen nicht

aus den mißhandelten Ohren zu bringen vermag —

Sommer erschrickt. Wo gerät er hin? Was haben ihm die braven Leute von Bayencourt getan, die Männer, die morgen in den Krieg gehen, die Brüder und Väter, die Wochen und Monate der Angst, der Sorge vor sich haben, ja selbst die Ahnungslosen, denen der Rausch eines ein ganzes Volk überschattenden Schicksals ein Dorrfest ist, weil sie es mit keinem früheren Maß zu messen vermögen? Wenn er es besser weiß, wenn er in dem verwirrenden Ablauf der letzten Stunden jedes Bild scharf und vereinzelt wie ein Nüchternen unter Trunkenen erlebt hat — ja, weiß er es denn wirklich besser? Hat dieser schwer angeheiterte Alte, dem nur sein Großbauerntum eine zwiespältige Achtung im Dorfe beläßt, nicht den «kleinen Tambour» mit einer Sicherheit in die Herzen und in die Kehlen gefeuert, daß die da unten glauben mußten, es sei jedem einzelnen von ihnen wie von selbst zum Gesang aller geworden? Fünfzigprozentiger Kirsch, ein achtzigprozentiges Dorfekel, aber ein hundertprozentiger Franzose — immerhin. Ein heftig abwehrendes Geschrei Yvones weckt Sommer aus seinen Gedanken. Lucien, der noch im Dorf ein schmales Stück Latte zum Seitengewehr erhoben hat, dringt unter lautem Schlachtenlärm aus sie ein. Sie läuft auf den Vater zu: «Er sagt immer, daß ich ein Boche sein soll, Vater!»

Sommer fühlt wie das Wort ihn trifft, er besinnt sich. Soll er den Kindern die Harmlosigkeit nehmen? «Laß sie in Ruh, hörst du! Überhaupt ein Junge, der gegen Mädchen kämpft!»

Yvonne gibt dem Bruder einen Klaps. Das ist so ihre Art, seine Niederlage vor Erwachsenen zugleich tückisch und wieder anknüpfend auszunutzen. Lucien ist froh, daß er dadurch außer Schußweite kommt, spielend jagen die beiden davon. Sommer sieht ihnen nach. Luciens blondes Haar leuchtet neben dem dunkelglatt spiegelnden der Schwester, die ihm sonst in allem gleicht. Seltsames Farbenspiel der Mischung: die beiden Töchter dunkel von einem deutschen Vater, die Söhne blond von ihrer französischen Mutter. Seine Gedanken gehen zu Marcel hinüber, der Brief auf seiner Brust, er holt ihn hervor: «Wir rücken Mittwoch früh aus. Ich möchte dich vorher noch einmal sehen. Komm bitte allein.» Er hat ihn gefühlt, jeden Augenblick gefühlt, auch als er Ratour an der Kehle hielt . . .

Nein, lieber Bary, wir werden uns nicht entschuldigen. Aber vielleicht bewirken Sie, daß Monsieur Ratour sich vor diesem Brief entschuldigt, er hat ja wohl keinen Sohn unter der Fahne, so spaßig er im übrigen sein mag, wenn er betrunken ist. Wir sangen

zwar unwillkürlich «Ich hatt' einen Kameraden», aber wir rufen nicht «Es lebe der Krieg» weil die Hausfrauen von Amiens in eine einbringliche Panik geraten, wir nehmen sogar Papiergeld. Unser Sohn rückt am Mittwoch aus, er fährt nicht im Auto aufs Land, um unblutige Ansprachen zu halten und nebenher seine gute Schwiegermutter zu beruhigen. All diese Herrschaften sind ja wohl hundertprozentige Franzosen, wir haben nur ein Dokument, das uns die französische Staatsbürgerschaft verleiht. Aber wenn es sich darum handelt, wer dem Land gegenüber besser seine Pflicht erfüllt — nun, wir können es ja darauf ankommen lassen.

Als Sommer den Hof mit den Kindern durch das westliche Torgewölbe betritt, hört er von jenseits bei der Einfahrt Hammerschläge. Pierre hat den hochräderigen Jagdwagen bis vor die kleine Schmiede gezogen und ist dabei, einen locker gewordenen Reifen neu zu befestigen.

«Du warst nicht mit?»

Pierre unterbricht die Arbeit nicht.

«Nein, Herr Sommèr.»

«Aber das hätte Zeit gehabt, auch wenn ich nicht erst übermorgen führe.»

«Sie haben Nachricht von Marcel?»

«Donnerstag. — Aber warum bist du nicht mitgegangen?» Pierres Gesicht zieht sich zusammen, mit der Hand schützt er das rechte Ohr: Aus einem Fenster des Leutehauses schallt Madame Pattes gelle Stimme. Sie ist dabei einer Magd zu beweisen, daß ihre Autorität durch eine vorgelegte dicke Trommel nicht zu leiden vermag.

«Man zeigt seine Kraft nicht durch Blöken, Herr Sommèr. — Gibt es Nachrichten?»

Sommer berichtet, was er gehört hat, das deutsche Ultimatum an Belgien vor allem.

Pierre hört finster zu. Nach seinem letzten Schlag wirft er den Hammer in weitem Bogen auf einen Stapel verrosteten Kleineisens, der rasselnd durcheinanderscheppert. Mit verbissener Anstrengung legt er sich in die beiden Scheerbäume, um die Steigung zu nehmen.

«Laß dir doch helfen.»

Der Wagen rollt an.

Wie schwer es ist, mit Pierre ein Wort zu reden, das über das Nächste hinausgeht! —

Es dämmert schon im Zimmer, als Berthe zurückkommt. Sie stürzt sich heißhungrig über den bereitgebliebenen Abendtisch.

Sie glüht. In Saily ist es noch einmal herrlich gewesen. An der Kirche hat sie der Pfarrer erwartet, er hat die Einberufenen vortreten und niederknien lassen und sie dem Schutz Mariens und des heiligen Pankratius, des Schutzpatrons von Saily, empfohlen. Dabei hat die Orgel drinnen zu spielen angefangen. Es ist erschütternd gewesen, trotzdem hat niemand geweint, «weil, sagte Hochwürden, jeder Tag des Opfers ein Tag der Freude ist. — Du weißt doch, daß er immer noch auf seinem harten Feldebett schläft, wo er schon so mager ist, weil er nicht ordentlich ißt und alles hergibt? — Nachher bei den Baudaire ist es dann wieder sehr lustig gewesen. Sie haben das große Orchestrion angestellt und —»

«Was?»

«Nichts. Dann bin ich weggegangen.»

Sommer hat sie reden lassen, ohne allzu aufmerksam zuzuhören. Es liegt ihm auf der Seele, wie er es ihr beibringen soll, daß Marcel ihn zum Abschied allein drüben haben möchte. Es kommt ihm wie ein Bruch der Familiengemeinschaft vor. Zu seiner Erleichterung ist Berthe kaum betroffen, als er ihr mit ein paar kleinen Verbrämungen den Wunsch des Bruders mitteilt. Sie sagt nur «Ja», ein bißchen kleinlaut? oder nachdenklich? Als sie das Geschirr herausträgt, summt sie vor sich hin, eine unbekannte, leicht schlagerhafte Marschmelodie. Berthe weiß nicht, daß und was sie summt. Sie weiß auch nicht, woher diese Melodie kommt, die eben das Orchestrion gespielt hat. Ihr Blick geht ins Leere und verrät doch, wieso sie Marcells Wunsch ohne Widerstand hingenommen hat. Sie liebt ihn und mit einer Liebe, die noch vor kurzem eine schwärmerische Leidenschaft gewesen ist. Sie glaubt auch, daß allein die Achtung vor seinem Willen, sie auf den Abschied in Amiens verzichten läßt. Aber für Mittwoch ist ein Marsch nach Mailly-Maillet angesetzt, um die dann fälligen Reservisten an die Bahn zu bringen, Maurice wird dabei sein, er hat sie schon gefragt, ob sie wohl mitkommt, sie kann ohne besondere Erlaubnis, jetzt wo der Vater nicht da sein wird, sie wird dann auch wissen, ob Maurice sie wirklich mehr und anders als ihre beiden Freundinnen angeschaut hat . . .

Als sie wiederkehrend die zusammengefügten Krumen aus dem Fenster schüttet, dringt aus der Wohnung der Meissoniers ein verzweifelter Aufschluchzen, schnell gedämpft durch ein unwirsch zugeschlagenes Fenster. Berthe wendet sich zurück, Sommer nickt: «Immer noch Marthe. Sie läßt sich nicht davon abbringen, daß er nicht zurückkommt.» «Welche Kuh» Berthe lacht auf, es ist eine Mischung von Zorn, Hochmut und mitleidslosem Glück in ihrer

Stimme, so daß Sommer einen Augenblick befremdet zu ihr aufsieht. Sie steht schon an der Tür: «Ich gehe dann noch einmal um den Hof.»

Sommer tritt ans Fenster, aus der Schlafstube der Meissoniers fällt spärliches Kerzenlicht. Diese Berthe, ein ahnungsloses Kind, sie hat alles noch vor sich. Keine Ahnung beschleicht ihn, von dem, was im Abstand der zwei Blicke geschehen ist, die er vor ein paar Stunden zu ihr hinübergetan hat, als sie zwischen den Freundinnen frisch und harmlos auf der Hofmauer hockte.

Berthe ist in den Obstgarten gegangen, der vom Wohnhaus und der Wohnung der Meissoniers in der Ecke zum Fahrweg hinübergeht. Sie hat sich ins Gras geworfen und sieht, die Hände unter den Kopf gelegt, in das dunkel verschränkte Gezweig hinauf. Ja! Sie weiß es genau, es ist mit einemmal wieder da, klar und verwirrend zugleich, als habe eine Spiegelung es auf die schwarze Blätterwand ihr zu Häupten geworfen, durch die in vielen Lücken die Sterne sehen: Maurice auf dem Tisch, im Pathos von Vers und Reim wie in der schweren Stille der andern plötzlich fremdartig geworden und doch so vertraut, seine Augen, seine gestikulierende Hände, die Kravatte, die von dem hohen Kragen absteht und mit ihrem einen Ende knapp bis in die Spitze des Ausschnitts reicht, und darüber der Krieg . . . er hat sich freiwillig gemeldet, ein Traum von Liebe und Heldentum . . . Dann noch einmal drüben bei den Baudaires, er hat wieder aufgesagt und gesungen, sie schmeckt den Likör noch im Munde, den er ihr, natürlich auch den Freundinnen, spendiert hat, so süß, so süß, er ist dann zu ihnen an den Tisch gekommen. . .

Seitlich im Leutehaus beginnt jetzt eine Harmonika zu spielen, Männer- und Frauenstimmen fallen in das Lied ein, alle sind nach und nach wieder zurückgekommen: die letzten paar Stunden. . ., in den Hof kommt eine Magd gelaufen, sie bleibt stehen, sie hat sich wohl die schweren Stallschuhe von den Füßen gezogen, sie huscht unhörbar zu dem wäldchenwärts gelegenen Torgewölbe, der Knecht, der ihr folgt — Sommer kann nicht erkennen, wer es ist — wittert sie drüben im Dunkeln, ein Lachen der Entdeckung und des Entdecktseins, das Gektürchen im Torflügel wird geöffnet, vor jemand zugeworfen, von jemand wieder geöffnet. . .

Plötzlich erhebt sich aus der Wohnung der Meissoniers Andrés Stimme zu brutalem Gebrüll, ein Gepolter, ein Geklirr von schweren Scherben, die Tür wird ausgerissen, Marthe stürzt wimmernd auf den Hof, verfolgt von dem hemmungslosen Geschimpf ihres Mannes. Sommer fühlt einen Augenblick die Regung einzugreifen,

er läßt es. Zu was? Sie hat sicher Unrecht, Marthe, das ist in dieser Spannung des Abschieds nicht zu ertragen, aber soll sie ihre Verzweiflung herausschreien, fast tut es gut: Etwas, das ganz ist zum wenigsten . . . etwas Ganzes . . .

Berthe hat den Kopf gehoben, einen Augenblick benimmt es ihr den Atem, eine Ahnung von Gemeinsamkeit. Dann wirft sie die Arme weit von sich, liegt sie, den Nacken zurückgebogen, daß ihre Schulterblätter durch das Gras hindurch wohligh die harte Erde fühlen: «Welche Kuh, welche Kuh!»

Drittes Kapitel

1

Rossignol-Ferme liegt auf der letzten Höhe vor dem Tal der Authie, die zu ihren Füßen entspringt und vorbei an Doullens, der Unterpräfektur der Gegend, ihren kurzen aber kräftigen Lauf zum Meere nimmt. Von Bayencourt nach Amiens ist es ein Umweg hier herüber, Sommer hat ihn wie immer nicht gescheut, er liebt dies hüglige Gewinde, auch ist es noch früh am Morgen, Marcel wird vor dem Nachmittag doch kaum zu haben sein.

Vor einer Stunde hat sich zu Hause der Zug der abzuliefernden Wagen und Pferde nach Pas in Bewegung gesetzt, Menschen, Tiere und Dinge bis zu den keck mit einer Nelke wippenden Peitschen, über und über mit Sommerblumen geschmückt, für die Berthe ihre Beete nachsichtslos geplündert hat. Militärisch wie nun einmal alles ist, haben sie es sich nicht nehmen lassen, dem Herrn in einer schneidigen Abschiedsparade um die Schwemme den Beweis zu erbringen, daß Ferme de la Haye den Anforderungen des Requisitionsbefehls — «alles in gutem Zustand» — aufs Tüttelchen und darüber hinaus Genüge tut.

Ein schmunzelnder, wahrhaftig ein, wenn auch verlegen schmunzelnder Pierre auf einem der blaulackierten spielzeugschachtelneuen Erntewagen — was braucht es mehr um zu wissen, daß auch die Abnahmekommission, und keineswegs verlegen, schmunzeln wird!

Ja, es tut gut, wenngleich der Bodensatz aller Freude in diesen Tagen auch hier nicht gefehlt hat. Sommer sieht im Geist noch einmal die grau spiegelnden Kruppen der schweren Percherons, die hintenan gefolgt sind, im Schatten des Torwegs verschwinden. Er ist in der Frühe zu jedem einzelnen hingegangen: Gute fromme Kinder, die nichtsahnend den Hof verlassen, um ihre breite Brust dem Feind entgegenzuhalten wie die Menschen.

Er hat knapp hinter dem Gutshaus die Höhe erreicht, überrascht zieht er die Zügel an. Jenseits des ziemlich scharf nach Nordwesten abfallenden Talgrunds liegt weit übersehbar das Land wie stets, aber statt der krausen Linien und Kurven der Erntewagen, die nach der Jahreszeit alle Felder und Wege bedecken müßten, rollt es auf den befestigten Straßen — und nur auf ihnen — fächerförmig von Osten heran, sammelt und staut sich drüben zwischen den beiden Wälderrücken, wo es paßartig nach Pas hinuntergeht: das Ganze wie der Teil eines ungeheuren Zifferblatts, auf

dem eben der Weiser der Geschichte unverkennbar Tag und Datum schreibt.

Sommer blickt zurück. Rechts seitlich von ihm greift Rossignol-Ferme — in grellweißer Tünche scheinbar so neu wie der neue Besitzer — mit unverhältnismäßig mächtigen Widerlagern in den Abhang. Plötzlich in dem ungewohnten Anblick da draußen ist ihm bewußt geworden, was ihm die Stelle hier von jeher in einem unbestimmten, doch deutlich gefühlten Sinne bedeutsam gemacht hat, als einer Scheide, eines Dort- und-Drüben: Rossignol—Ferme, schmarotzendes Gewächs auf den Fundamenten des alten Stammsitzes der Herren von Rossignol und Saily, einst nach Osten und immer nur nach Osten gekehrte Grenz wacht auf dem gleichen Rand, über den jetzt da vorn die Wagenkarawanen herunterfluten, um sich zu einer neuen Front gegen Osten zu sammeln —:

Ja, diese niedrige Schwelle ist wie der Niederstieg in das eigentliche Frankreich! Umkämpftes Land: der Spanier, mit seltsam zur Heimat zurück gewandtem Gesicht, südlich nach Amiens vorstoßend, als Herr Flanderns, dessen Grenze dort rückwärts fast in Sichtweite verlaufen sein muß — Sommer hat einen Augenblick das Gefühl, als ob dieser unversehens heraufgespülte Gedanke in irgendeinem Zusammenhang für ihn persönlich bedeutsam sei, er kommt darüber hinweg, der braune Einjährige, der es noch nicht gewohnt ist, die eigene Eigenwilligkeit der menschlichen unterzuordnen, drängt ungeduldig im Geschirr, Sommer braucht alle Aufmerksamkeit, ihn die steile Rampe nach Coigneux hinunter zurückzuhalten.

Auch hat er andere Sorgen und sie zögern nicht sich fühlbar zu machen, als er auf glatter Talstraße dem von der eigenen Körperfreude berauschten Tier im zügelreifen Trab den Willen lassen kann. Denn dieses Drüben, wenn es denn eins ist, birgt jetzt nicht nur Pferde und Wagen von Ferme de la Haye auf Nimmerwiedersehen. Ein schwererer Abschied steht bevor als der von den braven Percherons, und er belastet Sommer über den natürlichen Druck hinaus mit Unruhe. Sie steigt aus den paar knappen Zeilen auf, die Gaston ihm von Marcel überbracht hat, diesen klar geschriebenen Zeilen ohne Anrede und Unterschrift und ohne auch nur ein Wort, das etwas von der seelischen Verfassung des Schreibers verriete. Nicht? Ist da nicht etwas von, wenn auch ruhig geschlossenen Lippen darin, die darum nicht minder ausdrucksvoll verhalten? Sommer sieht sie im Geiste vor sich, glatte Knabenlippen einst, jetzt, mit dem kleinen gestutzten Bärtchen darüber. . .

Was weiß er eigentlich von Marcel? Oh, so viel wie nötig ist zwi-

schen Vater und Sohn, solange die Dinge ihren gewöhnlichen Gang gehen. Niemals hat es zwischen ihnen die geringste Fremdheit gegeben, obwohl das ein ganz anderer Sohn ist als er ihn sich vielleicht einmal erwartet und gewünscht hat. Ein Sohn der Mutter, könnte man sagen, wäre da nicht ein Gefühl der selbstverständlichen Verbundenheit, das auf tieferen Einklang hinweist, einen geheimnisvollen Einklang im Blut, dort wo es nicht äußere Bildung, Eigenschaften, Neigungen hervortreibt, sondern nur noch wie der dunkle allumfassende Boden ist. Daher vielleicht gelegentlich das Bewußtsein einer stummen Verschwörung zwischen ihnen beiden, wenn Marie Louise Marcel allzu ausschließlich für die Paradis in Anspruch genommen hat, daher die Fähigkeit, den Sohn fast ohne ein Wort des Wunsches oder Rats seinen Weg gehen zu lassen, einen Weg, der so weit von dem eigenen, ja von dem eigenen Verständnis abgeführt hat.

Und doch will Sommer angesichts der wenigen Stunden, in die sich vielleicht — wer kann es wissen — ein Abschied für immer zusammenpreßt, diese Stummheit fast als schuldhaftes Versäumnis erscheinen. Ist in den paar Zeilen nicht eine Einsamkeit, die er als der Vater längst einmal zugreifender hätte durchbrechen müssen? Zumal nach dem Tode der Mutter, die an allem selbstherrlichen Anteil nahm? Sie hat es, übrigens ohne viele Mühe durchgesetzt, daß er Marcel studieren ließ, sie hat, soweit es irgend ging, versucht, mit ihm Schritt zu halten, ja, einen, freilich bald aufgegebenen, Anlauf genommen, fremde Sprachen, Englisch und selbst Latein mit ihm zu lernen. Und als es später nach Marcells eindeutigen Wunsch, Sprachen, Philosophie, Geschichte sein sollte, ist es nicht minder ihr Wunsch, ja die Erfüllung ihres Lebenstraums gewesen. Und er? Er hat, liebevoll außenbleibend geschehen lassen: Ein paar aufgefrischte Schulerinnerungen aus der Zeit, wo er selbst in Eschweiler aufs Gymnasium ging, ein bißchen Nachhilfe im Lateinischen die ersten Jahre, mehr aus Spaß für beide Teile — das ist alles gewesen.

Das leichte Gefährt hat das Authietal verlassen, Sommer, der sonst aus alter Jugendliebe für alles Wasserwesen, diese Strecke besonders genießt, hat es kaum beachtet. Vor ihm, jenseits der flachen Scheitelhöhe, liegt, reizvoll mit seinem Wäldchen eingebelt, Macieux, Knotenpunkt vieler Straßen, unter denen die, die das nach den Haupthimmelsrichtungen geöffnete Kreuz Doullens-Albert und Pas-Amiens bilden, die wichtigsten sind. In gewöhnlichen Zeiten überschneidet der Verkehr sich hier von allen Seiten, eine unverhältnismäßig große Anzahl von Schenken legt da-

von Zeugnis ab. Heute aber ist auch das zu einem Teil des ungeheuren Zifferblatts geworden, was irgend rollt oder trabt, kommt — Gesicht oder Schnauze nach Pas — *entgegen* und nimmt unbedenklich die ganze Breite der Straße ein, wer wird auch heute in einer anderen Richtung fahren! Vor der Kirche steht es wie eine kleine Wagenburg, offenbar haben sie hier eine spätere Stunde für die Ablieferung angesetzt erhalten.

Sommer atmet auf, als er das Ende des Dorfes erreicht hat. Vor ihm erstreckt sich mit einer souveränen Gleichgültigkeit gegen die Eigenwilligkeit des Geländes, schnurgerade, eine riesige Berg- und Talbahn, die alte Römerstraße. Weithin ist kein Gefährt zu sehen, Muße genug, Gedanken, und seien es auch alles andere als Gedanken der Muße nachzuhängen, der Braune wundert sich, daß er nur bei allzuscharfem Abstieg Bremse und Zügel zu spüren bekommt

... Freilich, ob bei Marcells eigentümlicher Verschlossenheit ein werbendes Andrängen tiefer geführt hätte? Marie Louise hat von den Dingen seines Alltags, von nächsten Absichten und weiteren Plänen sicher tausendmal mehr gewußt, keine ihrer vielen Fragen ist wohl je ohne freundliche Antwort geblieben, sie hat es naiv als Zeichen eines nichts verhehlenden Vertrauens genommen, glücklich, daß der Sohn, bei dem sie sonst nicht müde wurde, Ähnlichkeiten in Stimme und Haltung mit dem eigenen Vater festzustellen, von dessen absonderlicher Eigengängerei verschont geblieben ist. Wirklich? Ist er es? Schlägt da nicht, abgedämpft und gewandelt, der Großvater durch, in der Art, Lebens- und Wesenswichtiges einmal in überraschender Gesprächigkeit, ein andermal nur in ein paar kargen Andeutungen sichtbar werden zu lassen? Irgend etwas, oft Nebensächliches lange zu verhehlen, um es dann von einem gewissen Zeitpunkt an, ganz selbstverständlich vorauszusetzen? Gewiß, Marcel wird nicht wie der alte Paradis unvermittelt ohne Abschied verschwinden, nach Wochen oder Monaten aus irgendeiner Ecke der Welt eine belanglose Ansichtskarte schreiben, um eines Morgens wieder da zu sein, als wäre er am Abend mit den anderen zu Bett gegangen. Aber er kann eines Tages von der Universität kommen und den Vater deutsch anreden, als ob sie zeitlebens nichts anderes miteinander gesprochen hätten. Dabei kein Wort, keine Frage, warum man ihn die Sprache seines Vaters, seiner Großeltern nicht schon früher hat lernen lassen, man spricht eben Französisch im Haus Marie Louises; aber wenn sie allein sind, hat es eine Zeitlang von seiner Seite kaum noch einen französischen Satz gegeben, wohl aber viele Fragen, wie dies und

jenes auf Deutsch heiße, oder ob dies oder das richtig sei.

Sommer blickt auf. ber dem emporgewlbten Band der Straße hebt es sich hell herüber: Amiens, das selbst noch verborgen, die Arche seiner Kathedrale in den Himmel sendet. Es ist ein großartig erregendes Schauspiel, das hier beginnt, Sommer kann sich ihm auch heute nicht entziehen: Wie dies wundersame, scheinbar zum Greifen nahe Gebilde, das in Wirklichkeit noch eine gute Wanderstunde entfernt ist, von Kuppe zu Kuppe der zugleich dichter und flacher verlaufenden Gelndefalten größer heranwächst und dabei aus der geschlossenen Wucht des Baus die schwebende Leichtigkeit seines Mawerks entfaltet, doppelt zauberhaft durch das Vergängliche des Anblicks, den ihm die nächste Senkung schon wieder verbirgt.

Die letzte Höhe ist zurückgeblieben, die Kathedrale, die noch einmal wie ein ungeheures Schiff mit dem steinernen Takelwerk der Strebepfeiler über der Stadt gestanden hat, verschwindet in der heranrückenden Häuserfront, vorn quert die große Heerstraße von Doullens.

Sommer staunt auf. Schon seit geraumer Zeit hat er gemerkt, daß er und sein kleines Gefhrt nun selbst ein Teil des riesigen Zeigers über das Land hin geworden sind. Das schon vertraut gewordene Bild der aufgerufenen Fuhrwerke und Pferde, aber auch Zeichen einer vielseitiger anziehenden Kraft: Zufuhr, wie sie sie jetzt da unten brauchen, Heu, Stroh, eine Ladung ausgewählt gleichmäßigen Rundholzes, für den Verkehr der Menschen vor allem die plötzlich wie Heuschrecken schwarmhaft gewordenen Cabriollets, deren er selbst eins führt. Aber das ist doch nur ein Rinnsal gegenüber dem Strom, der jetzt da vorn ein ganzes Bündel von Straßen aus dem nördlichen Sektor entleert. Ein kaum unterbrochener Zug von Fahrzeugen aller Art, viel militärische darunter, frisch bespannte braune Planwagen, von Soldaten gelenkt, ein Autobus, der noch vor Tagen irgendwo friedliche Bürger befördert hat, bis auf die Plattform randvoll Truppen, mit schrillum Gezwitscher zwei Limousinen, die Kppis der Offiziere darin sind mit blauem Stoff verhüllt, Sommer hat Mühe, den ängstlich zurckscheuenden Braunen in einem günstigen Augenblick mit in die Reihe zu bringen. . .

Der Mann, der eine Viertelstunde später dem jungen Boulanger vom Hôtel de Paris die Zügel übergibt, ist kaum weniger mitgenommen als das am ganzen Körper fliegende Tier. Ein Hexenkessel: Der Engpaß der Rue Ste. Leue, in die es sich von außen gewaltsam hineinpret, flatternde Fahnen aus allen Fenstern, der Kampf

mit dem dünneren Strom der Entgegenkommenden, einmal einer Kolonne ratternder Lastkraftwagen, daß es den Braunen über den Bürgersteig fast an der Hauswand hochgeworfen hat, marschierende Abteilungen, drinnen dazu ein Gedränge von Fußgängern, als sei die Stadt in Tagen noch einmal um sich selbst gewachsen . . . Sommer schmerzen die Hände vom Halten der Zügel, sollen sie, es hat noch gut gegangen, hat noch einmal gut gegangen! Das junge Tier durchgehend in diesem Gewühl. . .

Er hätte es sich denken können. Hätte er es sich denken können? Das ist der Krieg.

2

Sommer blickt um sich. Die ältliche Simonne, die ihn hier seit Jahren betreut, hat ihn selbst heute im Handumdrehen an einem ihrer Tische untergebracht, man muß zusammenrücken, versteht sich. Sie und die Boulangers, Mademoiselle besonders, die von ihrem Tritt hinter dem Buffet die gehetzte Bedienung so freundlich gelassen wie stets, dirigiert, sind das einzige, was von dem stillen Hôtel de Paris übrig geblieben ist. Statt der Gesichter der alten Stammgäste, die man kennt oder doch zu kennen glaubt — solider Provinzreisender und geruhsamer Landwirte — eine fremde lärmende Menge, Bauersleute aus der näheren Gegend, die vielleicht wie Sommer hier sind, um ihren Sohn noch einmal zu sehen, Einberufene mit kleinen Koffern oder einer besonderen Art kräftiger Segeltuchfelleisen neben sich, manche bei einem für ihre Verhältnisse offenbar breitem Mahl, einer Flasche normannischem Cidre — warum auch nicht, vielleicht ist es für lange das Letzte so — vor allem aber Militär, Militär, Militär, ein kameradschaftliches Grüßen her und hin, ein Zusammenklappen der Stiefelhacken, die Senkrechte — hier, dort, drüben — eines Mannes über dem Tisch, der aufspringt, um seine Ehrenbezeugung zu machen.

Aber nicht diese äußere Wandlung ist es, was den auf seiner Polsterbank eingeklemmten Beobachter so eindringlich in seinen Bann zieht, daß von Beobachten nicht mehr gut die Rede sein kann. „Beobachten“ konnte man früher die einzelnen Herren an ihren Tischen, es blieb Raum genug zwischen hüben und drüben, auch wenn man sich kannte und einen Gruß oder ein paar freundliche Worte miteinander austauschte. Diese wahllos zusammengeschwemmte Menge aber, in der jeder dem andern fremd ist, hat, und nicht nur räumlich, allen Abstand verloren. Es sind kaum ein paar Minuten vergangen und schon sieht Sommer sich in ein er-

regtes und erregendes Gespräch gezogen. «Sie auch? Beim Zweihundertsiebzigsten? Nein, beim Hundertachtundzwanzigsten der unsere. Ah, lieber Herr, ob man sich wiedersieht?» — zwei Augen werden feucht — «Aber sie sagen, daß der Krieg kurz sein wird, es scheint, daß sie oben Pläne haben . . . und dann die Russen . . . Haben Sie gehört, es sollen zwei englische Generäle angekommen sein. — Auf Frankreich! Auf den Sieg!» Sommer fühlt es wie einen leichten Rausch in sich aufsteigen, und es ist nicht die Wirkung des Weines, mit dem er Bescheid tun muß: Hingenommensein, einfach hingenommen werden aus der Gemeinsamkeit eines großen Erlebnisses, das alles Persönliche wesenlos zu machen und zugleich zur Angelegenheit aller zu erheben scheint.

Monsieur Boulanger in der gewohnten schwarzen Lüsterjacke und der patriarchalischen randlosen blauen Mütze ist freundlich herantreten. Seine Entschuldigungen, daß man mit einer kleinen Dienstbotenkammer vorlieb nehmen muß, sind pure Höflichkeit. Sommer wehrt überschwenglich ab. Er hat begriffen, was es heißt, daß er durch die Stammfreundschaft mit den Boulangers und die Vorsorge Marcells überhaupt unterkommt. Ja, Marcells: Er ist gestern abend «auf alle Fälle» dagewesen, er hat ein paar Zeilen hinterlassen, daß er erst am Spätnachmittag frei ist, er wird dann ins Hotel kommen.

Draußen scheint etwas vorzugehen, Sommer ist mit den anderen aufgesprungen, was gibt es? Niemand weiß etwas Genaues, vielleicht drüben die Menschenansammlung? Nein, das ist der Laden des Boche, wo sie gestern abend die Fenster eingeschlagen haben. «Aber wo!» — Monsieur Boulanger mischt sich ärgerlich ein — «Ein braver Schweizer Uhrmacher, sie sind verrückt diese Leute!» Man setzt sich wieder.

Sommer ist gefesselt stehen geblieben. Nach der halsbrecherischen Fahrt hat ihn das Hôtel de Paris wie eine abgeschiedene Zufluchtsstätte aufgenommen. Jetzt sieht er, daß auch das nur eine Bucht ist in dem großen Strom, der ihn selbst hierhergeschwemmt hat. Was hier drinnen die Menschen in Augenblicken einander nahe bringt, was ihn unversehens mit einbezogen hat, lebt nur dadurch und soweit es mit dem da draußen in Verbindung steht, wie der Raum selbst zwischen den zurückgeschlagenen Glaswänden der Vorderfront gleichsam überzuquillen scheint in der Fülle der Tische, die unter dem zu schmalen Sonnendach weit auf den Gehweg vorgeschoben sind. Ja, Amiens ist heute nichts anderes als das: die Straße, und diese Straße ist anders als Sommer sie je, ja als er überhaupt eine Straße gesehen hat. Eine unwiderstehliche

Anziehung geht davon aus: mitten darunter zu sein, als versäume man etwas, wenn es nicht jetzt gleich geschehe. Sommer winkt ungeduldig Simonne heran, die sich gerade einen Augenblick verschwätzt, womit sollte man auch sonst wohl die Stunden bis zum halben Abend verbringen? Sommer merkt kaum, daß er nach der ersten Enttäuschung, Marcel nicht früher zu sehen, die erzwungene Wartezeit nicht einmal so unliebsam empfindet —

Wohin? Auch das ist eine Frage friedlicher Tage. Wer in dieser Menge kein Ziel hat, hat zwangsläufig das Ziel dieser Menge, sie nimmt ihn herrisch auf und verfrachtet ihn weiter, seinem Willen nur die Entscheidung überlassend, welchem Strom, Gegen- oder Seitenstrom er sich anvertrauen will.

Sommer fühlt sich die Rue de Noyon hinunter auf den Bahnhofplatz zu getragen, kurz vor der Ecke überquert er die Straße und geht auf der anderen Seite zurück, ein Unbehagen weht von dem noch unsichtbaren Gebäude, das aus einem Ort gleichmütiger Ankunft und Abfahrt zu einer Stätte schicksalhaften Abschieds geworden ist. Lieber die fröhlichen Fahnen über sich sehen, sie bedecken ganze Häuserfronten, die Trikolore vor allem mit ihrem klaren Blau-Weiß-Rot, oft so klar, daß es verrät, wie frisch es den Laden verlassen hat, aber auch vielfach das Schwarz-Rot-Gelb der Belgier. Manchmal sind ihre Farben mit den französischen, ein Sinnbild unlöslicher Einheit, aneinandergenäht.

Doch ist dies Gewoge nur das sinnfällige Zeichen des Ungewöhnlichen, das sich darunter auf Schritt und Tritt offenbart. Die Place du Gobelet mit ihren erhöhten, umfriedeten Anlagen und Bänken hat sich in eine Art Zuschauertribüne verwandelt, gestikulierende Gruppen halten sie bis in die äußersten Ecken besetzt. Eine vorbeimarschierende Abteilung der „Gleise- und Wegebewachung“, teilweise noch in Halbzivil, erhält fröhlichen Applaus, er gilt, wie Sommer erfährt, vor allem dem Direktor des Stadttheaters, der, ihn todernst entgegennehmend, an der Spitze marschiert. Vor vielen öffentlichen Gebäuden laufen Posten, Gewehr über, auf und ab, man fragt schon nicht mehr, was sie zu bewachen haben. Bei der Mädchenschule an der Rue St. Jacques hält eine schwere Strohfuhr, Territoriale in Drillchanzügen sind dabei, das Gebäude in eine Notkaserne umzuwandeln, ein paar Lyzeistinnen beklagen sich schmollend und flirtend bei einem Unterleutnant, daß es gerade in den Ferien hat sein müssen. Gegenüber, jenseits des Boulevards liegt inmitten von Anlagen der kleine Garten für die öffentlichen Konzerte, seine Eisenstühle, deren Sitze schwellende Polster vorzutauschen suchen, umstehen lächerlich das leere Gehäuse des Pa-

villons. Die wieder dicht gewordene Menge, die vom Westen der Stadt über die Boulevards zu den Kasernen fließt, staut sich an der Place de Longueville. Ein mehrreihiger Ring von Zuschauern umgibt den Platz mit seinem altmodischen Stadtzirkus: die Abnahmekommission für Amiens ist noch vom Morgen her in voller Tätigkeit. Auf der gegenüberliegenden Seite fahren in Gruppen eingeteilt einer nach dem andern die Wagen vor, hüben, unweit von Sommer, wo es sich am dichtesten drängt, brennt ein offenes Feuer, ein glühender Stempel in den Fuß gebrannt siegelt hier die genommenen Pferde zum Eigentum der Armee. Sommers Gedanken gehen nach Pas, wo vielleicht jetzt schon die seinen mit dem gleichen Siegel zum erstenmal an fremden Krippen stehen.

Aber seltsam: Es ist ein Gedanke ohne alle Wehmut. Er hat einem freudigen Gefühl getaner Pflicht Platz gemacht. Es wächst aus der anonymen Lagerhaftigkeit der Stadt, in der alles verdichteter Wille, Hingabe an einen Zweck, Opfer, Gemeinsamkeit zu sein scheint. Wie töricht, wie zum Schämen töricht, ein Geschehen wie dieses von der Freitreppe von Ferme de la Haye, von der Wirtschaft der Sauvets aus empfinden oder gar beurteilen zu wollen! Ein Glück, ein wahres Glück, daß es einen, wenn auch keineswegs zu diesem Zweck hierhergeführt hat. . .

Über die Brücken, die die Bahnstrecke von Station St. Roche zum Nordbahnhof überqueren, schiebt es sich, unter unablässigen Mahnungen der Posten, nicht stehenzubleiben, dem Kasernenviertel zu. Sommer läßt sich willig die breite Avenue du General Foy hinunterflößen, ohne sich persönlich etwas davon zu erwarten: die Kasernen, ein anderer offenliegender Teil der großen Maschine, hier oder anderswo, es genügt, dabei zu sein. An den Gittern drängt es sich dicht. Die Wachen haben Mühe, die Eingänge freizuhalten und zu verhindern, daß Unberufene unter einem Vorwand oder im Warten auf einen weniger beobachteten Augenblick hineingelangen. Das Zweiundsiebzigste steht an diesem letzten Tag unter strengem Besuchsverbot. So bleibt nur ein Hälserecken, ein von viel Scherzworten und Gelächter begleiteter Versuch, in den wie Bleisoldaten gleichen blauroten oder drillichweißen Figuren, die den Hof überqueren, Josephe oder Maurice zu erkennen; eine alte Frau lamentiert, sie muß zum Abend wieder weg, ein Unterleutnant, der gerade herauskommt, hat Mitleid mit ihr, die Posten übersehen sie auf seinen Wink. Unsicher segelt sie aus dem offenen Platz voran, während die Wache doppelte Mühe hat, neuen Bestürmungen, Bitten, Klagen standzuhalten. Sommer biegt bei der Rückkehr von der Place St. Roche links in das Fabrikviertel ab. Es

ist um diese Stunde, wo die Arbeit ihren vollen Gang geht, wenig belebt. Vor dem geschlossenen Eisentor einer großen Färberei stehen ein paar auffällige Gruppen, Arbeiter in Mützen und Blusen, eine Frau mit rostigem, ungekämmtem Haar führt leidenschaftliche Reden. Sommer entnimmt, daß das Unternehmen geschlossen worden ist, weil man die leitenden Techniker einberufen hat, es bedrückt ihn, aber nur einen Augenblick. Du lieber Gott, es trifft, wohin es trifft. Man wird schon Vorkehrungen treffen, die Aufgabe, die sie da überall zu lösen haben, wächst nur um so gigantischer vor ihm empor. —

Der enge Platz vor dem Rathaus wogt über. Nein, es hat keinen besonderen Grund, sie schlagen hier nur die neuen Nachrichten an. Ein paar Arbeiter sind vorne dabei, eine Art von Schauplanke zu errichten, wie sie sonst bei den Kammerwahlen den politischen Parteien zur Verfügung stehen. «Ein wahrhaftes Sinnbild» begeistert sich ein graumeliertes Herr von geistigem Typ, der gerade unwiderleglich auseinandergesetzt hat, daß »Glauben Sie mir!« es die Kirche ist, die das Frankreich Voltaires und der Vernunft durch skrupellose Intrigen zu vernichten strebt. Gesprächsgruppen bilden sich mit überraschender Geschwindigkeit, lösen sich ebenso schnell wieder auf, gehen ineinander über, Sommer schiebt sich hindurch, es ist reizvoll hinzuhören. Es entgeht ihm nicht, wie anders sie bei aller Naivität im einzelnen hier doch den Dingen gegenüberstehen. Ein langer Mann in einem schlapp hängenden schwarzen Rock ist auf die kleine Freitreppe des linken Seitenflügels getreten. In der Hand schwenkt er triumphierend ein weißes Blatt. Sein Erscheinen wirkt wie das des Wärters mit dem Fischkübel im Seelöwenbecken. Der Platz ist plötzlich vom Lärm erfüllt, alles drängt nach vorn, der Magistratsbeamte hat Mühe, sich zu der neuen Anschlagtafel durchzupressen, mit unbegreiflicher Geschwindigkeit pflanzt die Nachricht sich nach hinten fort. Was? Was gibt es? England — anwachsende Jubelrufe — England!: Die englische Regierung hat Deutschland den Krieg erklärt!

Es ist ein Augenblick, den man nicht wieder vergessen wird. Sommer fühlt sich hineingerissen in den Sturm von Freude, der ihn rings umtobt. England, es lebe England! Eine alte Dame neben ihm hängt sich bei ihm ein: «Lieber Herr, ist es wahr? Die Engländer, ah, die Engländer!» Sie hat Tränen des Glücks in den Augen. Von rückwärts kommen neue Hochrufe, im ersten Stock des dort liegenden Kaufhauses geht mit einem fast die Leine zerreißenden Schwung eine englische Fahne hoch, der schick gekleidete junge Mann, der sie hißt, strahlt auf die jubelnde Menge herunter, als

sei er selbst Lord Grey oder Herr Asquith. — —

Das Viertel um die Kathedrale — obwohl ihre Südwand immer wieder in den parallelverfließenden Verkehr des Hauptstraßenzugs hineinblickt — ist auch heute eine stillere Insel. Sommer hat sich unwillkürlich hier herübergehalten, es ist ihm, als habe er etwas mit sich ins Klare zu bringen. Die Turmwand des Doms wächst wie schon so oft vor ihm hoch, er stockt, er sieht sie plötzlich mit neuen Blicken. Aus der verwirrenden Fülle der Pfeiler, Bogen, Türmchen, Figuren erhebt sich der einfach in die Höhe und Breite gegliederte Aufriß zu vollkommener Klarheit. Ja: Dies Werk der Tausende ist zugleich das Werk eines mächtigen, unablenkbaren, über alles Einzelne, über die Tausende und doch aus ihnen wachsenden *einen* Willens. Selbst der „Klotz“, wie Sommer naiv den zu schweren Turmaufbau aus späterer Zeit bei sich zu benennen pflegt, erscheint ihm heute ein notwendiger Bestandteil: als unterstreiche er im Unvermögen der ganzen Vollendung die Gewalt gesammelter menschlicher Schöpferkraft, die aufdringt, so hoch sie vermag.

Orgelspiel, ungewöhnlich um diese Stunde, durchbraust den in der stillen Wucht seines Gleichmaßes sich wölbenden Bau. Sommer, der eingetreten ist, nimmt es hin, als müsse es so sein. Er ist nicht eigentlich musikalisch, er weiß nicht, daß diese donnernden Tonfolgen hohe Kunst sind, er fühlt nur, daß sie dasselbe sagen, was er eben empfunden hat. Ferme de la Haye — er hat «Nieder mit Deutschland» geschrien, ein panisch aufgeschreckter Mann, nur, weil vielleicht — nein, es soll und wird nicht geschehen! — eine deutsche Granate den Giebel seines Wohnhauses herunterwerfen kann! Wie klein vor diesem kriegerischen Aufbruch eines ganzen Volkes, zu dem er so schicksalhaft gehört wie sein winziges Stückchen Land zu dem Großen, Umfassenden, das Frankreich heißt. Ob Bayencourt, Amiens, Belfort oder Paris — was jetzt geschieht, ist Werk der Hingabe aller, über denen sich französischer Himmel wölbt, wie dies Gewölbe über ihm Werk aller gewesen ist, über die einst diese mächtigen Pfeiler emporgewachsen sind — Werk hämmernd in den männlich-heldischen Rhythmen der Orgel, die jetzt in einem letzten schwer hinhallenden Akkord zur Ruhe kommt.

Sommer spürt Bewegung um sich. Die Betenden in den Bänken haben sich neugierig umgewendet, einige kommen das Schiff herunter, neben ihm umgibt eine leise flüsternde Gruppe den Küster. Aus der engen Öffnung des Treppentürmchens, das zur Orgel führt, tritt ein eher zierlicher junger Mann in Uniform, der Kü-

ter geht zu ihm hinüber, jener schüttelt liebenswürdig abwehrend den Kopf und verläßt schnell die Kirche, die Gruppe bildet sich neu: «Nichts zu machen! Es kommt nicht auf den Namen an, sagt er, aber ein großer Künstler, meine Damen und Herren, daran ist kein Zweifel.»

Sommer tastet unwillkürlich nach seiner rechten Brusttasche, wo er Marcells karge Zeilen von Vorgestern und heute aufbewahrt. In der Tat eine seltsame Artähnlichkeit zwischen den beiden: wie Marcel im Dunkel nur bei aller Zierlichkeit vielleicht etwas kräftiger, aber das mag an der Entschiedenheit der Bewegungen gelegen haben. Marcel ist nicht gerne Soldat geworden, obwohl er auch darüber kaum gesprochen hat, ein zu scharfer Scherz gelegentlich, was hat Gaston gesagt? Er sieht nicht sehr vergnügt aus? Nun, dieser anonyme Künstler da eben war sicher nicht «sehr vergnügt», Gott sei Dank nicht sehr vergnügt, Marcel wird schon so sein, wie es richtig ist: Sommer fühlt wie bei dem Gedanken an den Sohn eine warme, ganz väterliche Zärtlichkeit ihn ergreift, gleichzeitig drängt es ihn, zum Hotel zurückzukehren, man kann nicht wissen, vielleicht kommen sie früher frei, als sie gedacht haben —

Unterwegs fällt ihm jenseits der Straße eine wartende Menschenmenge vor einem Bankgebäude auf, die von einem Sicherheitsmann in Ordnung gehalten wird. Sommer erfährt von einem stämmigen Infanteristen, der zufällig neben ihm stehen geblieben ist und halb belustigt halb verächtlich hinüberschaut, daß das «schmutzige Idioten» sind, die sich beeilen, ihre Banknoten gegen Gold einzutauschen, Sommer fühlt ein leichtes Unbehagen. Ratur und die andern in Bayencourt sind also nicht die einzigen, vielleicht, wenn man hier überall so hinein und dahintersähe wie drüben...

Er wehrt den Gedanken ab, mag sein, daß der eine oder andere in der Reihe da ein «schmutziger Idiot» ist, aber die Menschen sind sonderbare Geschöpfe, sie geben, kann sein, und keineswegs aus Gefühlsarmut, ihren einzigen Sohn hin, ohne mit der Wimper zu zucken, aber wenn es sich um die armseligen paar Kröten handelt...

Was der aufgeregte alte Herr, der eben auf den Sicherheitspolizisten einredet, für ein gutes Gesicht hat! Man wird das jetzt auch zu Hause anders und, scheint es, richtiger sehen.

Marcel ist noch nicht gekommen, Sommer läßt sich draußen an einem der kleinen Tischchen ein Glas schwarzen Kaffee geben, im Lokal ist jetzt am Nachmittag der Andrang geringer, auf der Straße aber scheint der Verkehr eher zuzunehmen, eine dichte Schar

von Neugierigen umlagert noch immer den Laden des Schweizer Uhrmachers, obwohl außer einem heruntergelassenen Rolladen dort nichts zu sehen ist.

3

Sommer steht auf und winkt Marcel zu, der mit seinen etwas schwachen Augen suchend um sich blickt. Sie halten sich bei der Hand, Sommer sieht das liebe schmale Gesicht dicht vor sich, es scheint für einen Augenblick alles andere zuzudecken.

Sie sitzen beieinander, Sommer leicht verwartet, Marcel offenbar ziemlich verhetzt, «immer noch etwas, das hört nicht auf». Aus dem Spätnachmittag der es sein sollte, ist deutlich Abend geworden, statt des Sonnendachs vom Hôtel de Paris ein golden werdender Himmel mit schießenden Schwalben. Sommer gibt sich einen Ruck. Er fühlt wie die verlegene Scheu, die sie so leicht bei allem Herzensnäheren empfinden, sie auch heute nach dieser alles sagenden Begrüßung in sich zurückzuseuchen droht. Er hat nicht vergessen, was ihm heute früh unterwegs durch den Kopf gegangen ist. Drei knappe Stunden liegen vor ihnen, er beginnt irgendwo, Berthe, die Zwillinge, sie küssen Marcel tausendmal, es ist der Kleinen doch nahe gegangen, daß sie ihm nicht selbst «Auf Wiedersehen» hat sagen können, fast wäre sie zuletzt noch auf den Wagen gesprungen, Gott sei Dank, daß sie es nicht getan hat: Es fährt ihm plötzlich durch den Sinn: wenn sie bei dieser aufregenden Fahrt durch die Stadt mit dageigewesen wäre! Er erzählt Marcel davon, man hat ja da oben keine Ahnung.

Marcel hat nur ab und zu ein paar herzliche Worte dazwischen geworfen, Berthe, die Kinder, der Braune, «er ist schon immer ein arger Teufel gewesen.» Ein paar Tische entfernt nimmt ein Offizier Platz. Marcel spritzt hoch, um peinlich korrekt seine Ehrenbezeugung zu machen. Als er sich wieder hinsetzt, ist ein nervös gespannter Ausdruck in seinen Zügen. Sommer sieht ihn leicht besorgt an, er schaut nicht besonders aus, es wird ihm hart werden, er ist zäh aber nicht eben ein Athlet.

«Und ihr?»

«Ach wir. Reden wir nicht davon.»

«Glaubt man bei euch, daß es lange dauern wird?» «Keine Spur. Nur ein kleiner Spaziergang, nur schnell die Preußen geschlagen, um zum Winter wieder zu Hause zu sein.» Sommer weiß nicht recht, was er daraus machen soll. «Im Ernst, ist man sicher, daß es gut geht?»

«Wer weiß. Man tut, was man kann. Sprechen wir von etwas anderem, willst du?» Er legt seine Hand auf die des Vaters, eine von seiner Kindheit her vertraute zarte Gebärde, wenn er ein unliebsames Gespräch vorzeitig unterbrechen möchte. Sommer ist leicht verstört. Im ersten natürlichen Fluß aufgehalten, findet er nicht sogleich den Anlauf wieder. Marcel kommt ihm zu Hilfe, erkundigt sich nach allen Einzelheiten «da oben», wer von seinen Bekannten schon eingerückt ist, die Knechte, die Pferde, wie man zurechtkommen wird. Ja, und Bary, er hat doch sicher jetzt seine großen Tage — er lächelt: «Ich möchte ihn sehen. Sehen? Nun das wird seine Zeit brauchen, bis man von da oben wieder etwas sehen wird.»

Sommer gibt mechanisch Antwort. Ein Unbehagen hat ihn befallen, ein verqueres Spiel von halben Fragen und Gedanken. Das schöne, gesammelte Gefühl dieser Stunden fließt auseinander, Bayencourt, wie er es die letzten Tage erlebt hat, taucht wieder auf, die dumme Geschichte mit Ratour, er nimmt sich vor, nicht davon zu sprechen, aber ehe er es sich versieht, ist er mitten darin, nur daß er es nicht über sich gewinnt, seine unbeherrschte Handgreiflichkeit vor dem Sohne preiszugeben. Marcel hat mit wachsendem Anteil zugehört, ja es ist, als wenn er tief erregt, jetzt erst zu eigentlichem Anteil erwache. In seinen Augen ist Sorge, Zorn, als wenn die dem Vater zugefügte Beleidigung ihn noch einmal träfe.

«Ah, diese verbrecherischen Narren! Du glaubst doch nicht, daß du Schwierigkeiten haben wirst?»

«Aber wie denn! Ein verrückter Alter! Sie wissen doch Bescheid.»

«Ah, sie sind heute alle verrückt.»

Simonne, die Marcel fast zärtlich begrüßt hat — jeder liebt ihn hier im Hause — bringt die Hors d'oeuvres und die bestellte Flasche Haute Bourgogne. Marcel füllt schnell die Gläser und trinkt, unterwegs fällt es ihm ein: «Verzeih! — Also denn, Vater —»

Sie stoßen an, Sommer versteht, wie es gemeint sein soll, er sucht sich zu sammeln, nicht zu bemerken, daß er sich selbst flau, gewaltsam, künstlich vorkommt. Unwillkürlich denkt er zurück, heute mittag, fast an der gleichen Stelle. Alle Wunschkraft, alle gläubige Hoffnung müßte in diesem Augenblick sein —

Auf der Straße draußen ist es fast von Minute zu Minute bewegter geworden, der Fahrverkehr hat nachgelassen, statt dessen füllt eine immer noch wachsende Menschenmenge Fahrweg und Gehbahn, irgend etwas scheint sich vorzubereiten. Sommer horcht auf; in der Tat, aus der Ferne von der Rue Des Trois Cailloux her dringt Lärm, noch ununterscheidbar, gleichzeitig scheint die Men-

ge dichter dorthin abzufluten.

Marcel hat die Geste des Vaters bemerkt: «Eine Kundgebung, sie machen das jeden Abend.» Und als Sommer sich neugierig erhebt: «Keine Eile, man wird sie noch oft genug vorbeiziehen sehen.»

Sommer hat sich nicht hindern lassen, er ist mit anderen Gästen an die Bordschwelle getreten, wo sich die Menge jetzt deutlich in Reihen zu formen beginnt, ohne daß deshalb das Gewoge auf der Fahrbahn merklich vermindert würde. Der Lärm kommt näher; Gesang, überwölbt und durchquert von brausenden Zurufen, irgendwo am Ende der Straße wird, als blühe sie aus der dunkleren Masse darunter, eine riesige Trikolore sichtbar, die scharfen Farben leuchten magisch im Zwielficht des sich entfärbenden Himmels und der eben angezündeten Gaslaternen, langsam schiebt der Zug sich vorwärts. Nein, kein Zug! Es ist, als ob die Straße selbst in Bewegung gekommen sei, vor, hinter, neben den Marschierenden eine magnetisch nachstrudelnde Begleitschaft, aus der wechselnde Parolen, — ein Hoch, ein Nieder, England, der deutsche Kaiser, die Regierung, Belgien, die Armee — wie ebensoviele Raketen steigen. Sommer fühlt den ansteckenden Rausch des Nachmittags sich seiner wieder bemächtigen, aber es schwingt eine Spannung wie im Anblick ausbruchsbereiter explosiver Kräfte darin, die Spitze, wenn man noch von Spitze reden kann, ist jetzt vor ihm angelangt, Männer und Frauen aus allen Schichten der Bevölkerung, viel Proletariat darunter, ein Teil mit — wie es Sommer scheinen will — nicht eben Vertrauen erweckenden Gesichtern. Mag sein, daß sie beitragen zu dem drohenden, gewalttätigen Eindruck dieser geballten Masse, der nichts mehr von der fast heiteren Freude des Rathausplatzes übrig läßt. — Als Sommer sich zwischen den Tischen durchzwängt, um zu Marcel zurückzukehren, hört er sich von der Straße angerufen: Gaston, der ihm erfreut zuwinkt und gleich folgt, als er auch Marcells ansichtig wird. Sommer ist — ein Dritter in dieser Stunde! — einen Augenblick verdrießlich und Marcel, der vor dem Herrn Leutnant pflichtmäßig aufstehen will, um mit einem «Aber so setzen Sie sich doch mein Lieber!» sogleich auf seinen Stuhl zurückgeschickt zu werden, scheint es nicht minder zu sein. Aber der begeisterte Elan Gastons, der in dieser Umgebung ganz anders wirkt als vor ein paar Tagen da oben, nimmt Sommer unversehens gefangen. Wer weiß, vielleicht ist es gerade gut, eine andere Tonart sozusagen, auch wird Gaston sich von selbst nicht zu lange aufhalten.

Gaston ist dem Zug zufällig begegnet: «Man sieht das nicht zum erstenmal, aber ich muß sagen, es ist immer wieder neu. Und dann

die Arbeiter! Haben Sie gesehen, von Tag zu Tag werden es mehr.» Er ist am Nachmittag in ein paar großen Fabriken gewesen, man muß den Puls tasten, wo er schlägt, versteht sich: «Hatten sie ihnen die Billardkugel vollgestopft mit ihrem internationalen Humbug! Und heute! Alle sagen sie dasselbe: 'Sie haben uns schon lange auf dem Kieker, wenn sie es denn wollen: Los Jungs! Man wird seine Ruhe haben hinterher'. Ach ja, warten Sie» — er lacht schon im voraus — «eine niedliche Geschichte: Ein Arbeiter von der Färberei Leboeuf findet seine Frau, wie sie heult, weil er einrücken muß. 'Was', ruft er schon von der Tür, 'ich geh Willem in die Fresse hauen und du flennst?' Das ist echter Volkshumor, bezaubernd, nicht wahr?»

«Was nicht verhindert, daß sie ihm vielleicht vorher ausgiebig in die eigene hauen.» Marcel hat es gesagt und keineswegs bezaubernd noch humorvoll.

«Nun und? Dann wird es ein anderer für ihn tun.» In Gastons Stimme ist ein Ton von Schärfe des Vorgesetzten. «Der Einzelne gilt nichts.»

«Nein, sondern diese Massen nicht wahr, die jetzt stundenlang im Kreis durch die Straßen ziehen werden, wie Vieh, das keinen Ausweg findet.»

Gaston ist bleich geworden, er wendet sich ablenkend zu Sommer: «Hören Sie das! Unsere Intellektuellen! Sie müssen ihm ins Gewissen reden, er geht herum, als ob der liebe Gott irgendwo aufgebahrt läge und morgen begraben würde.»

«Der liebe Gott hat damit am wenigsten zu tun.»

«Nun, jeder wie er es sieht.» (Jetzt eine Szene hier mit diesem Flegel, er hat ihn eigentlich nie ausstehen können, nein, Gaston denkt nicht daran.) «Diese Tage sind wohl sehr anstrengend für Sie gewesen. Auf jeden Fall: Viel Glück!» Er ist mit einem verbindlichen Abwinken für Marcel, mit einem herzlichen Händedruck für Sommer gegangen.

Marcel sieht verbissen hinter ihm her: «Wetten, daß er den ganzen Krieg über keine Kugel zu hören bekommt?»

Sommer hört kaum hin. Drüben kreist die seltsamerweise heil gebliebene Reklameuhr des Schweizer Uhrmachers über dem heruntergelassenen Rolladen, als ob nichts gewesen sei, Sommer wird sich bewußt, daß er seit einer Weile nichts anderes erlebt hat als diesen in winzigen Sprüngen sich fortbewegenden Zeiger, das gequälte Warten auf diesen von hier aus kaum zu unterscheidenden winzigen Sprung. Über die Hälfte der Zeit ist schon verstrichen, du lieber Gott, sie können doch nicht so auseinandergehen

... wenn sie auf sein Zimmer gingen? Ein Zimmer? Ein Loch, er hat es gelegentlich offen gesehen, die Hitze wird darin dick wie zum Schneiden sein. «Wollen wir nicht etwas gehen? In die Anlagen vielleicht?»

Marcel ist aufatmend einverstanden. Sie treten auf die Straße, die Menschenmenge ist für den Augenblick etwas dünner geworden, wahrscheinlich ballt sie sich jetzt irgendwo anders, vor der Präfektur, dem englischen Konsulat. Sie gehen auf die Boulevards zu. Jemand grüßt sie plötzlich mit verstörten Augen, indem er gleichzeitig fast stolpernd einen Schritt nach hinten ausweicht. Es ist keine besondere Verstörtheit, es ist der übliche Gruß Meister Petiots, wenn er aus seinen Gedanken heraus — und er ist immer in Gedanken — unversehens eines Bekannten ansichtig wird. Sommer will freundlich grüßend vorübergehen (genug Fremde jetzt, selbst wenn es Meister Petiot sein sollte), aber Marcel ist stehengeblieben, sein Gesicht glänzt — zum erstenmal an diesem Abend — in herzlicher Freude.

Meister Petiot ist der kleine Kunsttischler, der für Ferme de la Haye arbeitet und vor Jahren die alten Möbelstücke hergerichtet hat, die Sommer aus allen Winkeln und Bodenkammern zusammenklaubte, sehr zum belustigten Entsetzen Marie Louises, die ihm eines Tages ein elend heruntergekommenes, mühselig auf drei Beinen kippendes Tischchen als «Beitrag» mitten ins Zimmer gesetzt hat, um es ein paar Wochen später zauberhaft verwandelt, ein allerliebtes Möbelstück, in ihrem eigenen wiederzufinden. Ein richtiger Künstler der kleine Mann, Marcel hat ihn von Zeit zu Zeit aufgesucht, um mit ihm zu plaudern und ihm bei seiner Arbeit, vor allem seiner Spezialität, Intarsien und Boulearbeiten, zuzusehen.

«Nun, Meister Petiot? Keine Jahreszeit für unsereins, nicht wahr?»

Meister Petiot hält den Blick nachdenklich zur Erde gerichtet. «... Man weiß es nicht Monsieur. Wenn es nicht der Krieg wäre, möchte man sagen, ein Fest. Schönes Wetter — er hebt den Kopf zum Himmel, der sich durchdringender zu bestirnen beginnt — aber traurig. — Und Sie, Sie werden also — da draußen sein?» «Man muß schon, Meister.»

«Das Jahrtausend des Schreckens. — Aber es sind viele Menschen auf der Straße?» Er sieht Sommer an, als erwarte er eine Bestätigung, oder auch nur, um nicht das Wort an Marcell allein zu richten.

Marcel und Sommer lächeln. «Es fehlt nicht daran.»

«Nein, nicht wahr? ... Also ... auf Wiedersehn.»

Sie reichen sich die Hände, Marcel und Sommer gehen weiter. Meister Petiot ist noch einen Augenblick stehengeblieben, er macht, ohne daß die beiden es bemerken, ein paar hastige Schritte hinter ihnen her, er hätte dem jungen Herrn Glück wünschen müssen, Glück — eh, nun, man hat es oder hat es nicht. — Marcel scheint durch die Begegnung angeregt, Sommer bemerkt es fast mit etwas Eifersucht. —

Als sie am Ende der Straße in den Boulevard de Belfort einbiegen wollen, dringt links vom Bahnhof gellender Lärm herüber, die Fußgänger, jeden Augenblick auf der Fährte neuer, aufregender Dinge, stürzen laufend hinüber, aus der Vorhalle, die die eingesenkte Zufahrtstraße überdacht, nähert sich eingekeilt zwischen ein halbes Dutzend Bajonette etwas Unerkennbares. Sommer und Marcel sind stehengeblieben, Geschrei, Gepfeife, Geheul, der Gegenstand einer sich überschlagenden Volkswut wird sichtbar: Ein Menschenhäuflein, ein kleines armseliges Menschenhäuflein, Zivilisten, Männer meist und ein paar Frauen, etwas besser, etwas schlechter angezogen, als irgendwer Beliebiger aus der schreienden, pfeifenden, heulenden Menge, die sie umgibt. Ein paar schleppen schwere Koffer, andere nur ein mit Bindfaden verschnürtes Paket, einer, der mit hellem Bart, hat über seinem graugelben Covercoat ein Fernglas umgeschnallt, alle sehen bleich aus, sie drängen sich ängstlich im Schutz der Begleitmannschaft zusammen, bemüht, die Frauen in der Mitte zu halten, nur ein vier-schrötiger junger Mensch, eine Art von Seemannsmütze weit in das blonde Haar zurückgeschoben, schlendert wie absichtlich hart am Rande der Menge, unbekümmert um das hysterische Gefuchtel und Gekreisch einer gutgekleideten Dame unter seinem Gesicht, die schließlich von einem dunkel pigmentierten Territorialen sanft aber entschieden zur Seite geschoben wird.

Sommer starrt hinüber. Die begeisterte oder dunkel drohende, doch immer noch gehaltene Masse dieses Tags scheint ihm plötzlich in eine geile, irre Meute verwandelt. Aber das ist es nicht, was ihm in einem Gemisch von Mitleid, Abscheu, Schuldgefühl den Atem benimmt. Es ist Angst. Ja, Angst: als könne sich diese entfesselte Menge im nächsten Augenblick auf ihn selbst stürzen, er hat vergessen, daß Marcel neben ihm steht, er zuckt zusammen, er hört eine Stimme an seinem Ohr. «Ah, ist das schmutzig, ist das schmutzig.» Deutsch — deutsche Worte, um Himmels willen. Er faßt Marcel heftig beim Arm, er sieht ihn an: Er hat Tränen in den Augen.

Sie sind schweigend weiter gegangen, die Boulevards, ja selbst

die Anlagen scheinen wider Erwarten kaum weniger belebt als die Innenstadt. Marcel bleibt stehen: «Gehen wir auf dein Zimmer, willst du? Ich kann nicht mehr. Die Enge? Die Hitze? Oh, alles besser als das!»

4

Im ersten Stock an der Treppe, in eine verlorene Ecke eingeklemmt das Zimmer. Ein Schacht vielmehr, auf dessen Grund eine eiserne Bettstelle steht, daneben an der Kopfseite ein Stuhl, der gleichsam die Breite des verbleibenden Raums mißt, am Fußende ein emailierter Waschständer, die flache Waschschißel ist vielfach abgestoßen und rostig, wenn die Tür sich öffnet, steht er über den hart an die Wand gerückten Rahmen vor. Das schmale aber gottlob hohe Fenster geht auf ein Bleidach mit einer Anzahl jetzt gelb leuchtender Glaszelte, am Tag die Lichtquellen für ein kleines Gesellschaftssälchen. Von unten lärmt es in lautem Stimmengewirr herauf, das sonst so ruhige Treppenhaus — die Boulangers scheinen in gewöhnlichen Zeiten ihre eigene Ruhe überallhin zu verbreiten — ist ein öffentlicher Durchgang. Schallende Unterhaltungen der Gäste, Geschrei des Dienstpersonals von Stockwerk zu Stockwerk, Stufen, die hinauf und hinunter im Sprung genommen werden (ein Plumps von der Treppe im zweiten Stock, gerade vor die Zimmertür, scheint besonders verlockend zu sein), es ist, als ob es nichts mehr gebe, das anders als laut getan werden könne.

Dennoch und trotz der erstickenden Hitze — es ist ein Raum, ein Abschluß. Sie haben sich, Marcel und Sommer, mit dem Rücken zur Wand auf das Bett hinauf gehockt, Marcel hat seinen Waffenrock mit einem Ruck, der fast Ösen und Knöpfe abreißt, über der Brust geöffnet, es ist, als habe er sie selbst geöffnet, seit Minuten strömt es unaufhaltsam hervor, ein lange und quälend Zurückgehaltenes, fast scheint es gleichgültig, ob der Vater zuhört oder nicht.

Hört Sommer zu? Doch, wenn sich auch die Aufregung dieser Stunden, der letzte Schock besonders sich abdampfend auf sein Gehirn legt und ob er gleich nicht alles in seiner Bedeutung und seinem Zusammenhang zu fassen vermag. Denn was da in leidenschaftlichen Ausbrüchen auf ihn einströmt ist Politik und auch wieder keine Politik, eine einzige Anklage vielmehr gegen alles und jedes: die Staatsmänner, die Berufspolitiker, die großen und die kleinen Geschäftemacher, die Presse, die Kriegsindustrie, die Parteien, die Volksvertretungen, die Regierungen, die Völker nicht

zuletzt, die diese Politiker, diese Geschäftemacher, diese Parteien, diese Volksvertretungen, diese Regierungen geduldet haben. Jeder Unterschied der Nationen, der Verfassungen, der politischen Richtungen und Persönlichkeiten, ja von Schuld und Unschuld selbst, scheint in diesem Strom von Beschuldigungen unterzugehen. Das kaiserliche Deutschland, der Zar, Delcassé, Berthold und Lord Grey, die Verantwortlichen hüben und drüben, aber auch die internationalen Organisationen, die Arbeiterführer, die Friedensapostel, «fett gefütterte Esel die meisten», Tag für Tag haben sie dasselbe Stroh gedroschen, während die andern in der Stille ihr mörderisches Werk vorbereiteten, nicht einmal der Schuß von Sarajewo hat sie geweckt —

Sommer hat Marcel kaum einmal unterbrochen, ein kleiner Einwurf, eine Frage, eher um das, was er als eine wohlthätige Entladung begreift, nicht vorzeitig zum Stillstand kommen zu lassen. Seltsam, es macht ihn selbst ruhiger, wenn es ihm auch zugleich mit der Melancholie eines unwiederbringlich Versäumten das Herz bedrückt. Ja, es ist so, wie er es trotz aller Selbstbeschwichtigung heimlich gefürchtet hat, nein schlimmer: Keine Abgeschlossenheit nur, keine übersteigbare Mauer — eine Kluft im Denken, die ohne sein Wissen, ja ohne einen Versuch zu wissen, zwischen ihnen entstanden ist und über die in dieser kargen Stunde keiner von ihnen hinüber kann.

Denn wenn Sommer auch manches von dem, was er da hört, so neu es ihm ist, so heftig es vorgebracht wird, nicht ohne einen Untergrund von Wahrheit zu sein scheint, instinktiv weiß er, daß das, worauf es zuletzt herauskommt, mit seinen eigenen, einfachen Überzeugungen und Gefühlen nicht in Einklang zu bringen ist. Man hat selbst von jeher gegen die Kriegshetzer einen gesunden Abscheu gehegt, man hat, wenn es zu tun war, kräftig gegen sie gewählt, man hat sich genug über den albernen Chauvinismus geärgert, der in den Geschichtsbüchern für die Unterstufe schon auf die Kleinsten losgelassen wurde. Mag sein, wahrscheinlich sogar, — es fährt ihm durch den Kopf: der Caillaux-Prozeß — daß es auch hier daheim schlimmer gestunken hat, als man es sich in der unschuldigen Landluft von Ferme de la Haye hat träumen lassen. Aber das bedeutet doch nicht, daß man nicht, wenn es einmal soweit ist, gleichgültig ob Franzose, Deutscher oder Kümmeltürke, für sein Land gerade zu stehen hat, Krieg ist Krieg und Vaterland ist Vaterland, du kannst dir nicht überlegen, wer alles an allem Schuld gehabt hat, wenn dir jemand den Schädel einhauen will, auch Marcel müßte das einsehen, wenn —

Ja, wenn. Zu spät. Vor ein paar Jahren wäre es Zeit gewesen, als er unvermittelt jenen sonderbaren, vierzehn Seiten langen Brief von Marcel erhielt, er hat bis heute nicht mehr daran gedacht, die Dinge zwischen Deutschland und Frankreich spitzten sich gerade wieder einmal zu, er hat ihn befremdet und ohne es zu einer Antwort zu bringen beiseite gelegt. Hätte er damals —

Sommers Blick streift Marcells Gesicht: Es trägt einen Ausdruck, der alle „Hätte“ und „wenn“ in die schleichende Ohnmacht ihres Möchte-seins zurückweist. Nein, hier geht es nicht um ein einmal Versäumtes, ja nicht einmal um unvereinbare Anschauungen, vielleicht bis in die letzten Dinge hinein, hier ist einfach ein auf den Grund aufgewühlter, aus allen Heimatbezirken seiner Seele geworfener Mensch, und dieser Mensch ist sein Sohn. Denn wenn auch die Fülle der politischen Einzelheiten und Beweisgründe — und fremd, wie sie ihm sind — Sommer zunächst beirrt haben, je länger es währt, desto deutlicher fühlt er, daß das alles nur Schale ist über dem Eigentlichen: einem fassungslosen Grauen vor der Tatsache dieses Kriegs, vor allem und jedem, worin er sich äußert, vor allem was in Tagen, Wochen aus Wochen, Monaten, vielleicht auf Jahre hinaus sein wird. Es ist nichts an diesem Krieg, was nicht „niedrig“ oder „gemein“ wäre, „menschenunwürdig“ vor allem: die Frauen, die sich jetzt schon vor den Wohltätigkeitsstellen für einen armseligen Laib Brot die Kleider vom Leibe reißen, der Vater, der vor dem Einrücken seine elfjährige Kleine in das St. Charles-Hospital gebracht hat, weil er sonst niemand und nichts hat, wohin er sie bringen sollte, das Geschrei der Menge, das nicht aus der Luft geht, „Lärm geworden die ganze menschliche Dummheit und Bestialität“, bald wird es sich mit dem Gestöhn der Schlachtfelder mischen, die Besten, es sind ja immer die Besten, die dran glauben müssen. Dazwischen als Gegenbild friedliche Erinnerungen: der große Lesesaal der Nationalbibliothek fast lautlos über den Hunderten von Köpfen, die Kameraden in ihren einfachen Wohnungen um den Boul Mich, die Maler drüben in Montparnasse, Meister Petiot, still über seine Arbeit gebeugt, nur ab und zu ein seltsam verlorenes Wort fallen lassend, «Er ist ein Philosoph, weißt du?» Am meisten aber ist es das Bild der gefangenen deutschen Zivilisten, das ihn immer wieder neu erregt: «Hast du ihre Gesichter gesehen, gute Gesichter die meisten, aber die Angst, wie Tiere, auch Frauen waren darunter. Das ist in unser Land gekommen zu Studienzwecken oder um unserer Sprache willen oder auch nur aus ihrer schönen Freude an fremder Art, und dann die Bajonnette darüber, ihre traurigen Pakete, die Menge, die heult, nein,

es ist abscheulich, schmutzig, schmutzig, schmutzig, oh wie ich es verabscheue!»

Sommer spürt, wie unwillkürlich etwas in ihm einstimmt, es hat ihn selbst zu sehr getroffen. Aber zugleich durchführt es ihn plötzlich, als ob gerade das die Bresche sei, nach der er unbewußt schon die ganze Zeit über gesucht hat. Er kann Marcel nicht „bekehren“, er kann ihm, der von diesen Dingen offenbar unendlich viel mehr weiß, nichts Überzeugendes entgegenhalten, er kann ihm nur zu helfen versuchen, indem er zeigt, wie er selbst es empfindet: Diese armen Teufel, man müßte kein Mensch sein, wenn man nicht von Herzen Mitleid mit ihnen hätte, aber was willst du, das große Rad, das auch schon im Frieden hier und überall seine blinde Arbeit tut, es wird den Deinen, die sich jetzt in Deutschland oder Österreich aufhalten, nicht anders ergehen, so ist nun einmal das Leben, wenigstens weiß man, daß sie hier gut behandelt werden, hast du gesehen, der Schwarzbärtige, der das aufgetakelte Frauentzimmer beiseite schob — Sommer bricht ab, Marcells Blick beirrt ihn, der mit einem seltsamen Ausdruck auf ihm liegt.

«Ich weiß, der Einzelne gilt nichts.»

Einen Augenblick schießt Sommer das Blut zu Kopf. Es sind Gastons Worte, aber trotz des ruhigen Gleichmaßes in dem sie wiederholt werden, ironisiert, ja, fast höhnisch gegen ihn selbst gewendet, sei's drum, es ist jetzt nicht die Zeit für Empfindlichkeiten! Er nimmt sich zusammen, ja, er nimmt es auf. Er erzählt von seinem Gang durch die Stadt, wie es ihn von Minute zu Minute stärker gepackt hat, die Leute hier drinnen eine einzige Familie, die Place de Longueville, die Kasernen, die Schule, diese ganze „brausende Schmiede“, der unvergeßliche Augenblick auf dem Rathausplatz. Nur von dem Erlebnis der Kathedrale zu sprechen, hält ihn eine unbestimmte Scheu zurück. «Sag, was du willst, ich verstehe von all dem viel zu wenig, es ist etwas Großes, einfach etwas Großes, diese begeisterten Massen, dieser Aufstand eines ganzen Volkes für sein Recht, man fühlt doch, was man fühlt: du glaubst nicht mehr die gleichen Menschen zu sehen, die du gestern gekannt hast. —»

Marcel hat schweigend, aber nicht ohne Anteil zugehört.

«Recht! Wer sagt dir denn, daß die jetzt drüben in Deutschland, in Österreich, nicht ebenso für ihr 'Recht' aufstehen wie die hier drinnen? Und was die Massen angeht, oh, ich könnte mir schon Massen denken — glaub nur nicht, daß ich sie nicht verstehe. Es muß schon überwältigend für sie sein, nach den Sorgen und Erbärmlichkeiten ihres alltäglichen Lebens, nach ihren armseligen

Leiden und Freuden, ah ja, selbst wenn es der Tod für sie und die Ihren sein sollte —»

Sommer hat die letzten Sätze nicht mehr gehört. Etwas Ungeheuerliches — wie war das? Er faßt Marcel beim Handgelenk:

«Du — du willst doch nicht sagen, daß sie drüben . . . aber das ist unmöglich! — daß sie drüben auch nur einen Augenblick glauben könnten, im Recht zu sein? Sie sind über Serbien, sie sind über uns hergefallen, nie ist Recht und Unrecht so klar gewesen . . .

«Klar?» Marcel bleibt ruhig. «Du kannst in diesem Sumpf lange suchen, bis du etwas findest, was 'klar' ist. Und wenn es es nicht ist, sie werden drüben so gut wie hier verstehen, es 'klar' zu machen, verlaß dich drauf. Geh, da ist eins ins andere verstrickt, was wissen wir schon davon? Im übrigen: Es hat nicht immer der erste die Schuld; der schlägt.»

«Und der Einfall in Belgien?» Sommer flammt auf: «Du wirst vielleicht behaupten, daß auch das nicht 'klar' ist?»

«Ah ja, die armen Belgier! Sprechen wir nicht davon. Er ist schon ein schöner Herr, ihr Reichskanzler mit seinem Fetzen Papier! — Bah, vielleicht ist er ihnen nur zuvorgekommen, sie sind verwünscht gerissen in England, eine wundervolle Falle für ihre 'öffentliche Meinung', dieses Belgien, wenn sie geschickt aufgestellt wird. Arme Tölpel! Vielleicht nur die da unten in Berlin.»

Sommer antwortet nicht mehr. Von Wort zu Wort fängt es wieder schwerer auf ihm zu lasten an. Er fühlt sich hilflos, Marcells sarkastische Ruhe beeindruckt ihn, ohne daß er es sich eingesteht, tiefer, als seine maßlosen Anklagen vermocht haben; was ihm die ganze Zeit über so deutlich und eindeutig erschien, beginnt an den Rändern zu verschwimmen, fragwürdiger zu werden, — gleichzeitig faßt ihn aufs neue die Angst vor der unwiederbringlich verrinnenden Zeit, er möchte seine Uhr ziehen, wagt es aus irgendeinem Grunde nicht, vielleicht ist es schon spät, er müßte Marcel mahnen, er könnte Unannehmlichkeiten bekommen. Vertan! kostbarste Stunden vertan! Zwei Fremde, die gleich — in fünf Minuten? einer Viertelstunde? — voneinander Abschied nehmen werden —

Von draußen lärmt es lauter herein, sie haben unten angefangen, patriotische Lieder zu singen, sie schlagen — mit Stöcken? mit Säbeln? — auf den Tischen den Takt dazu. Es mischt sich mit Gesang und Rufen, die über das Hausdach von der Straße herüberschlagen. — Marcel verzieht einen Augenblick gequält das Gesicht, er legt die Hand über die Augen, von der Decke des „Schachts“ blendet eine grelle Glühlichtlampe herunter, hat sie nicht schon die ganze Zeit über geblendet? er geht zum Schalter «Du erlaubst?»

Der Raum sinkt in Dunkel, von den Glaszelten draußen kommt mehrfach gestuftes, mildes Licht. Marcel hat sich wieder auf das Bett gesetzt, den Rücken zum Fenster gekehrt.

Sie schweigen. Unten hat ein neues Lied begonnen. Eins folgt jetzt pausenlos auf das andere. Aus dem helleren Schatten, der Marcells Gesicht ist, kommt seine Stimme: «Und ich, der ich nach meiner Entlassung im nächsten Jahr nach Deutschland gehen wollte!»

Sommer regt sich nicht, er fühlt etwas auf sich zuwehen, eine Spannung wachsen — Marcel hat sein Gesicht dem Vater voll zugewandt, seine Augen sind zwei dunkle Höhlen —

«Es ist — als ob ich auf dich schießen werde!»

Ein halbes Aufschluchzen, eher ein Brechen der Stimme. Sommer hält Marcel in seinen Armen, warum hat er es nicht sofort getan? Er fühlt sein Herz an seinem schlagen, einen Augenblick nur, einen schmerzlich ewigen Augenblick — genug! — — —

Marcel ist auf die Füße gesprungen, er schaltet das Licht an.

«Es wird Zeit.»

Sommer faßt ihn bei der Hand: «Ich habe Sorge um dich.»

«Nicht nötig, Vater. — Was heißt das: Man muß damit fertig werden. Im übrigen, sie werden da draußen keinen Feigling zu sehen bekommen, das nicht.»

Sie gehen über die Boulevards zur Kaserne. Marcel ist ruhig, fast vergnügt, er erzählt ein paar heitere Zwischenfälle aus dem Durcheinander der letzten Tage.

Unter den Laternen des Tors hat der Posten seinen hastigen Pendelgang aufgeben müssen. In dichtem Schwarm strömen die zurückkehrenden Stadturlauber an ihm vorbei. Manche von ihren Angehörigen und Freunden bleiben noch eine Weile stehen, beobachten mit einer Mischung aus Rührung und Befriedigung den Abschied der später Kommenden —

Marcel hält Sommer an der Mündung einer Seitenstraße zurück. Sie gehen ein paar Schritte, Marcel faßt ihn bei den Schultern: «Lieber Vater!»

Hat er es deutsch, hat er es französisch gesagt, hat er es in der andern Sprache wiederholt? Sommer wird sich dessen später nicht mehr erinnern können.

Am 5. August 1914, morgens fünf Uhr. Halb Amiens ist trotz der frühen Stunde auf den Beinen, die Esplanade St. Roche, die Zufahrtstraßen zu der Kaserne des zweiundsiebzigsten Regiments wimmeln von Menschen. Das 'Journal d'Amiens' hat gestern Tag und Stunde des Ausmarschs bekanntgegeben, sie haben deswegen die erste nicht sehr freundliche Bekanntschaft mit der Militärzensur gemacht, sie blasen im geheimen etwas drauf, das Zweiundsiebzigste ist das Lieblingsregiment der Leute von Amiens, sag mir warum, die vom Hundertachtundzwanzigsten und die braven Chasseurs wenigstens wissen es nicht —

Die Trommeln rollen, ein Teil des ersten Bataillons mit dem Stab — nur der Regimentskommandeur fehlt — biegt aus dem Tor, das zweite folgt. Durch die Wartenden geht eine leichte Welle der Enttäuschung, man hat gehofft, das ganze Regiment geschlossen ausmarschieren zu sehen. Die fehlenden Formationen, die in verschiedenen Orten der Umgebung zu ihrer Kriegsform aufgelaufen sind, werden unmittelbar von den Stationen, bei denen sie liegen, verladen werden.

Auf der Esplanade gibt es eine neue Überraschung, diesmal eine, die erwünschter scheint. Auf ein Kommando lösen sich die aufgestellten Reihen, ein paar kurze Minuten zum letzten Abschied von den Verwandten und Freunden. Im Augenblick wogt es in der Mitte des Platzes, Uniform und Zivil, wie Öl und Wasser durcheinander, es ist nicht leicht, sich in der Hast sogleich zusammenzufinden.

Marcel und Sommer stehen beieinander, mühselig-herzliche Worte tauschend, kaum anders als wohl die meisten ringsum. Was soll man sich sagen, nach dem Abschied des Vortags, der nur noch einen Blick, vielleicht einen Händedruck ein schnell geflüstertes Wort erwartet hat!

Sommer ist übernachtigt und er fühlt sich so. Mitten in der Nacht hat es ihn geweckt: das höllische Anlassen eines Motors in dem widerhallenden Torweg. Er ist nicht eigentlich wieder eingeschlafen, Halbtraum und wache Gedanken schieben sich mit der quälenden Verzerrung aller Dinge durcheinander.

Gaston, er wird Marcel doch nicht hinterrücks Schwierigkeiten machen? ... Ratour — Boche, Boche, Boche — an der Schmalseite des Tisches auf- und niederschnellend ... eine Reihe düsterer Gesichter mit Schirmmützen darüber — jemand spricht laut und anhaltend deutsch —, die sich mit lautlos geöffneten Mündern dro-

hend näherschieben ... er brauchte es auch nur Madame Léandre zu erzählen ... Der Morgen schwül aus der schwülen Nacht steigend, hat es nicht besser gemacht, so schal, so griesig, als wenn man aus einem Rausch erwache, selbst der erlösende Augenblick mit Marcel erscheint in einem leicht zweideutigen Licht, was hat sich im Grunde dadurch geändert, alles ist nur um so zweifelhafter geworden, hätten sie nur erst gar nicht davon angefangen —

Über den Platz schallen helle Kommandorufe, selbst das Brausen dieser tief erregten Menge durchdringend, die Reihen bilden sich wieder, stehen frei inmitten des von berittenen Gendarmen behutsam zurückgebogenen Menschenkreises.

Hornsignale gebieten Hab acht! Sie gelten dem Erscheinen des Regimentskommandeurs, der zu Pferde, sehr ernst, sehr schlicht, mit seinem Stabe vor der regungslosen Front Aufstellung nimmt. Eine Bewegung geht durch die Menge: die Fahne, von ihrer Ehrenwache begleitet. Alle Häupter entblößen sich.

Die Regimentsmusik spielt die Marseillaise, keine Stimme fällt ein, eine feierliche Schranke scheint hüben und drüben zu scheiden.

Sommer hört sein Blut rauschen, als ströme es in einer einzigen Welle in ihn ein. Alles Kleinliche, Matte, Halbe, Zweifel und Fragen sind zurückgesunken, er steht wieder in der Kathedrale, um ihn steigen die Pfeiler empor, braust die Orgel in männlich-heldischen Rhythmen: dies Lied, hundertmal seither gehört, zerleiert, verbraucht — in männlich-heldischen Rhythmen neu wie am ersten Tag!

Die Menge erträgt es nicht mehr, die letzten Töne gehen unter in einem einzigen Schrei, ist es Jubel, Liebe, Hingabe, Angst? er überwölbt den weiten Raum, in dessen Mitte unbeweglich, ein Opfertisch gefügt aus menschlichen Leibern, die Bataillone stehen.

Sommer hat den kleinen, hellen Fleck, der Marcells Gesicht ist, so weit er ihm in Augenblicken zu verschwimmen scheint, nicht aus den Augen verloren, etwas läßt ihn einen Augenblick zur Seite sehen, neben ihm steht eine Frau in kleinbürgerlicher Kleidung, ihr törichtes, vollwangiges Gesicht, über das ein paar schwerer Tränen rollen, ist unsäglich schön, er wendet den Blick ab, es würgt ihn, ein bohrender, neidischer Schmerz: Sie selbst, ihr Sohn, ihr Vaterland sind eins.

Auf einem erhobenen Säbel blitzt die Sonne, der Kommandeur hat sich in den Steigbügeln erhoben, seine energische Stimme hallt klar über den Platz:

«Zweiundsiebzigstes Regiment: Für Frankreich! Vorwärts!»

Die Gruppen schwenken ein, die Musik spielt das «Lied beim Ausmarsch», quer über den Platz bewegt sich der Zug auf die bereitwillig sich öffnende Menschenmauer zu.

Von der Rue des Trois Cailloux an wird es ein einziges Spalier. Es ist, als ob der Vorgang auf dem Platz sich in rätselhaftem Übereinkommen, dem vorwärtsführenden Marschschritt angepaßt, wiederhole. Ein Band ehrfürchtigen Schweigens überspannt die Spitze mit der Fahne von Gehweg zu Gehweg, der Kommandeur dankt mit einem ununterbrochenen nervösen Senken des Säbels, hinterher bricht es in jubelnden Zurufen los, Blumen regnen aus den Fenstern, aus der Menge, letzte Liebesgaben werden zugesteckt, besonders von dem jungen Kropfzeug, das es sich erwirkt hat, schon auf zu sein und nun stolz und eidechsenflink zwischen den Reihen hindurchschlüpft.

Sommer ist in den bei der Enge der Straßen dicht quillenden Nachtrab eingekleilt geblieben, erst kurz hinter dem Hôtel de Paris gelingt es ihm, auf gleiche Höhe mit Marcel zu kommen, er sieht gerade noch, wie Mademoiselle Boulanger, sicher disponierend wie immer, den rechten Augenblick abpaßt, dem Freund des Hauses und aller im Hause, ein kleines Paket mit einem niedlich aufgesteckten Blumensträußchen zu überreichen. — — —

Ein ins unendliche verlaufendes Gitter sperrt links die Gleisanlagen des Güterbahnhofs ab. Wer nicht zu einem der Ausrückenden gehört, ist spätestens auf dem Bahnhofsplatz zurückgeblieben. Die strengere Ordnung hat sich mit Duldung der Offiziere und der Chargen gelockert. Sommer geht neben Marcel, schweigend, nur gelegentlich mit einer innigen Begegnung der Blicke den Marschschritt haltend. «Es ist nett von den Boulangers.» — «Ja.»

Ein rauh gepflasterter Torweg führt zu der Abfahrtsrampe, jenseits hält ein Transportzug, Güterwagen, notdürftig mit Bänken versehen. Einige, die schon gebraucht wurden, tragen patriotische und humoristische Kreideaufschriften.

Die nächsten Stunden sind eine wachsende Qual. Während der größere Teil der Bataillone bald auf einem andern Gleis verladen wird, will sich dieser Zug trotz der vorgespannten Lokomotive aus irgendwelchen Gründen nicht in Bewegung setzen. Was von den Begleitenden gebunden ist oder ferner steht, tröpfelt in Abständen zur Stadt zurück. Die andern wanken und weichen nicht: eine Gestalt, ein Gesicht, ein deutlich seltener und müder werdendes Winken, oft bei denen in den vorderen Wagen von weither, sei's drum, es ist seine Gestalt, sein Gesicht, sein letztes Winken vielleicht —

Sommer erlebt, wie das, was vor Stunden die Esplanade St. Ro-

che war, langsam um ihn zerbröckelt. Die Sonne, die immer höher zum Mittag steigt, brennt mitleids- und schattenlos hernieder, ein heißer Wind weht den Staub der nicht sehr sauber gehaltenen Zufahrtsstraße in Wirbeln hoch, immer häufiger wie ansteckend beginnt es ringsum zu weinen, manchmal in krampfhaftem Aufschluchzen, so daß ein Bruder, ein Freund, durch leises Zureden beschwichtigen muß, ein paar Schritte entfernt sinkt eine Frau ohnmächtig zu Boden, man ruft nach Wasser. Ja, Wasser, woher es hier nehmen, wo sonst nur Ballen, Kisten, Körbe verladen werden —

Sommer sieht, wie Marcel, der seinen Platz in einem Wagen nicht weit ab gefunden hat, ein paar Worte mit einem Unteroffizier wechselt, er kommt zu ihm herunter, sein Gesicht ist bleich und mühsam beherrscht: «Ich bitte dich, Vater, geh —»

Sie reichen sich die Hand. Sommer geht zur Stadt zurück, neben ihm tanzen die Gitterstäbe endlos auf und nieder.

Zweiter Teil

Erstes Kapitel

1

Sommer runzelte die Stirn. Er hatte gedacht, Marthe allein anzutreffen, nun saß Barnabas ihr gegenüber, er war beim Eintritt des Herrn gleichmütig sitzengeblieben, kaum, daß er Henriette, die ihm immer wieder in den schwarzen Bart zu fassen suchte, einen Augenblick den rechten Arm festhielt, sie griff umso ausgelassener mit dem andern Händchen zu, der ganze kleine Körper wand sich auf seinen Knien vor Freude des angreiferischen Spiels.

«Also Marthe —»

«Ja, Herr?»

Sie sah sich zerstreut nach einer Sitzgelegenheit für ihn um. Sommer kam ihr zuvor. Sie saß schräg zum Tisch, eine henkellose Tasse ohne Untersatz vor sich. Sie war in ihren besten Sachen, langem schwarzem Rock, geschmacklos gepreßtem Ledergürtel, einer weißen Stehbortbluse, auf der das Gestänge des festgeschnürten Korsetts sich abzeichnete. Auf dem unordentlich gesteckten Haardutt balancierte ein breitrandiger Hut, über die knallfarbigen Federimitationen war ein schwarzer Schleier gesteckt.

«Sie wollen also wirklich fort? Eine Dummheit, Marthe, zumindest eine Voreiligkeit!»

Marthe antwortet nicht. Der Zeigefinger der rechten Hand verschob das Liniengewirr, das sie vor sich auf dem Wachstum gedankenlos aus Brotkrumen und schalfarbigem Kaffeeklapper gezogen hatte.

Am Abend vorher war unten im Dorf bei den Villemains ein Brief von ihrem Sohn beim Ersatzbataillon in Valenciennes angekommen. Darin stand, daß André im Verlauf eines Gefechtes als erster aus der Gegend in Belgien gefallen sei. Man war sich einig geworden, es Marthe nicht wissen zu lassen. Am nächsten Morgen wußte sie es. Sie ging ins Dorf hinunter, sie ließ sich den Brief geben und las die Stelle aufmerksam.

Als sie zurückkam, war sie, ohne ihre Wohnung zu betreten, zu Sommer gegangen und hatte ihn gebeten, noch am Nachmittag zu ihrer Schwiegermutter nach Alonville zurückkehren zu dürfen. Sie hatte keine Träne geweint.

Madame Patte war ärgerlich, daß Sommer ja gesagt hatte. Man konnte in diesen Wochen gerade noch Hände entbehren. Er selbst fand, daß er unter dem Eindruck von Marthes unnatürlicher Ruhe

vorschnell zugestimmt habe. Ein unverbürgtes Gerücht zunächst, obwohl es schien, daß Andrés als des ersten Toten des Regiments offiziell Erwähnung getan worden sei. Marthe hatte es besser auf dem Hof, ihre Schwiegermutter lebte in kümmerlichen Verhältnissen, es war nicht einzusehen, warum sie weg sollte, selbst wenn die Nachricht sich bewahrheitete.

«Das ist nichts Sicheres. Alle schreiben jetzt, was gerade jemand daherredet. Vielleicht haben Sie morgen früh einen Brief von André!»

Marthe schüttelte den Kopf. Ihr Blick wurde feindselig. «Man hat es gewußt.» Sommer schwieg. Er schämte sich, als ob er gegen besseres Wissen Unsinn dahergeredet habe. Er sah Marthe, wie sie in hemmungsloser Verzweiflung André aus dem Zuge zu holen versuchte —

Ob die Schwiegermutter so zufrieden sein würde? Zwei Münder mehr . . .

«Ah bah, man wird dort placken wie hier.»

Barnabas lachte auf: «Das wenigstens ist sicher — solange es noch Placke gibt.»

Sommer erhob sich: «Pierre wird Sie hinüberfahren.» Marthe sah unschlüssig zu Barnabas hinüber. «Er da sollte mich hinbringen. Aber vielleicht ist es besser» — sie tastete nach dem Bettuchbündel, das neben ihr auf dem Boden lag — «Das ist schwer, mußt du wissen. — Na, dann danke schön, Herr.»

Sommer wandte sich in der Tür zurück: «Und die Möbel?» Marthe drehte sich schwerfällig um. Ihr Blick, der über das armselige Mobiliar ging, blieb fremd. «Das wird für die andern sein. Oder. . .» — sie gab sich Mühe, nachzudenken — «Ah, lassen Sie mich, wollen Sie?»

Sommer ging zur Einfahrt. Er fühlte sich merkwürdig gereizt. Der teilnahmslos blaue Himmel, der sich nun schon seit Wochen so aus dem schwülen Morgen in den kühlelosen Abend drehte, schien ihm mit einem Male unerträglich. Obwohl der Hafer noch draußen stand, es sollte ein paar Tage gießen, vielleicht geschah es sogar, eine beklemmende Feuchte lag in der Luft. . . Das war also wieder einmal der Tod, diesmal der Heldentod auf dem Schlachtfeld, er ließ so leer und erbärmlich wie jeder andere, eine Frau sitzt stumpf, ein Kind juchzt, als ob nichts gewesen sei, von der dürftigen Anrichte ist die Farbe abgestoßen, in dem offenen Kleiderschrank hängt ein leerer Bügel, er hat vielleicht seinen Sonntagsanzug getragen, eine längere oder kürzere Zeit und ein anderer Kopf wird darüber sein, ein anderes Fußpaar darunter. Marthe hat

es gewußt, der Tote drüben in belgischer Erde hat schon seit Wochen so in ihr gelegen. Hinter der üppigen Stille des Nachmittags donnern die Kanonen —

Madame Patte war eine dicke Frau. Es schien ungemäß, von ihr zu sagen, sie surre herum. Dennoch tat sie es. Pierre hatte sich gegen sie gepanzert. Er hörte selten genau, was sie sagte.

«Wenn Sie wissen wollen, was ich davon denke: Das ist eine Deserteuse, ganz einfach eine Deserteuse.»

Es handelte sich um Marthe, und daß es die Höhe sei, sie sogar noch mit dem Wagen zur Station zu bringen. Pierre ging auf die andere Seite der Deichsel und zog das Riemenzeug fest. Er antwortete nicht.

«Sagen Sie etwas anderes! Das ist *unser* Schlachtfeld hier! Sie können es in der Zeitung von vorgestern lesen!»

«Diese Herren sollten keinen solchen Unsinn schreiben. Das ist nichts, um darüber zu schwatzen, das Schlachtfeld.»

«Aber —»

«Da kommt der Herr. Sagen Sie es ihm.»

Madame Patte hütete sich wohl. Sommer merkte ihre Verlegenheit.

«Was gibt es?» Pierre berichtete es in ein paar ruhigen, dünnen Worten.

Sommer sah Madame Patte an: «Marthe hat einen Toten, Madame Patte. Einen Toten für uns. Der Wagen ist nicht zuviel dafür.»

Madame Patte wurde rot. Da hast du es wieder: ein hinterhältiger Filou. Was brauchte er es herauszuschwätzen, wo er dazu noch recht hat. Redet sonst keine drei Worte. Seit dreizehn Jahren sucht man vergebens, ihm die Würmer aus der Nase zu ziehn, weißt heute noch nicht einmal, ob er Vater und Mutter hat!

Sommer nahm einen Zwanzigfrankenschein aus der Tasche und reichte ihn Pierre: «Gib ihr das auf dem Bahnhof. Ja, und wenn sie wiederkommen will — eigentlich ist es verrückt, daß sie nicht abwartet, bis sie so oder so sichere Nachricht hat.» Wieder sprach er gegen sein Gefühl. Madame Patte ergriff die Gelegenheit, sich herauszupauken.

«Sie folgen nur ihrem Kopf, diese jungen Frauen von heutzutage. Zu meiner Zeit konnte dir der Vater in der Ernte sterben und du gingst nicht hin.» Das stimmte nur halb, aber es tat seinen Dienst, niemand widersprach.

Sommer, der gegangen war, kehrte noch einmal um. «Ja, was ist mit Barnabas?»

Pierre wußte nicht, daß irgend etwas mit ihm sei. Er liebte ihn

nicht, aber Barnabas tat seine Arbeit so gut wie irgendein anderer trotz seiner vorgeschrittenen Jahre. Auch war nicht zu bemerken, daß er aufsässig sei oder versuchte, die andern aufsässig zu machen. Er saß wohl mit dem oder jenem einmal abends auf der Bank, aber es ergab sich daraus keine größere Vertraulichkeit, wenigstens nicht, soweit man bemerken könnte.

Sommer war nicht einverstanden mit dem, was er da hörte. Er fand Barnabas aufsässig in jeder Bewegung und in jedem Wort. Wie er wieder bei Marthe am Tische gesessen hatte. Vielleicht, daß er sich zu Pierre anders verhielt. Sie waren beide verschlossen und ihres Wesens gewiß. Das schuf, wenn nicht Liebe, so doch gegenseitige Achtung. «Nichtsdestoweniger wird man ihn nur so lange halten, wie man ihn braucht. Das ist kein gutes Element, das auf keinen Fall.»

Nein, Barnabas war kein gutes Element. Man hatte nicht erwartet, ihn noch einmal im Dorf auftauchen zu sehen. Jene Kriegsverordnung aus den ersten Tagen der Mobilmachung, wonach alle Arbeitslosen sich in ihre Geburtsgemeinde zurückzubehalten hatten, war schuld daran. Man wollte damit der Landwirtschaft in der Ernte zu Hilfe kommen, zugleich die Gefahr einer Zusammenballung Unzufriedener in den Städten vermindern. Barnabas war in der Färberei beschäftigt gewesen, die Sommer bei seinem Gang durch Amiens geschlossen gefunden hatte: ein guter Arbeiter, aber ein unruhiger Kopf und ein gewalttätiger Geselle. Er hatte ein paarmal im Gefängnis gesessen, aus politischen Gründen, sagten die einen, wegen Bedrohung und Mißhandlung, sagten die andern, eine Sache während seiner Dienstzeit — es mußte eine schwere gewesen sein — hatte ihm die Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes eingebracht. Er war eine regelrechte Dorfschande, man sprach nicht mehr von ihm, nun erschien er plötzlich, zwei arbeitsfähige Hände, Sommer hatte sich nicht lange bedacht und zugegriffen, er ärgerte sich jetzt darüber, alles an Barnabas war ihm zuwider.

Berthe hatte das Abendessen schon fertig, obwohl es noch gar nicht Zeit war. Sie machte es jetzt öfter so, um dabei zu sein, wenn Bary im Dorf die neuen Nachrichten verkündigte. Es war nur dürftig damit in den letzten Tagen, Berichte aus den Zeitungen oder Gerüchte, die sich schon herumgesprochen hatten, Bary behielt es nur bei, weil man sich schon daran gewöhnt hatte.

«Du willst ins Dorf?»

Sommer sah es nicht gern, obwohl er es ihr nicht verbieten mochte. Gewiß, der Krieg hatte alles aus der Regel gebracht, er

hatte die Ferme näher an das Dorf herangerückt, kaum ein Tag verging, wo nicht ein paar von oben bei den Sauvets saßen, die Zurückgebliebenen erwarteten sie, um zu hören, was es Neues gab, wenn es nicht sogar den einen oder andern ungeduldig ihnen nachzog, sogar die Mägde machten dabei mit. Aber tagsüber war es dann so ordentlich, wie der Tag es verlangte, die Frucht und das Vieh wußten nichts vom Kriege, ihr ruhiges Dasein regelte den Ablauf des Tagwerks wie in friedlichen Zeiten. Nur Berthe fügte sich nicht hinein. Die Übersteigerung jener ersten Tage hatte sie nicht mehr verlassen, sie tat, was sie zu tun hatte, wie nebenbei, ohne Anteil sogar an den Dingen, die ihr früher die liebsten gewesen waren, dem Jungvieh zum Beispiel, seine Wartung schien ihr jetzt so lästig wie alles andere. Dabei glänzten ihre Augen, summte sie den ganzen Tag vor sich hin. Sommer sah sie an, wie sie rasch in der Küche hantierte: hübsch war sie in der braunen, stämmigen Kraft ihres kleinen Körpers.

«Du hast schon wieder eine Viertelstunde zu spät aufs Feld geschickt.» Sie wurde rot, jähzornig rot. Auch das war neu an ihr: eine Gereiztheit, die sie die kleinste Bemerkung nicht mehr widerspruchslos hinnehmen ließ. «Der braune Stier war los. Wir hätten ihn wohl durch den Stall springen lassen sollen? — Und dann: Was macht denn das aus, eine Viertelstunde?» «Dir macht es nichts aus, du schneidest dir ein Stück Brot ab, wenn du magst. Draußen warten sie darauf, sie sehen schon eine halbe Stunde vorher nach der Sonne. — Ich liebe das nicht.»

Berthe schwieg. Wenn der Vater etwas nicht liebte, war es Zeit aufzuhören.

«Wir können dann zusammen gehen. Ich muß wieder einmal zu Bary hinunter.»

«Ah —», Berthe wandte sich zum Herde, die Töpfe rasselten, im Schatten der Herdecke war ihr Gesicht bleich, als sei ihr ein Unglück widerfahren.

Sommer kehrte in der Tür um: «Warst du bei Marthe?»

«Ich geh jetzt gleich.»

«Aber Berthe!» Sie senkte den Kopf. Sie fühlte sich zerknirscht und beschämt. Von Stunde zu Stunde wich sie dem nun aus. Sie hatte den Hof vermieden, er lag so grell vor den Fenstern, das nüchterne graue Backsteinhaus ragte düster hinein, als läge der Tote darin. Das Weinen der Frau an jenem Abend, das Schreien des Mannes gellten ihr in den Ohren, als sei es ihr erst jetzt zum Bewußtsein gekommen, sie fürchtete sich, wie wenn es plötzlich wieder beginnen könne.

Sie nahm sich zusammen und ging zur Tür. Das Kabriolett, von Pierre gelenkt, rollte in den Hof: Zu spät. Marthe kam heraus, Henriette an der Hand. Sie bot ein törichtes Bild in dem kümmerlich übersteckten bunten Hut.

Aber die Knechte und Mägde, die aus den Ställen getreten waren, blieben in Abständen stehen und sahen nur zu ihr hinüber. Barnabas brachte das Bündel mit unbefangenen Bewegungen heraus und verstaute es bei Pierre auf dem Wagen.

Die Kinder trabten vom Wäldchen her in den Hof. Sie hatten draußen gespielt, Ausgelassenheit und Lebensfreude war noch im Rhythmus ihrer kleinen Körper. Als sie Marthe erblickten, gingen sie plötzlich mit kurzen, wie gezierten Schritten. Der Vater hatte es ihnen gesagt, man durfte nicht lärmern um das Haus, André war gefallen. Lucien machte ein ernstes, feierliches Gesicht, wie er das bei dem Vater gesehen hatte, als er es ihnen sagte, Yvonne tat es ihm nach, sie gingen zu Henriette, Lucien nahm sie bei der Hand.

Henriette zog etwas zurück, um ihre Lippen war schon ein kleiner, fast unsichtbarer Ansatz zum Weinen, wenn es sich als nötig erweisen sollte: den beiden, so lieb sie zu ihr sein konnten, war nie ganz zu trauen, sie sahen in ihr ein lebendiges Spielzeug, das mit sich geschehen lassen mußte, Liebe, Gleichgültigkeit oder Neckerei, wie ihr ahnungsloses Herz es ihnen eingab, sie hatten sie gern. Barnabas ergriff Henriette und hob sie zu Pierre hinauf, einen Augenblick schwebte sie ängstlich, dann stand sie, die Fäustchen auf der kordgepolsterten Bank und strahlte zu Lucien und Yvonne herunter: So unerreichbar hoch war die Freundschaft mit den beiden ein reines Glück.

Berthe kam die Treppe herunter mit eiligen Schritten über den Hof. Sie stand vor Marthe, schien etwas sagen zu wollen, plötzlich mit einer leidenschaftlichen Geste schlang sie die Arme um ihren Hals und fing fassungslos zu schluchzen an. Marthe hob die abgearbeitete Hand, einmal strich sie ihr über das Haar, kaum daß sie das äußerste schwarze Geflirre berührte, es war als sei die andere die Leidtragende und sie die Trösterin.

Berthe löste sich, sie holte ein kleines Taschentuch hervor und trocknete ihre Augen, verwirrt über diese Tränen, um die sie einen Augenblick vorher noch nicht gewußt hatte. «He—o!» Pierre zog die Zügel an, das Pferd setzte grundlos erschreckt ein paar Schritte zurück.

Sommer war herangetreten. Er sah wie Marthe mit der rechten Hand die Trittwand des Wagens, mit der andern den eisernen Armbügel des Bocks ergriff, ihr Rock spannte und hob sich über der

mächtigen Wade, ein Schwung wie das Leben selbst — der Tod, er mochte im Herzen nisten, er war nicht der wirkliche, es war nicht das Regungslose —

Die andern traten hinzu und gaben Marthe die Hand. Der letzte, Simon, der zu gleicher Zeit wie André auf den Hof gekommen war, bog Marthes flach; als er die seine zurückzog, glänzten Silberstücke, Marthe sah darauf nieder, ihre Augen wurden feucht, der grobe Mund zog sich kindlich zusammen, sie legte Pierre die Hand auf den Arm, Pierre verstand, der Wagen rollte aus der Ausfahrt.

Die Kinder liefen hinterher. Sommer, Berthe und das Gesinde folgten langsam. Als sie die Wegeinbiegung erreichten, war der Wagen schon ein Stück davon. Henriette, von der Mutter gehalten, schrie über ihre Schulter zurück «Lucien, Lucien!» Yvonne war gekränkt zurückgeblieben: Wo sie immer viel netter zu Henriette gewesen war! Marthe wandte sich nicht um.

2

Sommer ging ins Dorf. Berthe hatte plötzlich ihre Absicht geändert. Sie habe sich so lange nicht mehr um den Garten gekümmert, die armen Blumen könnten einem leid tun, auch werde der Vater ihr ja alles erzählen. In Wirklichkeit war es wohl das, was sie unversehens vor Marthe überwältigt hatte, ein Hauch näher dem Blühen und Vergehen der schweigenden Blumen, als dem abendlichen Rummel bei der Schule, in den es beim Mangel wirklicher Neuigkeiten allmählich auszuarten begann. Es tat ihm gut, er hatte als sie so kindlich vor allen ihrem Gefühl nachgab, sie sich herzlich nahe gefühlt wie schon seit langem nicht mehr, ihr Wesen in den letzten Wochen war ihm fremd gewesen, als schlug da plötzlich ein anderer Mensch durch, vielleicht war es wirklich so: der Krieg, ihr Alter, sie war schon zu lange Kind geblieben. Dennoch, es ist ein Abschied, immer ein Abschied, man will es nicht wahr haben —

Die Schwüle lag über dem Weg und den Stoppelfeldern zur Linken, selbst das Wäldchen schlang sie mit hinein. Seine Blätter standen reglos, als hielten sie sich angestrengt unter dem Druck, der auf ihnen lastete, selbst fühlte man ihn bis in die Lungen, ja bis ins Blut, er zeugte dunkle Gedanken — oder war es doch der Tote, der Mann, der so oft diesen Weg gegangen und der nun „in Belgien“ gefallen war?

Zum erstenmal empfand Sommer wieder die Beklemmung der ersten Tage, es mochte wirklich am Wetter liegen, obschon es,

wenn man genau zusah, schon Gründe gab — Ach was, es war nachher halb so schlimm gewesen, es würde auch weiter so sein.

In der Tat, es hatte sich besser angelassen als man es damals hoffen konnte. Sommer mochte nicht an die Rückfahrt von Amiens denken, das stumpfe, schläfrige Hinbrüten in der Mittagshitze, aus dem das plötzliche Antraben des Braunen auf fallender Straße, ein entgegenkommendes Fuhrwerk wie mit nächtlichem Schrecken riß. Alles Quälende war dann mit einemmal wieder da: der elende Abschied von Marcel, die leeren Stunden des Vorabends mit ihrem schwer gefüllten, zwiespältigen Inhalt, Ratour und was sie wohl im Dorf jetzt über ihn reden mochten. Er hatte Bayencourt im Weg über Sailly vermieden, selbst die Ferme, aus den eigenen Feldern auftauchend hatte ihn nicht wie sonst empfangen, mit ihrem fordernden Eigenleben, jetzt und sofort, erhob sie einen Anspruch, dem er sich nicht gewachsen fühlte. Aber als beim Einbiegen in den Hof einer der Knechte ihm frisch die Zügel abnahm, Berthe und die Kinder aus dem Hause stürmten, Pierre eilig heranlinkte und sie sich aufgeregt nach Marcel erkundigten, war plötzlich wieder Heimat um ihn gewesen, ein Gefühl der Verbundenheit mit allen und in allen, auch in der tätigen Wärme, in die sich die überhitzte Regellosigkeit von heute auf morgen umgesetzt zu haben schien. Ja, Pierre hatte wie es seine Art war die Dinge beim rechten Ende angefaßt, die Fahrt nach Pas, wo von seiten der Musterungskommission kein Wort gefallen war, aber das schnelle und schweigende Beiseiteführen von Pferd und Wagen genügt hatte, alle stolz zu lassen, war von ihm zu einem Abschluß gemacht worden, auch mit einer Lage Zwetschenschnaps, die er vor dem Rückmarsch aus eigener Tasche spendierte.

Noch am Abend hatte jeder wie beiläufig gewußt, daß es bei der verzögerten Ernte und dem Mangel an Händen doppelt zu schaffen gab, sie hatten es willig, ja mit einer Art kraftstrotzender Begeisterung aufgenommen; daß Elise für ihr zuchtloses Geschwätz, das sie auch jetzt nicht lassen konnte, von Pierre einen Anschnautzer rechts und links erhielt, war nur die notwendige Würze, auch daß Madame Patte dabei stand, ohne zu mucksen und sich widerspruchslos um Arbeitshilfe zu ihren Verwandten in Achiet-le-Petit schicken ließ. Hätte Pierre gehaut, wie Sommer von Amiens zurückkehrte, er hätte es nicht wirksamer für ihn einrichten können. Was eben noch fremde Forderung gewesen war, wurde in der schlichten Selbstverständlichkeit aller um ihn wieder zum natürlichen Lebenselement, es hatte sich in der befeuerten Gemeinsamkeit der Feldarbeit in den nächsten Tagen nur noch verstärkt, Som-

mer konnte sich nicht erinnern, daß er und seine Leute — obwohl sie immer gut miteinander ausgekommen waren — einander je so herzlich nahe gestanden hätten: Lag es daran, daß er zu seiner eigenen Verwunderung wieder plötzlich zugreifen konnte wie ein Zwanzigjähriger? ja, wie ein fröhlicher Wettkampf war es manchmal gewesen —

Auch blieb dies nicht das einzige, das anders war, als er es unter dem Druck der ersten verwirrenden Erlebnisse gesehen hatte. Als er sich notgedrungen entschloß, wieder einmal ins Dorf herunterzugehen, hatte es von neuem düster und feindselig auf ihm gelegen, feindselig auch aus ihm selbst, diese eingeduckten Häuser schienen ihn nach der freien Frische der Ferme wie ein tückischer Hinterhalt zu empfangen. Der Mann aber, — schäm dich! — der ein paar Stunden später das Dorf verließ, sah wieder einmal dieselbe Welt anders. So gleichmäßig freundlich waren alle gewesen, die eingeduckten Häuschen lagen ihm harmlos im Rücken, der Weg, der Tage hindurch Dorf und Ferme wie ein steifer Stock auseinander gehalten hatte, war wieder ein Band und ein enger knüpfendes noch dazu. Schwere Ackergäule von Ferme de la Haye kamen ihn am nächsten Morgen entlang, um auf fremden Feldern Dienste zu tun. Oben aber ratterte, als Vorspann aus dem Schuppen geholt, die brave Lokomotive.

Ein Dienst das, ohne Nebengedanken angeboten und dankbar, aber ganz selbstverständlich empfangen: Nichts hatte so dazu beigetragen, Sommer im Verkehr mit dem Dorf das verlorene Gleichgewicht wiederzugeben, wie diese Selbstverständlichkeit. Die Pferde von Ferme de la Haye, mit einem kargen „Danke schön“ zurückgebracht, das war ein Zeichen einer Verbundenheit, die keinen Unterschied machte.

Nein, ein Augenblick verlorener Selbstbeherrschung hatte in diesen schwer bewegten Bauernseelen nicht ein Vertrauen zerstören können, das in zwanzig Jahren, und gegen wieviel Feindseligkeit und Unverständnis! erworben worden war. Ein geborener Deutscher französischer Gemeinderat — mehr als ein Ehrenbürgerbrief galt das, und als Ehrung für klar zutage liegende Verdienste hatte Bary es, trotz aller Quertreibereien, seinerzeit bei den zuständigen Behörden durchgesetzt. Wenn in diesem stillen Winkel der Picardie mehr Mähmaschinen als sonst ringsum die automatisch gebundenen Garben herausschleuderten, Heuwender eifertig ihre eisernen Ponybeinchen warfen, der rhythmische Aufschlag der Dreschflügel auf die Tenne allmählich zu verstummen begann; wenn die Umstellung der gefährlich zurückgebliebenen

französischen Zuckerrübenkultur gerade hier die sichersten Fortschritte machte, die „reichen“ deutschen Sorten, die schwereren aber unergiebigeren verdrängten, die man bisher gepflanzt hatte, — langsam und methodisch, unter gleichzeitiger Anreicherung des Bodens — so war das nicht zum wenigsten die Frucht von Sommers Vorbild gewesen. Mochte „der Maschinenkoller des Irren von Ferme de la Haye“, wie Ratour giftig hetzte, das Mißtrauen zunächst noch vertiefen, es war vorbei gewesen, als Sommer in einem glücklichen Einfall einen Umzug von Hof zu Hof veranstaltete, und jedem einzelnen den Vorteil der neuen Geräte sinnfällig vor Augen führte; auch ein aus eigener Machtvollkommenheit wirklich gewordener Knabentraum hatte nichts mehr daran ändern können: der unglückselige, selbst für die breiten Verhältnisse von Ferme de la Haye unwirtschaftliche Dampfflug, der es einst seinen heißen Kinderaugen angetan hatte: auf Müllenark, dem Großgut des heimatlichen Dorfes, dem er sein Verständnis für eine rationellere landwirtschaftliche Arbeitsweise verdankte. Wenn jetzt die zu dem nichtsnutzigen Riesenspielzeug gehörige englische Lokomobile (es hätte beileibe keine andere sein dürfen, als die, deren Namen, Howard Bedford, dem Knaben mit glänzenden Nickelbuchstaben entgegengeleuchtet hatte), die Not des Augenblicks, und welchen Augenblicks! überwinden half, so war das wie die sinnbildliche Bestätigung einer zäh erkämpften, darum nur um so festeren Gemeinschaft.

Ja, wäre in Sommer noch ein Rest von Unsicherheit geblieben, der Abend bei den Massillies mußte ihn vollends ausräumen. Zufällig hatten sie sich dort zu etwa einem Dutzend zusammengefunden, — ein kleines Glas auf den Einmarsch der Unsern in Mülhausen! — aber dann war es im Jubel über den ersten Sieg und seine erhebenden, rührenden Begleitumstände zu einem richtigen kleinen Gelage geworden. Man wurde nicht müde, sich die Einzelheiten der farbigen Berichte zu wiederholen: die ausgerissenen Grenzpfähle, Rufe «Es lebe Frankreich! Es lebe die Armee!», Damen, die Zigarren, Zigaretten und kleine Geschenke verteilten, Blumen in allen Gewehrläufen — die Art aber, wie man sich dabei an Sommer wandte, schien einen Abglanz des Tags von Mülhausen auf ihn persönlich fallen zu lassen: Deutschstämmiger Wahlfranzose, wie er es war, mochte er ihnen selbst als eine Art Elsässer vorkommen. Es hatte ihm gut getan, er vergalt es ihnen mit einer Freude über den Sieg der französischen Waffen, die an diesem Abend auch nicht einen Schatten der Sorge und des Zwiespalts übrig ließ.

Freilich, freilich — er hätte sich belügen müssen, um zu sagen, daß der Druck, den er heute besonders lastend fühlte, auf die Dauer gesehen, ganz von ihm gewichen wäre. Zwar war von Marcel zur rechten Zeit ein Brief gekommen, der in der Frische des Tons Sommer von seinen schlimmsten Besorgnissen befreit hatte. Er hatte aufgeatmet, Von „draußen“ sah sich manches vielleicht doch anders an, selbst wenn dies Draußen vorerst nur ein kleines, vielleicht lothringisches, Städtchen hinter der Front war. Noch war das Regiment nicht eingesetzt.

Dennoch: Der Schock im Hôtel de Paris war gewesen und auch ein frischer Brief half nicht darüber weg. Immer wieder in den vergangenen Tagen und Wochen, manchmal sogar mitten in der Feldarbeit war etwas davon da, ein Satz, ein Wort, an dem man wider Willen herumgrübelte. Und nun stieg es plötzlich in anderer Form aus den Zeitungen auf: als mißtrauischer Zweifel, der zwischen den Zeilen las, ja seine Nahrung aus dem zog, was nicht zu lesen war. Ganz abgesehen von handgreiflichen Lügenmeldungen, die Sommers Abneigung gegen die Pariser Boulevardpresse neu bestätigten — Hamburg durch die englische Flotte in Brand geschossen, Selbstmord General Emmichs aus Gram über seine Lütticher Niederlage, der Kaiser, Opfer eines Attentats, unter — genau beschriebenen — Zeremonien im Berliner Dom aufgebahrt —: warum schien sich gerade in den letzten achtundvierzig Stunden der Krieg an der ganzen ungeheuern Front auf das kleine Loch in den Vogesen zu beschränken, wo die Franzosen nach dem ersten „planmäßigen“ Rückzug wieder in Mülhausen eingerückt waren? Warum war so wenig von Belgien die Rede, es sei denn von den barbarischen Greueln, die die „deutschen Horden“ dort gegen friedliche Einwohner verübten? Warum gab es an einem Tag nach dem kargen Bericht über die Operationen eine spaltenlange Schilderung der Festungswerke von Lüttich, wie sie nur einen Festungsfachmann interessieren konnte? Warum an einem andern eine ebenso lange strategische Wettervorhersage für den Verlauf der Schlacht, die „zwischen dem befestigten Lager Antwerpen und der Maas“ entbrennen würde, während von dem, was die Deutschen bis dorthin geführt hatte, nichts zu lesen war? Sommer hatte diese hartnäckig bohrenden Fragen immer wieder verscheucht, sie kamen ihm vor der unerschütterlichen Gläubigkeit der andern — ja: dieser sonst so zweifelsüchtigen und spottbereiten Franzosen! — wie ein persönliches Unrecht vor. Vielleicht war es wirklich nicht angängig mehr zu sagen als gesagt wurde, vielleicht, hoffentlich, ja hoffentlich! behielt die fromme Zuversicht recht. Welchen Zweck

hätte es auch, dem Volk, den bedrohten Gegenden vor allem, ungünstige Nachrichten vorzuenthalten! —

Und da lag nun »in Belgien« der Tote. Sommer wurde sich plötzlich bewußt, wie sehr dies „in Belgien« zum Druck des Tages beitrug. Kein französischer Soldat hatte zu Beginn des Krieges auf belgischem Boden gestanden, jetzt war André „in Belgien“ gefallen, von einer deutschen Kugel, dreihundert Meter, sei es von einer deutschen Granate vielleicht. . . Was hieß das: „in Belgien“? Wo war das: „in Belgien“? Zwischen dem befestigten Lager von Antwerpen und der Maas donnert die Schlacht.

3

Sommer blieb stehen. Vor Jean Verbueckens Schuppentür stand ein Mann in den Anblick eines großen Buntdrucks versunken, der rücksichtslos über eine Menge älterer Sehenswürdigkeiten geheftet war. Eine Gruppe von Kindern leistete ihm dabei Gesellschaft, sie zeigten, sich überschreiend, mit ihren kleinen Dreckpfoten auf dem Bilde herum.

Jean Verbueckens Schuppentür war eine sehr merkwürdige Schuppentür. Weiß der Teufel, wie der Eigentümer der altersschwachen Kate, zu der sie gehörte, auf seinen schrulligen Einfall gekommen war. Eines Tages hatte er angefangen, sie als Schauwand einer öffentlichen Kuriositätensammlung zu benützen. Was immer Bemerkenswertes in Druck oder Bild an ihn gelangte, fand sich alsbald dort angeheftet. Dabei machte er keinen Unterschied zwischen dem, was allgemeinen Anteil erwecken konnte und dem, was ihn ganz persönlich betraf. Ansichtskarten: der Hafen von Toulon in unwahrscheinlicher Bläue von Himmel und Meer, das Sacré Coeur in Paris oder auch nur ein kleines Blümchen oben in der Ecke, während der freie Schreibraum ausführlich über die Kropfoperation irgendeiner Irma berichtete; Zeitungsausschnitte, ein Mann mit einer, ein Meter neunzig langen Rübenwurzel; die seltsame Geschichte — ein großer Erfolg! — von einem Orang-Utang, der auf einem Bahnhof ausgekommen war, sich ans Schalterfenster gesetzt und den Herantretenden Fahrkarten und Geldstücke ins Gesicht geschmissen hatte; vor allem aber als eiserner Bestand Photographien von näheren und ferneren Familienmitgliedern bis zu dem kleinsten Baby zu, das von einem rundlehnen Polstersessel nackt in die Welt stierte. Jedes einzelne war gegen die vergilbende Sonne durch einen kleinen schwarzen Gaze-schleier geschützt, Uneingeweihte mochten denken, daß es um ei-

nes Todesfalles willen geschah, der einen der Abkonterfeiten kürzlich dahingerafft hätte.

Der Krieg aber war auch für Verbuecken und seine Schuppen-tür eine große Zeit geworden. Den ersten Feldpostbrief seines Neffen hatte Bary zwar entrüstet heruntergerissen und Jean aufs strengste untersagt, fernerhin auf solche Weise Verrat militärischer Geheimnisse zu betreiben, aber dieser Neffe war dann doch selbst in voller Kriegsrüstung zu sehen gewesen und er schien jene Mischung von öffentlicher und privater Sphäre plötzlich auf das glänzendste zu rechtfertigen. Auch durften, während Jean im Auswecheln aktueller Zeitungsstücke einen vervielfachten Eifer entfaltete, die Verbueckens unter ihren schwarzen Gazeschleierchen unbehelligt hängenbleiben: Der Held darunter erhob sie zum Range geschichtlicher Persönlichkeiten, ja, Jean hatte sogar das Schleierchen von Onkel Theodors, als des Vaters, Bilde entfernt, mochte er um des Anlasses willen ruhig ein wenig früher vergilben. Und nun war auch über ihn wie über die ganzen Mitglieder der Sippe der große Buntdruck gespannt.

Sommer stand verblüfft. Er hatte erwartet, die brave Darstellung irgendeines kriegerischen Vorgangs zu sehen, der Kämpfe um Mülhausen beispielsweise. Statt dessen blühte ihm da ein phantastisches, grün- und rotgesichtiges Wesen entgegen, das einen riesigen Steinhammer schwang, grade im Begriff, ihn auf eine schon halb zertrümmerte brennende Kirche niederfallen zu lassen. Ihr Figureschmuck bedeckte wie zertöpperte Nippes ringsum den Boden. Über der rechten Schulter trug das mit einer Art römischen Schürze bekleidete Scheusal eine Hellebarde, an der ein Bündel nackter Frauen und Männer wie Rebhühner baumelten. Aus dem blutroten Himmel dahinter kam eine nicht minder phantastische Bombe gefahren, gelbe Feuerströme schossen aus ihren kanonenartigen Fortsetzungen heraus, oben drauf aber hockte ein Fabeltier, halb Mensch, halb Adler, der deutsche Kaiser mit flach auf den Krummschnabel gepreßter Pickelhaube. Ein Schwarm deutscher Generale schwebte hinter ihm wie die höllischen Heerscharen, während zwischen den Beinen des hammerschwingenden Ungetüms hindurch brave Bürger, Belgier oder Franzosen, entsetzt auf die Zerstörung blickten. Drüber stand: „Der Gott Thor, der barbarischste unter den barbarischen Gottheiten Deutschlands“.

Sommer fühlte sich seltsam angerührt. Trotz der grellen Darstellung war das Bild geschmackvoll und voll eindringlicher Volkstümlichkeit.

Etwas plapperte, Sommer sah an sich herunter: ein kleines Mäd-

chen, das auf den Zehenspitzen stehend grade den unteren Rand des Bildes erreichte — «Bosche erme la ai», Bosche erme la ai», strahlend wandte sie das Gesichtchen zu ihm herauf.

Sommer sah hin, wo sich der kleine Finger mühte, die glücklich erreichte Höhe nicht wieder zu verlieren, das Blut schoß ihm zu Kopf. Dort am Rand des Blattes, unauffällig in weichen Bleistiftzügen, befand sich eine rohe Zeichnung, ein dicker Kopf mit einzelnen, stachlig aufstehenden Haaren über einem plumpen, gedrungenen Körper, von dem sich gewinkelt zwei Arme nach oben ausstreckten. Darunter stand in ungeübter, torkelnder Schrift: „Der Boche Von Ferme de la Haye betet seinen Gott an.“

Sommer fuhr herum. Die Kinder waren still geworden. Sie standen einzeln in einem kleinen Abstand und blickten aufmerksam zu ihm herüber, ein kleines Mädchen hielt ihre Puppe mit dem linken Arm fest gegen den Körper gepreßt. Mit einem Schritt hatte Sommer den nächststehenden Jungen im Griff, er wand sich ängstlich.

«Wer hat das getan?»

«Ich weiß nicht» Mit der ganzen wehrlosen Kraft seines schwächtigen Kinderarms suchte er sich zu befreien. Sommer ließ ihn los.

«Antwortet! Wer hat das gemacht?»

Ein paar von den Kindern liefen weg in den gegenüberliegenden Torweg hinein. Die mutigeren blieben stehen. «Das war da. Man hat es nicht gemacht, Herr!»

«Wahr, man hat es nicht gemacht, Herr!»

Sommer schwieg unsicher. Ton und Haltung der Kinder waren offenbar aufrichtig. Der Mann neben ihm, wahrscheinlich einer der fremden Gelegenheitsarbeiter, regte sich. Sommer sah ihn fragend an, er zuckte verlegen die Achseln: «Man weiß es nie mit diesem Mückenzeug. Kinderdummheiten, lassen Sie!» Langsam schlennderte er davon.

Sommer stand unschlüssig, er wandte sich um, mit einem Ruck riß er das Blatt herunter, kleine Fetzen, ein größeres Stück rechts unten blieben an den Heftzwecken hängen, zwischen ihnen sah die Familie Verbuecken befreit, wenn auch, bis auf den Heldenvater, unter ihren Gazeschleierchen trauernd, wieder ins Tageslicht. —

Jean hob verdutzt den Kopf von seinem Suppenlöffel, als er Sommer eintreten sah, er saß mit seiner Frau am Tisch, Sommer war in ein paar Schritten bei ihnen und breitete das Blatt zwischen Brot und Geschirr vor ihm aus: «Sehen Sie sich das an!»

Jean fand sich nicht so schnell zurecht. Er sah zunächst nur, daß sein Blatt, das kostbare Blatt, für das er einem herumziehen-

den Kolporteur dreißig Centimes bezahlt hatte, unwiederherstellbar beschädigt war.

«Ja, was denn?» Erst jetzt entdeckte er die verschandelnde Zeichnung: «Ah das, ah das! Aber sag doch bloß! Scheiße und nichts anderes! Sag bloß!» Fassungslos stierte er auf das Blatt.

Es war unverkennbar, daß er von nichts wußte. Er hatte den Bogen gestern erstanden und ihn in der Frühe vor dem Fortgehen angeheftet. Tagsüber war er mit den Villemins, bei denen er arbeitete, auf dem Feld gewesen, seine Frau steckte die Nase nicht vor das Haus, außerdem bekundete sie gegen Jean Verbueckens Schuppentür die ausgesprochenste Abneigung, sie hatte sich von jeher standhaft geweigert, ihm dafür auch nur ein einziges Bild zu Verbueckens weiblicher Linie zur Verfügung zu stellen.

Sommer griff nach dem Blatt, Jean streckte unwillkürlich die Hand aus. Sommer besann sich: «Ich muß das Bary zeigen. Warten Sie.» Er faßte in die Tasche, holte aus seinem Portemonnaie fünf Zweisousstücke heraus und reichte sie Jean. Jean nahm das Geld, während er sich mit der andern Hand über das blonde Haar strich, das mit dem sich daruntermischenden weißen langsam rostig zu werden begann. Dumpf arbeitete es in ihm, daß er das Blatt nicht herzugeben brauchte, wenn er nicht wollte.

Als Sommer gegangen war, stakte er vors Haus und betrachtete gramvoll die Stelle, wo sein kostbarster Schatz seit je, der einzige mit harten Sous erstandene, gehangen hatte. Von einem abendlichen Luftzug bewegt, schaukelte der größere der Fetzen an seiner Heftzwecke melancholisch her und hin. Als Jean wieder in die Stube trat, hob er die Faust und schleuderte die Kupfermünzen mit ingrimmigem Schwung auf den Boden, sie sprangen nach allen Seiten auseinander.

«Habe ich es nicht gesagt, das ist idiotisch mit deiner Tür. Sie werden dich noch einlochen dafür.»

Jean antwortete nicht, er steckte ächzend mit dem halben Oberkörper unter dem Sofa, wohin sich eins der Geldstücke verkrümelte hatte.

4

Schräg zu Bary hinüber waren es nur wenige Häuser. Sommer ging die paar Schritte mit dem Gefühl eines Menschen, der sich beobachtet weiß. Er wurde beobachtet, wie konnte es anders sein? Dort drüben an dem Fenster verschob sich kaum merklich die kleine Gardine, Sommer blickte fest hinüber, nichts regte sich mehr,

macht nur, sie standen dahinter und sahen ihm nach —

Der Vorfall hatte ihn über Gebühr erregt. „Kinderdummheiten“ meinetwegen, aber war es darum weniger schlimm? Kinder haben so etwas nicht aus sich selbst, sie müssen es zu Hause oder sonstwo gehört haben. Aber auch unter den Erwachsenen war den meisten die plumpe Zeichnung, die ungefüge Schrift wohl zuzutrauen. Sei es, wie es sei, jedenfalls galt es von Anfang an dagegen anzugehen, auch konnte man sicher sein, neun Zehntel von Bayencourt in der Verurteilung eines solchen Bubenstückes hinter sich zu haben, mochten sie immer in dörflicher Neugier an den Gardinen ihrer Fensterchen rucken —

Madame Léandre senkte zur Antwort auf Sommers Gruß graziös ihren gelben, spitzenbesetzten Sonnenschirm. Sie war dabei, ihre „tausend Schritte“ zu machen, wie sie ihren abendlichen, immer gleichen Spaziergang um das Dorf benannte.

Sommer blieb bei ihr stehen, erkundigte sich nach Jean. Nein, er würde vorläufig nicht einberufen werden, er litt so darunter, der Kleine. Sommer erzählte von Marcel, es fiel ihm zu spät auf, das sie nicht nach ihm gefragt hatte, sie machte einen spitzen, lächelnden Mund, während der Kopf ganz kleine Bewegungen vollführte. Natürlich, Gaston hatte ihr von dem Zusammenstoß erzählt, Sommer ärgerte sich, er hatte Mühe, scheinbar unbefangen zu Ende zu kommen. «Ach ja, das wird ihnen gut tun da draußen, schade, daß es mit Jean noch nicht soweit ist. — Also mein lieber Herr —» Sie reichte ihm die Hand, im Entschreiten senkte sie wieder grüßend den Sonnenschirm wie ein Regimentskommandeur seinen Degen.

Bary war nicht in der Stube. Als Sommer wieder heraustrat, kam Madame Bary auf der gegenüberliegenden Seite aus dem Stall. Sie wischte sich die Hände an der Schürze ab, immer die erste Bewegung, wenn sie Sommers ansichtig wurde. Sie hatte im Verkehr mit ihm nie einen Rest von Verlegenheit verloren, er blieb für sie ein Herr. Sie wies ihn in den Garten. Es war Bary drinnen zu heiß geworden. Sommer blieb einen Augenblick bei ihr stehen. Er schätzte die über ihr Alter gebeugte und zerfurchte Frau, die Barys nachlässige Wirtschaft (ihn kümmerte alles, nur nicht sein Hof) mit doppelter Arbeit belastete. «Alles gut herein, Madame Bary? Welches Wunder von Wetter!» — «Eh, es muß schon.» Sie dachte an das Nächste, das sie zu tun hatte.

Bary hatte sich in der äußersten Gartenecke unter einem schwer tragenden Apfelbaum aufgebaut. Dahinter höhte sich das Land. Die auf dem von Weiden gesäumten, grasübergrüneten Weg vorüberkamen, konnten ihren Bürgermeister im Schweiß seines An-

gesichtes für sie schaffen sehen. Cabochette saß bei ihm an dem eigens herausgeschafften Tisch, der von Papieren bedeckt war.

Bary empfing Sommer eifrig freundlich, wenn auch noch immer leicht befangen. Sommers zornige Schroffheit damals nach den Sauvets hatte ihn verstört, es war ihm unfassbar gewesen, daß es dergleichen zwischen ihnen geben könne.

«Gut, daß Sie kommen! — Sehen Sie sich das an! Sie schießen auch mit Verordnungen, sollte man sagen. Die Menschen, die Tiere, wundert mich nur, daß sie nicht auch die Getreidehalme registriert haben wollen. Ja das» — er klaubte ein Papier heraus — «wir sollen ein Zehntel unserer Ernte für Heereszwecke nach Amiens liefern, man hat doch seine Verträge, das ist doch unmöglich, nicht wahr? Was haben Sie da?» Cabochette lenkte ihn ab, der neugierig, mit schräg geneigtem Kopf den Teilausschnitt des Blattes betrachtete, das Sommer nachlässig mit der Bildseite nach außen gefaltet in der Hand hielt.

«Das geht jetzt allem andern vor, die Lieferungen. Man wird es schaffen müssen. Fragen Sie rund, was jeder einzelne beibringen kann. — Das da, ach ja» — Sommer fühlte, wie der Zorn wieder in ihm schwoll — «Ich habe es Ihnen mitgebracht, es hing an Jean Verbueckens Schuppentür.» Er breitete das Blatt vor Bary auf dem Tisch aus.

Es ging Bary und Cabochette, wie es Sommer gegangen war, zumal das Blatt sie offensichtlich noch viel stärker beeindruckte, besonders Cabochette zeigte sich von seiner bunten Phantastik kindlich überwältigt: sie übersahen zunächst die unauffällige Zeichnung am Rande. Bary schaute Sommer halb befremdet durch die Hornbrille an, er mochte denken, daß an dem Blatt selbst etwas nicht in Ordnung sein sollte. Erst als Sommer ihn aufforderte, genauer hinzusehen, entdeckte er entrüstet, aber zugleich erleichtert, um was es sich handelte, wobei an der Ehrlichkeit seiner Entrüstung kein Zweifel sein konnte, auch Cabochette schüttelte, Mißbilligung zischend und schnalzend, den Kopf.

«Die schmutzigen, kleinen Kröten, man muß ihnen die Arschbacken verhauen.» Auch Bary war der Meinung, daß das Gekritzel von Kinderhand stammte.

«Ich bin mir dessen nicht so sicher, mein Lieber. Die Worte, das ist mir zu gut für Kinder. Jedenfalls man kann das nicht so lassen. Sie werden etwas darüber sagen, heute abend an der Schule.»

«Meinen Sie?» Bary sah Sommer zweifelnd an. Sommer verstand, Bary hatte recht, nichts war falscher, als die Sache auch noch an die große Glocke zu hängen.

«Aber man muß die Schrift feststellen können! Kennst du sie nicht?» Bary wandte sich an Cabochette.

Cabochette zuckte die Achseln. Es war deutlich, daß er in die Betrachtung des Bildes vertieft, der Angelegenheit nur halbe Aufmerksamkeit schenkte.

«Dann also —» Bary schwieg verlegen und hilflos. Er fühlte sich amtlich und persönlich zu irgend etwas verpflichtet, besonders nach dem ärgerlichen und mehr noch betrüblichen Zwischenfall zwischen ihnen beiden: «Ich werde Alcibiades sagen— Es wäre seltsam, wenn er das nicht herausbekäme!»

Sommer verkniff sich ein ärgerliches Lächeln. Das alte Gemeindefaktotum, das kaum seinen eigenen Namen schreiben konnte, als Detektiv und Schriftsachverständiger!

Cabochette lachte plötzlich laut auf. Der Adler-Kaiser und die Gruppe von „Männchen“ dahinter mit ihren steilen Uniformkragen und den aufstehenden Schnurrbärten, zu deren genauem Studium er jetzt gekommen war, erregten seine unbändige Heiterkeit. Bary beugte sich zu ihm über das Blatt, die groteske Darstellung, Cabochettes Gelächter steckten ihn an. Sommer stand leer daneben, in einem Unbehagen, das er sich Vergebens zu bekämpfen bemühte, warum sollten die beiden an der witzigen Zeichnung nicht ihre Freude haben? —

Bary nahm die Brille ab und wischte sich die Augen. Er wurde plötzlich ernst. «Ah nein, das ist nicht zum Lachen» — mit frommem Abscheu sah er auf die brennende Kirche — «Diese Belgier, man müßte ihnen ein Denkmal errichten, ein zweiter Eiffelturm, das ist nicht zu hoch für sie. Greise, Frauen und Kinder, ah, die armen Unschuldigen! Aber die Frauen von Herstal, sag —» er stieß Cabochette an, der sich noch immer nicht losreißen konnte — «be-gießen sie in den engen Straßen mit Kesseln voll heißen Wassers! Haben sie wenigstens Krebse drüben für das Brot, das ihnen fehlt: Brave Frauenzimmer das! — Oder haben Sie es nicht gelesen?» Er sah Sommer etwas unsicher an.

Doch, Sommer hatte es gelesen, auch war es unmöglich, es nicht zu lesen. Seit dem Beginn der Feindseligkeiten schollen die Zeitungen von Meldungen über die unmenschlichen Greuelthaten, die die Deutschen beim Vormarsch begingen, wie von dem heldenmütigen Widerstand der belgischen Bevölkerung. Es hatte ihn tief erschüttert. Wenn nur ein Bruchteil davon zutraf: Was waren das denn für Bestien, die da ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter töteten, plünderten, mutwillig in Brand steckten, so daß hier auf einer Ferme ein heulender Hund und ein verrückt gewordenes

Mädchen um die Kadaver der hingsgeschlachteten Ihren strichen, dort die Bewohner eines Hauses, die sich an Türen und Fenstern zeigten, mit Gewehrschüssen in das brennende Gebäude zurückgetrieben wurden? Die hilflose Verwundete mit Kolbenstößen und Fußritten fertig machten, einem Telegraphenbeamten das Knie zerschmetterten und ihn dann noch zwangen, eine fünfzig Pfund schwere Last kilometerweit zu tragen? Es hatte ihn erschüttert, Marcells Grauen vor der Barbarei dieses Krieges schien ihm in einer Weise bestätigt, wie er es nicht erwartet hatte und es auch jetzt nicht verstand, zugleich aber hatte es ihn in der rückhaltlosen Empörung mit den Menschen hier um so fester verbunden, unmöglich, daß auch nur einer von ihnen zu solchen Schandtaten fähig war. Und nun feierten die Zeitungen die „Tat“ der Frauen von Herstal als ein Beispiel edelsten Heldenmuts! Krebse, gesottene Menschen, Krebse statt Brot — Sommer sah Bary an, sein harmlos gutmütiges Gesicht, er fühlte, wie es ihm kalt in den Nacken griff. —

Vom Hof her kam Hippolyte Ratour. Er zögerte einen Augenblick, als er die Gruppe erblickte, hatte er einen besonderen Grund dafür? Nun, man traf sich nicht gern, obwohl Sommer Barys Rat, freilich, ohne es ihm zu sagen, befolgt hatte. Er war Hippolythe eines Tages am Dorfausgang begegnet, er hatte ihn, der blicklos vorbeigehen wollte, angehalten und ihm in ein paar kühlen Worten gesagt, daß er «diese ärgerliche Geschichte» bedaure. Hippolythe hatte es, sofort ungeschickt auf einen andern Gegenstand übergehend, hingenommen, man grüßte sich wieder, man wich sich nicht gerade aus. Ratour selbst war seitdem für Sommer unsichtbar geblieben, zu den paar Gemeinderatssitzungen, die Bary anberaumt hatte, war er nicht gekommen, er ließ sich durch Cabochette entschuldigen.

Hippolythe brachte die Personalien der neu eingestellten Leute, endlich, Bary hatte oft genug darum anmahnen müssen. Es waren nur zwei, angeblich hatten sie nicht mehr bekommen können, man mußte ihnen ein halbes Dutzend von den Lyzeisten zuweisen, die von Albert und sogar von Amiens heraufgekommen waren, um zu helfen, brave Jungens, sie hatten in ihrer Begeisterung wie Alte geschafft, dabei so anspruchslos, sie schiefen im Heu, sie bissen in ein mit frischer Landbutter gestrichenes Brot, daß es eine Freude war zuzusehen, die freie Luft, das Neue, das Gefühl, Soldaten der Ernte zu sein — ihre fröhlichen Mützen, ihr Gesang, allerlei Hokuspokus, den sie trieben, belebten das Dorf.

Sommer hielt das Formular in der Hand, Bary sah unruhig

zu ihm herüber, Hippolythes Blick glitt über den ausgebreiteten Buntdruck, der von dort, wo er stand, auf dem Kopf zu ihm lag, er machte Anstalten, wieder zu gehen. «Also denn — was gibt es Neues?»

Eine Frage obenhin, nur um etwas zu sagen, gestellt. Bary erwartete keine wirkliche Antwort darauf.

«Sie sind in Brüssel.» Bary starrte Hippolythe an, Sommer legte das Formular auf den Tisch (das besagt nichts, eine andere Schrift, man kann sie verstellen) — Was?!

«Aber sag doch, du bist verrückt, wie?» Hippolythe war nicht verrückt. Alle drei wußten in einem einzigen Schrecken, daß er es nicht war. Hippolythe trug die Zeitung bei sich, der Briefträger, der jetzt unregelmäßig zu jeder Tageszeit kam, hatte sie gerade gebracht. Hippolythe reichte sie Bary hinüber. Bary entfaltete sie ungeduldig, sein Blick suchte oben auf der Seite. Sommer sah mit ihm hinein «. . . östlich der Maas. . . Linie Dinant-Neufchateau. Spitze Dyle erreicht. Die deutsche Kavallerie hat Brüssel genommen.» Amtliche Meldung, ein, zwei Tage zurück, heute war der Zweiundzwanzigste.

Sie lasen schweigend weiter, auch Cabochette hatte sich seitlich hinübergebeugt. Dem lakonischen Bericht folgte eine wortreiche Zusatzerklärung, daß die Rückzugsbewegung der belgischen Truppen seit langen Jahren geplant gewesen sei, daß die Verzögerung des deutschen Vormarschs um vierzehn Tage alle Erwartungen übertreffe, daß man die Deutschen bei einem weiteren Vormarsch durch Antwerpen und Namur immer bedrohlicher in der Flanke halte, schließlich — wobei nebenbei eines leichten Zurückgehens in Lothringen Erwähnung getan wurde — daß die Kriegshandlungen sich ausschließlich auf belgischem und elsass-lothringischem Boden abspielten, ein etwas selbstischer Trost angesichts der aus ihrer Hauptstadt geworfenen Bundesgenossen.

Bary sah hilfeschend von einem zum andern. Sommer dachte unwillkürlich an den Augenblick, wo er sich so über den Vorläufigen Requisitionsbefehl gebeugt hattet drei Wochen zurück, drei Wochen weiter. . . Er zuckte die Achseln.

«Glauben Sie —» Bary sprach den Satz nicht zu Ende, Sommer hatte sich gefaßt, es war nicht angebracht, jetzt ängstlicher als die da vorn zu sein. «Es ist am Ende kein Kinderspiel, so einen unvermuteten Einfall zum Stehen zu bringen. Das kann nur allmählich geschehen. Übrigens —» — er griff nach der Zeitung, suchte, ein zufriedenes Aufleuchten «Sehen Sie: 'Die Forts von Lüttich halten sich noch immer': eine uneroberte Festung im Rücken, es kann

schon nicht so schlimm sein mit ihrem Vormarsch.»

Etwas beruhigt vertieften sie sich von neuem in die Zeitung, diesmal in die nicht amtlichen größeren und kleineren Meldungen, sie waren geeignet, die dunkle Wolke da oben beträchtlich aufzuhellen: Die russische Dampfwalze hatte sich in Bewegung gesetzt, große Offensive in Österreich, bei Diest waren zwei deutsche Radfahrerkompanien von den Belgiern vernichtet worden, der heldenmütige Kommandant eines der Lütticher Forts ließ sich, schwer am Bein verwundet, auf einem Rollstuhl aus einem Raum in den andern schieben, Japan hatte Deutschland den Krieg erklärt. Besonders ließ sie eine Stelle in der amtlichen Zusatzerklärung aufmerken, die ihnen zuerst entgangen war, es hieß da, daß die nächste Schlacht in Belgien, die erste wirkliche überhaupt, vierzehn Tage dauern werde, vierzehn Tage, sie atmeten erleichtert auf, es kam ihnen plötzlich wie eine riesige Zeitspanne vor. —

Bary sah auf die Uhr, erschrak. «Ich muß hinunter.» Er seufzte: «Es wird nicht schön sein, ihnen das zu sagen.»

Sommer hob den Kopf: «Vor allem machen Sie ihnen klar, daß es nichts zu befürchten gibt. Die Russen, man vergißt das immer. Eine fürchterliche Zange, was ist das schließlich — Brüssel!» Es kam nicht so leicht heraus, wie er meinte, er sah es an den Gesichtern der andern. Ah doch, es war schon etwas Brüssel — da oben.

Bary machte Miene, die Papiere zusammenzuraffen, unterließ es: «Ich werde meiner Frau sagen, daß sie das nachher hereinnimmt.»

Sie gingen auf den Hof zu, Sommer besann sich, kehrte um. Er nahm das Blatt, auf dem Gott Thor rotgrün seinen furchtbaren Hammer schwang, zerriß es mehrfach und steckte die Stücke in die Tasche.

5

Ratour und Basche, der Viehhändler, traten aus der Stalltür, Euphrasie, Hippolythes Frau, folgte ihnen, mit den Fingern der einen Hand hart die Knöchel der andern reibend, wie es ihre Gewohnheit war.

Basche versuchte es noch einmal, mehr weil es dazu gehörte, als weil er sich einen Erfolg davon versprach: «Also denn: Dreiundsechzig!»

«Schönen Gruß. Fünfundsechzig und keinen Sou darunter. Gehen Sie, ob Sie noch so ein paar Ochsen finden.»

Basche bestritt das nicht. Das Vieh, wohlgepflegt, sehr im Ge-

gensatz zu der mehr schlecht als recht bestellten Ackerwirtschaft, war Ratours Steckenpferd. Ein feister Ochse, eine seidenflankige Kuh — er schlug ihnen klatschend auf den Hintern, vielleicht reizte ihn das Gegenstück zu der eigenen Dürre. Auch Euphrasie war hager, wenngleich grobknochig breit, er mochte sie nicht.

Basche wandte sich ihr zu: «Aber an Ihnen ist es, zu sagen, junge Frau! Was hat er hineinzureden, der Alte!»

Euphrasie schwieg öde. Sie würden immer wieder sagen, daß es an ihr sei. Dabei wußten sie genau, wie es war. Sie ging mit in den Stall, sie stand dabei, weil sie die Bäuerin war, der Schwiegervater verhandelte, er richtete nicht einmal das Wort an sie, es hätte ebensogut der Hund sein können, der ihn begleitete, sie war es gewohnt geworden, es kam ihr nicht einmal mehr zum Bewußtsein.

«Schmutzklappen, die ihr seid!» Basche holte ein zerdrücktes Päckchen Maryland heraus und zündete sich eine Zigarette an. «Das Vaterland ist euch nichts, wie? Daß die Frauen unserer Braven mit ihren paar Franken Unterstützung das Kilo Fleisch sechs Sous teurer bezahlen?»

«Eh, das Vaterland, man tut genug dafür. Möchte sehen, ob sie uns etwas schenken, drinnen in der Stadt? Verdient ihr doch sechs Sous weniger daran, ihr andern!»

Basche lachte und warf die ausgefieselte Zigarette fort. «Selbstverständlich. — Was ich sagen wollte — Einen Augenblick.» Er nahm Bary beiseite, Euphrasie stand unschlüssig, eine Magd kam, fragte sie etwas, sie ging mit ihr zum Haus.

«Gibt es niemand hier herum, der verkaufen will?»

Ratour horchte verwundert auf. Basche machte allerhand Geschäfte nebenbei, aber verkaufen, gerade jetzt?

«Vielleicht gerade jetzt. Das ist eine interessante Gegend hier, finden Sie nicht?» Er trat ärgerlich die zweite Zigarette aus: «Nicht mehr zu brauchen, das Zeug.»

«Haben Sie einen Käufer?» Ratour tastete sich vorsichtig vor.

«Für gute Geschäfte sind immer Käufer da. Eine hübsche kleine Provision — man könnte darüber reden, wenn Sie etwas wissen.» Ratour begriff noch immer nicht. Basche zog mit dem Hacken einen Strich. «Belgien, das ist nicht so sehr weit von hier, verstehen Sie?» Er sah Ratour von unten herauf an.

Ratour erschrak. Er faßte zunächst nur, daß dieses Belgien, von dem sie jetzt seit Wochen in den Zeitungen sprachen, noch etwas ganz anderes war, als man es sich gedacht hatte: nicht sehr gemütlich, aber doch keine unmittelbare Gefahr —

«Aber — aber — sie müßten verrückt sein, diese Leute, wenn

— Sie werden nicht sagen wollen, daß sie etwas kaufen, um es nachher zerschossen zu haben?»

«Ah bah, es gibt nicht soviel Kanonen, um alles zu zerschießen. Eine Spekulation wie jede andere, man muß es darauf ankommen lassen. Und dann: Die Erde verliert ihren Wert nicht.»

Ratour schwieg. Er schien nachzudenken. «Nicht daß ich wüßte. Ah, vielleicht — ein sehr großes Gut, das ist wohl zu teuer für Ihren Käufer? Wo soll man das Geld hernehmen?»

Basche lachte: «Machen Sie sich keine Sorgen darüber, die billigen Dinge ziehen es Ihnen an wie gehext, und mehr als Sie brauchen können. Das ist doch der Kredit selbst, Grund und Boden» Er drängte eifrig: «Also sagen Sie schon —!»

Ratour zuckte die Achseln. «Nein — ich glaube nicht — nur eine Idee — nein, das ist nichts.» Basche ließ nicht nach. Er traute dem alten Gauner nicht, er wußte schon etwas.

«Nein.»

Basche gab es auf, er kannte dieses Nein. Hatte er am Ende selbst einen Tipp gegeben? Man ist mit dieser Bande immer noch nicht verschlagen genug.

«Apropos, können Sie mir das Viehzeug herunterschicken?»

Ratour kniff ein Auge zu, dachte nach und ging zum Zaun hinüber, hinter dem die Lyzeisten aus Albert und Amiens ein mit viel Laufen und Geschrei verbundenes Gemeinschaftsspiel spielten, die Arbeit des Tages hatte sie noch nicht müde genug gemacht. «Heda, die jungen Herren!» Er wandte sich zurück. «Das wird ihnen Spaß machen.»

Ja, sie waren eifrig bereit, sie stritten miteinander, wer von ihnen es sein sollte. «Aber daß ihr die Ochsen keiner Kuh zu nahe kommen laßt, es könnte ein Unglück geben!» Er zwinkerte mit den Augen. Die Jungen lachten schallend, Ratour liebte es, sie in landwirtschaftlichen Dingen der hanebüchensten Unwissenheit zu verdächtigen. Sie mochten den Alten gern, er hatte anders als der Mann und die Frau immer einen Scherz für sie bereit.

Basche zog seine Brieftasche und überreichte Ratour einen Hundertfrankenschein als Anzahlung. «Also, wenn Sie etwas hören — eine kleine Zeile, ich komme sofort herüber.»

Er verschwand jenseits am Ende des häßlichen gußeisernen Gitters, das seit einem Brande statt des behaglichen Fachwerktraktes den Abschluß zur Straße bildete. Ratour stand noch einen Augenblick, den Geldschein in der vorgestreckten Hand, er sah verächtlich darauf nieder, es war Gesetz, man mußte das Zeug jetzt nehmen, kein Wunder, wenn es sich wie „gehext“ von den billigen Din-

gen anziehen ließ. Die billigen Dinge —

Er ging in die Küche, er suchte in der Tischschublade nach irgend etwas Beschreibbarem, ein alter Kalender, er riß eins der leeren Notizblätter am Ende heraus, er setzte sich hinter den Tisch. Der Geruch der Gemüsesuppe zog aufdringlich herüber, Euphrasie wischte das Wachstum ab.

«Das ist gut, fünfundsechzig? Rechnest du?»

Ratour knurrte irgend etwas, wie daß es nicht schlecht sei, er bedeckte das Blatt mit der Hand. Er sah ihr nach, wie sie wieder zum Herd hinüberging: altes Kaff! Diese Küche, oh, diese Küche, wie sie zu ihr paßte, diese Küche, haßerfüllt ließ er seine Blicke über die grauen Wände, das zweckdienlich rohe Mobiliar, das lieblose Durcheinander aller Art von Gebrauchsgegenständen hingehen.

Es war nicht so, daß «diese Küche» zu den Ratours nicht gepaßt hätte, im Gegenteil, Euphrasie hatte sie in «dieser Küche», als dem natürlichen Lebensraum ihres Alltags, angetroffen, sie brauchte sich nicht umzustellen, es war zu Hause nicht anders gewesen. Konnte sie wissen, daß das in der Seele ihres Schwiegervaters als ein unausgesprochener, darum aber um so unbarmherzigerer Vorwurf saß? — Ratour strich an sich herunter. Gewiß, man war ein altes Schwein, man lief mit offen hängender, stinkender Weste herum, man wollte es nicht anders, aber hätte nicht gerade darum eine Schwiegertochter einmal sagen können «Vater, du mußt dir eine andere Weste anziehen» oder «Ah, das steht dir gut!» wenn man den Sonntagsanzug zur Messe trug? Und die toten Räume da oben, ein großartiger Salon, sicher keinen Centime billiger als der auf Ferme de la Haye — ging sie auch nur einmal hinauf außer alle Schaltjahre vielleicht bei festlichen Gelegenheiten? Auf Ferme de la Haye aßen sie jeden Tag an einem wunderbaren Mahagonitisch mit einer Glasplatte, man war nie da gewesen, aber eh, unmöglich, es nicht zu wissen, alle schwatzten davon, und auch sonst, wie in einem wirklichen Schloß — geh zum Teufel mit deiner Küche! Ratour stand ärgerlich auf, Euphrasie begann ohne viel Federlesen den Tisch zu decken.

Oben war eine traurige Dämmerung. Die sorgfältig zugezogenen Vorhänge ließen keinen Sonnenstrahl durch, die Sessel und Stühle hockten leblos unter ihren Schutzhüllen wie Tiere im Winterschlaf, ein muffiger Geruch stieg davon auf. Ratour schlug eine der Hüllen zurück, der rotseidene Bezug kam darunter zum Vorschein, er strich darüber hin, so zart, zu zart, wenigstens für seine harte Haut... Die Erde verliert ihren Wert nicht. Er setzte sich hinter den geschwungenen Tisch. Torkelnde Zahlen, ungeschickt

untereinander gesetzt, sie taten es ihm, wieder vertiefte er sich in seine phantastischen Berechnungen. Phantastisch, ja. Welches Roß diese Euphrasie, zu denken, daß es sich um die elenden paar Ochsen handle. Plötzlich in dem Gespräch mit Basche war es in ihn hineingeschossen, eine irrsinnige Zündung, die ihn in ihrer Wahnhaftigkeit selbst erschreckte und doch widerstandslos in Flammen setzte. Wußte er einen Hof, dessen Besitzer verkaufen wollte? Er wußte Ferme de la Haye, sie lag da wie immer, ihr Besitzer hatte ihn am Halse gepackt, ein hergelaufener Deutscher, ihn, den Franzosen, am Tage, wo seine Bande in Belgien einfiel, es hatte ihm nichts geschadet, alle waren zu ihm, als ob nichts gewesen sei, nein, nicht alle, alle doch nicht, das nicht. . . Gleichwohl, was war zu erwarten, was erwartete er? Nichts. Es gab da nichts zu erwarten, es gab da nur etwas, was herankroch, sich einnistete: die billigen Dinge, die das Geld anzogen und mehr als man brauchte, die Erde, die ihren Wert nicht verlor, der Grund und Boden, der der Kredit selbst war. Leute wie Basche strichen durch das Land, dahinter standen andere, dunkle, die etwas witterten, was? Vielleicht nicht mehr als er selbst, Belgien, der Krieg, etwas Unfaßbares in der zwinkernden Luft, alles war möglich geworden —

Er hatte das stumpfe Bleistiftendchen wieder zur Hand genommen, wieder gruppierten sich die torkelnden Zahlen zu windschiefen, ächzenden Figuren. Was rechnete er, womit rechnete er? Da war nicht eine Ziffer, die etwas Wirkliches bezeichnete: Vage Gedachtes, leere Annahmen, die eine so schief auf die andre getürmt wie die Zahlenbilder, für die sie standen. Der Preis der Ferme sank auf die Hälfte, dann auf ein Drittel, Franken multiplizierten sich mit Hektaren und wurden immer weniger dabei, Geld — man hatte es nicht, woher auch dies wenigste nehmen, Basche mußte das besorgen, eine Hypothek auf den neuen Besitz, Vierzigtausend, fünfzigtausend —

Die Zahlen sammelten sich, richteten sich aus. Ah, nein man war kein Phantast, es sollte einem nicht noch einmal wie damals ergehen! Die Arbeitslöhne, das waren mindestens sechstausend, sechstausend noch einmal für Dünger und andere Sachkosten, die Ferme trug auch das, eine Hypothek von sechzig-, sagen wir fünf- undsechzigtausend auf den dreifachen Wert! halt, noch die Zinsen, ein Prozent, das macht? fünfhundertfünfzig — zwei Prozent — drei

—
Dämmerung im Zimmer dunkelte. Schweigend gebogen standen die Rückenlehnen der Sessel unter ihren grauer werdenden Hüllen, die rote Seide des aufgeschlagenen wurde zum schwar-

zen Fleck. Über Ferme de la Haye schwebte es, senkte sich herab, ein Wahngebilde, aufgestiegen hier aus dem zähen, ohnmächtigen Traum dieses alten Mannes, Haut und Knochen nur noch: Ein Hof fest in der Hand seines Besitzers, gekauft, bewirtschaftet, verzinst, womit? Rauch aus der Luft, mit sich selbst, der eigenen Belastung, im Zwielficht von Tag und Nacht. —

Schritte kamen die Treppe herauf, man hatte schon mehrfach gerufen, Hippolythe stand in der Tür, er hielt die kleine Mimi an der Hand. «Vater?» Er zog die Vorhänge auf, hinter dem Tisch tauchte Ratours weißsträhniger Kopf ins Licht, das noch heller im Abend vor dem Fenster lag. «Aber was treibst du denn hier?» Er warf einen Blick auf das Blatt, Ratour kniff es zusammen. «Das ist fünfundsechzig, die Ochsen. — Paßt es dir nicht?»

Es blieb in dem feindseligen Ton unklar, was Hippolythe nicht passen sollte. — Daß der Alte hier saß? Daß es fünfundsechzig waren?

«Aber doch.» Hippolythe gab sich keine Mühe, der Vater machte es, wie er es wollte. Obwohl er ihm den Hof übergeben hatte, er blieb der Herr, Hippolythe hatte es nie anders empfunden, es kam seiner stumpfen Natur entgegen, lächerlich und lästig zugleich, wenn es dem Alten einmal einfiel «Du hast zu entscheiden» — er murmelte Ja, und sah irgendwohin zur Seite. —

Die Kleine war scheu im Zimmer stehengeblieben, Ratour hob sie hoch, drückte sie an sich und setzte sie dann vorsichtig auf den rotseidenen Bezug des Sessels. Sie wollte sogleich wieder herunter. «Bleib!» Gehorsam saß sie da und sah ihn an.

Er lächelte, sie lächelte zurück. So niedlich war sie, zart und fest, nichts von dem plumpen Bau des Vaters oder der knochigen Mutter, in ihrem Gesichtchen saßen die lebhaften grauen Augen des Großvaters. Er strich ihr zärtlich über das Haar. —

«Sie wollen wissen, wie sie es morgen einteilen sollen.» Hippolythe und Ratour gingen seitlich über den Hof zu der damals nach dem Brande unorganisch hingepflanzten Leutewohnung. Ratour blieb stehen. Ein leises dumpfes Rollen kam durch die Luft.

Auch Hippolythe hob den Kopf. «Wir werden ein Gewitter bekommen.»

Sommer hob den Kopf. Durch die Luft kam ein leises dumpfes Rollen. Das Land lag atmend, ein leichter kühlerer Windzug strich von Osten her.

Eine Gestalt bewegte sich von Ferme de la Haye den Weg her herunter, bog links in die Straße ein auf Sailyly zu. Der Mann schien in Eile, woher kam er? Sommer hatte die Straßenkreuzung erreicht, sah ihm nach. Schmal und städtisch, der Rand des hohen weißen Kragens glänzte über dem Rock. Das war — das war doch Maurice Baudaire? Er trieb sich viel in der Gegend herum, saß in den Gastwirtschaften. Er konnte in Bienvilliers gewesen sein. Sie hatten nichts miteinander zu tun, die Sommers und die Baudaires. In Bienvilliers, es war der grade Weg hier herüber.

Berthe sang mit den Kindern, als Sommer den Hof betrat, er sah ihr fröhliches Gesicht hinter dem geöffneten Fenster. Sein Gruß war mißlaunig, als er in die Stube trat, sie merkte es nicht, flog ihm ausgelassen an den Hals. «Also sag: Hat man sie geschlagen?»

Er saß am Tisch, sah zu ihr hinüber. Sie war einen Augenblick still geworden, mit erschreckten vergrößerten Augen, als er ihr das von Brüssel gesagt hatte. Jetzt alberte sie wieder mit den Kindern, schlug Lucien leicht mit dem Löffel auf die zu weit vorgelegte Hand, lachte, mehr Kind als die beiden. Es war ihnen lästig: «Laß das doch, Berthe!»

«Warst du im Garten?» Sie hörte ihn nicht, fuhr auf. «Ob was?» Sommer wiederholte die Frage nicht. Irgend etwas stachelte ihn, ihr von dem Blatt da unten zu erzählen, er wies sich selbst zurecht: Konnte er es nicht ertragen, sie heiter zu sehen?

Pierre klopfte an, zögerte, als er sie noch beim Essen fand. Ob der Herr nicht einmal herübersehen wollte. Mit Etienne, einem der Neuen, war nicht auszukommen. Er hatte die Blesse heute zu den Maupuis gegeben, obwohl Pierre es ihm ausdrücklich verboten hatte. Das Tier war gestern mit aufgeschlagenem Hinterfuß zurückgekommen, eine Kleinigkeit, jetzt hatte es eine häßliche Wunde. Etienne gab auch noch unverschämte Widerworte, Pack, mit dem man sich heute herumzuschlagen hatte, er mochte von den Maupuis schon das seine eingestrichen haben.

Sommer ging zum Stall. Schon im Hinübergehen hörte er Etienne aufgeregte Stimme, eine andere dunkelscharfe dazwischen, er riß die Tür auf: «Was haben Sie zu bestellen?» Etienne schwieg verblüfft einen Augenblick, brach wieder los, während er mit dem Daumen wütend auf Pierre wies: «Man braucht das nicht, wissen

Sie! Man weiß genug mit Pferden Bescheid! Für das, was er sich herausnimmt — man ist nicht dümmer zur Welt gekommen!»

Sommer trat in den Stand. Das Pferd, frisch Verbunden, hob den Huf. «Das ist eine Schweinerei! Es geht mich nichts an, ob Sie dümmer sind. Sie haben zu tun, was man Ihnen sagt, verstehen Sie mich!»

Etienne kam von der andern Seite herüber, er hatte eine heftige Antwort bereit, Barnabas trat ihm entgegen. «Genug jetzt, hörst du!» Er wandte sich zu Sommer: «Sie kann übermorgen wieder gehen.» Er steckte die Hände in die Tasche und ging aus der Tür. Etienne machte sich schweigend an der Krippe zu schaffen. Sommer bückte sich und besah den Verband. Wer hatte ihn gemacht? Barnabas! Er wunderte sich. Sieh einer an! Ein Fabrikarbeiter, — nun er hatte es wohl in der Jugend gelernt, man vergißt das dann nicht so leicht. —

Berthe saß auf dem Eisengeländer des kleinen Treppenvorplatzes. Sommer kam an ihr vorbei. «Ja, was ich sagen wollte — war Maurice Baudaire hier?» Berthe sah ihn erstaunt an. «Maurice Baudaire? Nein. Was sollte er hier?» Sie wartete die Antwort nicht ab, schwang sich mit einem leichten Satz über das Treppengeländer, Yvonne hatte sich seitlich herangeschlichen und sie von unten beim Rock gefaßt, Berthe wandte sich um, Lucien von der andern Seite vorgeschossen, versuchte sie festzuhalten, sie machte sich los, rannte hinter Yvonne her.

Sommer blieb noch einen Augenblick stehen, atmete die frische Luft. Der Himmel bestirnte sich klar, seitlich beim Haus vorbei leuchtete der Mond ohne Hof, drüben bei Marthe die obersten Fenster fingen sein erstes bleiernes Licht. Das leise dumpfe Rollen, in Abständen hörbar, war nicht näher gekommen, irgendwo im Nordosten zog das Gewitter vorüber.

7

In diesen Tagen geschah folgendes: Bewohner des nordwestlichen Frankreich, eines Dorfes, einer Stadt, hörten in einem bestimmten Augenblick, wenn sie aus ihren Häusern traten, ein leises dumpfes Rollen. Sie achteten es vielleicht nicht, sie mochten es bei der Hitze, die herrschte, für ein Gewitter halten. Dann war am nächsten Tag das Rollen deutlicher geworden, einzelne unterschiedene Schläge lösten sich heraus. «Gewitter», sagte noch der eine, «Geschütze» schon der andere. Man erfuhr, daß es von einer, je nach der Lage anderen Garnison herkomme, wo man auf diese Weise

Pferde an den Schlachtenlärm gewöhne. An einem Morgen waren die Straßen mit Fuhrwerken aller Art bedeckt, auf denen Menschen zwischen Gepäck und Hausrat saßen. Andere gingen nebenher. Es waren Belgier, die vor den Deutschen flohen. Sie erregten Aufsehen und Mitleid, es waren Belgier, man sah in ihnen nicht sich selbst.

«Armentières, Roubaix, St. Amand», sagten die nächsten. «Caudry, Souain, Bouchain», andere, die kurz darauf folgten. Das war Frankreich, die Grenze zunächst, dann weiter südwestlich.

Der Schrecken erwachte. Hier und dort, wo die richtigen Männer zuversichtlich blieben oder man den siegessicheren Nachrichten der Zeitungen vertraute, beruhigte man sich wieder, wenn der Zug vorbei war. An anderen Stellen begann man, Körbe, Kisten und Koffer zu packen und sich auf die Flucht vorzubereiten, die Ängstlichsten und die Vorsichtigsten verließen den Ort. Französische und englische Truppen waren die Wochen vorher nach Nordosten gezogen. Jetzt stiegen sie in größter Eile wieder hinab. Wenn man sie fragte, blieben sie wortkarg: «Wir sind da, um euch vor den Deutschen zu schützen», aber auch «Sie täten vielleicht gut zu gehen, wenn Sie können». Dann war plötzlich die Panik da. Was geordnet in Tagen hätte getan werden können, wenn man rechtzeitig gewarnt wäre, mußte jetzt in Stunden geschehen. Es war, als sei unter dem Städtchen, dem Dorf ein kurzes unterirdisches Feuer entstanden. Es kochte auf, brodelte in wilder Verwirrung, lag wieder glatt. Menschenleere Straßen, hinter den geschlossenen Jalousien der Häuser saß, was aus irgendeinem Grunde nicht fliehen konnte, oder gelassener, auch wohl klüger, die Dinge an sich herankommen ließ.

Der Mond, der in den obersten Scheiben bei Marthe sich bleiern zu spiegeln begonnen hatte, sah die nach Südwesten führenden großen Straßen mit unabsehbaren Zügen von Flüchtlingen bedeckt. Wie leblose Dinge mechanisch vorwärts geschleudert, flohen sie in der Stoßrichtung des Feindes, die wenigsten bogen, sei es wenn sie dort Verwandte oder Bekannte hatten, oder auch nur um schneller Vorwärts zu kommen, aus dem allgemeinen Zuge nach Norden aus.

Was alles in diesen Tagen von ihnen erlitten wurde, ist in seiner Vielfalt nicht zu beschreiben. Der Sternenhimmel, der so klar über Ferme de la Haye stand, war ihr Dach, noch meinte das Wetter es gut mit ihnen. In den großen Städten, die sie erreichten, versagte man vor ihrer unerwarteten Ankunft. Die Métro, die Pariser Untergrundbahn, schlang sie in dunklen Massen hinein, um

sie von einem Bahnhos zum andern zu befördern, die Einwohner von Paris, mit unverfrorenen Lügen in Sicherheit gelullt, sollten sie nicht sehen. In Amiens sah man sie: Männer, Frauen und Kinder mit ihren traurigen Habseligkeiten, sie schiefen des Nachts auf dem Rand der Bürgersteige, auf Türschwellen und den Bänken der Plätze, Boulevards und Gärten. Der Soldat ging vor, der Bürger schien nicht zu Hause, die ihnen zur Verfügung gestellten Räume faßten sie nicht.

Zweites Kapitel

1

Der Montag nach dem Feste des Heiligen war in Bayencourt wie überall in der Gegend der Gedenktag für die Toten. Das heißt „Tag“ sagt zuviel, es war mit dem Morgen abgetan: Ein Traueramt als Memento Mori in die Kirmesfreude hineingestellt, nachmittags und abends ging es dann fröhlich weiter, die Kinder und Halbwüchsigen amüsierten sich unten bei den Buden, die Erwachsenen tanzten oben bei den Sauvets, so gut und schlecht es in der Enge gehen mochte. Dieses Jahr freilich waren alle Tanzlustbarkeiten untersagt, die Kinder hatten gebangt, daß auch die Buden ausblieben, es hieß, sie würden es. Aber dann waren sie doch da, man wußte nicht recht, ob mit ausdrücklicher oder mit schweigender Erlaubnis. Der Aufbau am Samstag, wobei alle Herrlichkeiten stückweis zum Vorschein kamen, war noch mehr als sonst für Klein-Bayencourt der beste Teil der Festesfreude gewesen.

Auf Ferme de la Haye wartete der Wagen, die Kinder kletterten hinauf und hinein, ausnahmsweise bemüht zu folgen und sich nicht schmutzig zu machen, es war immer etwas Besonderes, ein wenig beklemmend Feierliches, dies Fest aus Totenamt und Kirmes zugleich. Sommer im Gehrock und Zylinder ging ungeduldig ins Haus: Berthe wurde nicht fertig. Sie trug heute zum erstenmal das schwarze Seidenkleid der Mutter, das sie sich bei Octavie, der geschickten kleinen Näherin in Foncquevillers hatte herrichten lassen. Elise half ihr beim Anziehen, es war über Erwarten schwer, zu Druckknöpfen und Haken die passenden Gegenstücke zu finden, Berthes Gesicht glühte vor Hetze und Aufregung, als sie endlich in die Türe trat. Sommer fühlte sich seltsam angerührt: Der dunkle, lebensprühende Kopf statt des zarten dunkelblonden über dem Kleid, das trotz der Änderungen die Körperform seiner ursprünglichen Trägerin bewahrte. Es war ihm sofort entgegen ge-

wesen, als Berthe das erstemal davon sprach, doch lag ihr offenbar viel daran: ein Akt kindlicher Pietät eher als die Freude an dem kostbaren Stoff, dessengleichen er gerne neu für sie gekauft hätte.

Als sie unten um die Ecke bogen, sah er grade Tante Sophie mit den letzten Nachzüglern in der Kirche verschwinden. Er seufzte mit einem Blick zum Himmel auf, auch Berthe verdrehte die Augen, auf ihrer Stirn zeigten sich ein paar ärgerliche Falten. Die „Tanten“ — ein unverbindlicher Sammelname für verwickelte Verwandtschaftsbeziehungen — hatten sonst dem Kirmesmontag auf Ferme de la Haye das Gepräge gegeben. Auch nach Marie Louises Tod fanden sie sich aus allen Himmelsrichtungen ein, wenn es gleich durch Alter oder Entfremdung von Jahr zu Jahr weniger wurden; die beiden „Pariserinnen“, Tante Marie, Inhaberin eines großen Hutgeschäfts und Tante Aimée, bei der Sommer Marie Louise kennengelernt hatte, waren schon lange nicht mehr herüber gekommen, die Karten, auf denen sie sich entschuldigten, hatten — mit einem besonderen Hinweis auf die Zeitumstände — auch diesmal nicht gefehlt. Tante Sophie aber — nein, Tante Sophie war offenbar durch nichts zurückzuhalten. Sie betrieb in Roye, einige siebenzig Kilometer südlich, ein gut gehendes Gemüse- und Delikatessengeschäft, wobei man sich nur wundern mußte, daß es gut ging, so plump und taktlos war sie zu jedem. Sie hatte Sommer immer nur als zweitrangigen Eindringling behandelt, nach Marie Louises Tod nahm sie sich jedesmal bei ihrem Besuch irgendein „Andenken“ von den Wänden, aus den Schränken, wobei sie nicht mit undurchsichtigen Andeutungen sparte, daß alles eigentlich ganz andern Leuten gehöre. Niemand konnte sie leiden, es gab nicht noch einmal etwas so Unverschämtes, dennoch ertrug man sie wehrlos, sie kam und ging wie eine ägyptische Plage.

Das kleine Kirchlein war überfüllt, es reichte nicht noch für die Auswärtigen, man mußte sich durch die Hintenstehenden durchzwängen. Sommer mochte das gar nicht, Berthe senkte schuldbeußt den Kopf. Sie fühlte beim Durchgehen eine kleine Bewegung: Maurice Baudaire, der hinter seinem in der letzten Reihe knienden Vater stand. Vorn, wo Tante Sophie sich schon aufgebaut hatte, waren ihre Plätze frei geblieben, die kleine Orgel, mehr ein Harmonium als eine Orgel, begann in dunklen Akkorden, eben ging Hochwürden, gefolgt von den Messejungen zum Altar.

Es war noch keine rechte Sammlung unter den Anwesenden, man fühlte es deutlich. Als ob Gespräche von draußen fortgesetzt wurden, gleichzeitig gingen viele Blicke nach links vorne, wo zur Seite Madame Léandres eine pompöse Dame in städtischer Klei-

dung Platz genommen hatte. Sommer kannte sie nicht, oder doch? Ja, es war Madame Du. . . , er konnte sich nicht auf den Namen besinnen, die Fabrikantenwitwe aus Roubaix jedenfalls. Tante Sophie stieß ihn aufgeregt an: «Ihr laßt euch Zeit, ihr da oben! — Die Ärmste — sie ist in dieser Nacht vor den Deutschen geflohen!» Ihr Gesicht war voll gieriger Spannung, es war, als ob sie die Deutschen selbst im Rücken der ruhig knienden Dame erblickte.

Das Amt ging seinen Gang, die unheimlich auf- und niederflatternden Töne der alten Totenliturgie begannen ihre Wirkung zu tun, der Tod an der Front, an den jeder dachte, flatterte mit ihnen durch den engen Raum. Die Sommers in ihrem Stuhl knieten unbeweglich, es ging von Sommer aus, er liebte es nirgends, wenn man Zeremonielles lax behandelte. Dieses Amt bedeutete ihm etwas, es sollte auch den Kindern etwas bedeuten. Er hatte Tante Sophies Getuschel mit einem kurzen Nicken entgegengenommen und sich in sein Gebetbuch — Marie Louises Gebetbuch, kleine filigrangeschnitzelte Heiligenbildchen lagen darin — vertieft. Berthe — wo waren Berthes Gedanken? Yvonne neben ihr war möglichst eng an sie herangerückt, jedes Jahr fiel dieser fahlgraue Schatten auf das, was „ihre Mutter“ hieß, ohne daß sie je davon geredet hätte, es war wie in einem süß durchschwängerten Kellergewölbe, von Jesu Stirn drüben auf dem roh gemalten Stationsbild rannen rote dicke Blutstropfen, rechts, wo man besser nicht hinsah, ragte der hohe schwarze Katafalk in den Mittelgang hinein. Sie schielte gelegentlich zu Bary hinüber, sein rosiges, bebrilltes Gesicht hatte für sie etwas Belustigendes und Tröstliches zugleich. Auch über Lucien dunkelte der schwarze Katafalk, ja, er ragte dicht neben ihm auf, es war gruselig, besonders, wenn jetzt, mit Herzklopfen erwartet, das schaurig wilde Dies Irae begann. Hinten unter dem Turm lag der zugemauerte Eingang zu den Höhlen und Gängen, die sich weit, man sagte bis unter Rossignol Ferme, erstreckten; zur Zeit der Spanier hatte man sie angelegt, sich mit Wasser, Nahrung und allem Vieh hinuntergeflüchtet, Lucien träumte von Entdeckungsreisen darin, mit Fackeln und dumpfen «Ho»-Rufen, Jean Christin und Octave Marie würden sicher mitmachen, er verspürte Lust, sich nach ihnen umzusehen. . .

Das Gemurmel der Totengebete, Hochwürdens leise Stimme, die dumpfen, kurzen Stöße der Responsorien erfüllten den Raum, eine dunkel eilende Fuge schloß sich an und beschloß, während man langsam zum Ausgang schob.

In der grellen wäßrigen Hitze des Vormittags standen Gruppen der früher Herausgekommenen, indes ein Teil schon abwärts die

Straße zum westlichen Ende des Dorfes zu strömen begann. Lucien und Yvonne stürmten aufgeregt — «Onkel Jean, Tante Anne!» — auf zwei ältere Leute zu, auch Berthe und Sommer gingen erfreut hinüber: Die Saults, Verwandte Marie Louises mütterlicherseits, die in der Gegend von Arras ein kleines Anwesen besaßen, liebe warmherzige Leute, besonders sie, mit blauen Augen, die aus tausend Runzeln und Falten die reinste schalkhafte Güte strahlten.

Die Kinder hatten sich gleich bei ihr eingehakt, sie gingen mit ihr voraus, den gewohnten Weg zum Friedhof hinunter, Berthe gesellte sich zu ihnen, froh, auf gute Weise von Tante Sophie loszukommen. Die Männer blieben ihr ausgeliefert, sie hatte die Saults mit der groben Leutseligkeit begrüßt, die sie auch daheim bei ihrer Kundschaft für alles, was vom Lande kam, bereit hielt, ihre scharfe Stimme tat sich zugute mit den Einzelheiten des großen Ereignisses: Madame Dutails Ankunft mitten in der Nacht (das heißt, was den dörflichen Frühschläfern „mitten in der Nacht“ bedeutete), das gräßliche Hupen, das der Chauffeur vollführte, Madame Léandre, die entsetzt „aus ihren Kissen hochfuhr“, die unbestimmten Berichte der Zofe, als sie am Morgen die Milch holte: eine Flucht Hals über Kopf, feindliche Ulanen sollten, man wußte nicht genau wo, jedenfalls ganz in der Nähe von Roubaix erschienen sein.

In der flachen Senke vor dem Ort lag der kleine Friedhof schattenlos, selbst die beiden Linden vor dem Totenkapellchen warfen ihre Silhouetten nur auf das weißgekalkte Gemäuer mit dem Rundbogentürchen darin. Die schwarzen Gestalten, obwohl dicht um die Gräber gedrängt, standen vereinzelt und ohne Zusammenhang in der niederprellenden Sonne, die Gräber selbst, Stein, Eisenkreuze und Perlenkränze, waren so künstlich trotz ihres Blumenschmucks wie kleinbürgerlicher Nippes; alle fühlten es, obwohl es kaum einem bewußt wurde, von Andacht konnte schwer die Rede sein, jeder dachte nur daran, die angemessene Zeit zu halten. Die leichten Schläge begannen von neuem, man wußte seit gestern, daß es Geschütze waren, es hatte in der Zeitung gestanden, Übungen in Arras oder Douai; dennoch erregte der dumpfe blähende Ton, die Anwesenheit Madame Dutails, die drüben an dem gediegenen Offiziersgrab Monsieur Léandres stand, war nicht danach, ihn traulicher zu machen.

Yvonne wetzte gedankenlos ihren Schuh an der Kante der schweren Blausteinplatte, die das Grab ihrer Mutter wie auf Nimmerwiederkommen bedeckte, Tante Sophie, voll offener Gleichgültigkeit gegen die Ruhestätte ihrer Kusine, sah zu Madame

Léandres Freundin hinüber: Eine Geflohene, eine so reiche, vornehme Dame! Die Saults verrichteten ein stilles Gebet, Sommer stand mit Haltung, den Zylinder in der Hand, nur Berthe hatte feuchte Augenwinkel, alles Gefühlsame wirkte seit einiger Zeit überstark auf sie.

Sommer fühlte einen leisen Zug am Arm, wo Lucien sich eingehakt hatte, er wußte, was es bedeutete: Jedes Jahr zog so der Gedanke an die Buden im Dorf vom Tod zum Leben zurück. Er setzte den Hut auf, sie gingen langsam zum Ausgang. Lucien flüsterte — er wagte erst draußen wieder laut zu sprechen — «Du wirst doch schießen, nicht wahr?» Die Schießkunst des Vaters war sein großer Stolz, vielleicht würden die Schießbudenleute wieder wie einmal bitten, nicht soviel Tonpfeifen zu zerschießen, tagelang war in der Schule noch davon gesprochen worden. Er und Yvonne, die den Vater links bei der Hand gefaßt hatte, zogen wie kleine Pferdchen, als das erste Haus des Dorfes rechts an der Straße sichtbar wurde. Von dort aus konnte man das funkelnde kleine Karussell sich drehen sehen. —

2

Es drehte sich nicht. Keine Rede, daß Pause zwischen zwei Fahrten war, um die feurig ausgebaumten Rösser, die Löwen und Schwäne tummelte sich junges Volk, kletterte herauf und rutschte herunter, kein Kassierer, kein Orgelmann war zu sehen. Seitlich auf der Straße ragte aus einer Menschenansammlung, die durch die vom Friedhof Zurückkehrenden von Augenblick zu Augenblick zahlreicher wurde, ein seltsam befrachteter Wagen heraus, einen Augenblick wurde über den Köpfen Gehörn und die hochgeworfene Schnauze eines Rindes sichtbar.

Sommer und die Seinen beschleunigten den Schritt wie jeder, der vor ihnen an diese Stelle gekommen war, sie erreichten die in dichtem Kreis herumstehende Menge. Tante Sophie machte sich gleich nach vorn hin Platz, die Kinder schlüpfen hinter ihr her. Sommer, neben ihm Berthe und die Saults, sah schweigend hinüber, Tante Annes aus ganzem Herzen gesprochenes «Ah, die Unglücklichen!» hallte in ihm wieder. Da war die immer wieder zurückgewiesene Sorge der letzten Tage drohend bestätigt, da war die Niederlage, zum mindesten der Krieg, die eigene Gefahr, leibhaftig geworden in diesem traurigen Zug.

Flüchtlinge — Flüchtlinge vor so nahem Verderben, daß es wie in eigener Person auf dem hochübertürmten Wagen zu hocken schi-

en. Alles verriet die Hast, mit der der Aufbruch vonstatten gegangen sein mußte: Möbelstücke und häusliche Gebrauchsgegenstände wahllos ineinander verkeilt, wie der Raum oder ein zufälliger Griff es gefügt hatte, Bettstücke, der Oberteil eines Küchenschrankes, Waschwannen, Körbe, mit durcheinander geratenem Gerät vollgestopft, Stühle vor allem in unwahrscheinlicher Anzahl, gackernde Hühner, quakende Enten in engen Verkaufskäfigen zusammengepreßt, ein Kinderwagen, obwohl kein Kleinkind zu sehen und dem Anschein nach auch keins zu erwarten war. Hoch oben auf Decken und Kissen hockte ein uraltes Mütterchen, den Rücken gegen eine schräg eingeklemmte Kommode gelehnt, in einem Korb unter dem Wagen schaukelte ein Hund mit durstig heraushängender Zunge, er war so alt und gebrechlich wie die Greisin da über ihm. —

«Sie ist hundert Jahre alt, sie hat nicht mitgewollt, es macht ihr nichts, wenn die Deutschen sie töten.» Lucien war zu dem Vater zurückgeschlüpft, die Gesichter der Umstehenden wandten sich ihm zu, ihre Augen blinzelten in der Sonne. Sie faßten es nicht: Menschen wie sie selbst, sie waren die Nacht unterwegs gewesen, während sie nichts ahnend in ihren Betten lagen, woher kamen sie? Hinten wußte man es nicht, jemand tippte seinem Vordermann auf die Schulter. «Von der Grenze» — er zuckte die Achseln — «von Denain oder da herum.»

Wieder starteten sie hinüber: Vier Generationen, die beiden Knaben, der verwachsene Mensch, der mit blödem «Hö» einen Stecken schwang, um die hinten am Wagen angebundnen, sich drängenden Kühe zur Ruhe zu bringen, der alte rotgesichtige Mann, der der geschwätzigste von allen war, sogar zu Witzen schien es ihm die Zeit, die Frau sah ärgerlich zu ihm hinüber, als er eins der aufkreischenden Kinder packte und auf das Faß setzte, das auf einem, mit einem Ziehgurt versehenen kleinen Leiterwägelchen lag.

Ein Blick genügte, um zu erkennen, daß sie Hand und Kopf dieses verzweifelten Marsches war. Grobe, aber kaum verarbeitete Züge, jemand, der auch sonst das Werk zu ordnen und zu verteilen wußte, die lebhaften Augen übersahen auch in diesem Augenblick geteilter Aufmerksamkeit nichts, was um sie vorging, einen kleinen Streit der beiden Buben zum Beispiel, den sie mit einem schnellen Griff in die Tolle des einen zu Ende brachte. Mit genauen Fragen erkundigte sie sich nach dem Weg, den sie von hier aus einzuschlagen hätten, sie wiederholte sich die Namen der nächsten Ortschaften, indes sie alle gut gemeinten Ratschläge darüber hinaus freundlich aber forsch zurückwies: «Nicht zu viel! Man be-

hält seinen Mund zu fragen, nicht wahr?»

Die beiden Ratours mit ihren Frauen waren herangekommen, der Alte trat in den Kreis, er ging um den Wagen herum. «So ist es also!» sein Blick glitt zu Sommer. Er schlenderte zu der Frau. «Nun, wird man sie hier haben, he?»

«Weiß nicht, Monsieur. Was uns angeht —» sie machte eine Bewegung mit der Hand, zum erstenmal ein Augenblick der hoffnungslosen Gleichgültigkeit.

Nein, sie wußten nicht viel. Die Erinnerung an den jähen Aufbruch, der doch so kurz zurücklag, war für jetzt ausgelöscht, durch das, was dann später kam. Sie hatten die Wäsche vergessen — man spürte, wie schwer die Frau sich das zum Vorwurf machte — gerade die Wäsche, die man am nötigsten brauchte. Und dann war die große Straße von Cambrai nach Bapaume gewesen, bis dahin hatte es ziemlich glatt gegangen, jetzt fuhren sie in die Nacht hinein, Stunden brauchend, um ein paar Kilometer weiter zu kommen. Unbeleuchtete Wagen, auf die man stieß, ein schwarzes Gedränge von Fußgängern und Vieh, Warnungs- und Schreckensschreie aus dem Dunkel, besonders, wenn, immer wieder, vorn die Lichter eines Autos aufleuchteten, Militärtransporte, die sich durch die zusammengeknäulten Massen einen Weg nach Nordosten bahnten, Gott wußte, wieviel Unglücksfälle es gegeben hatte. Und dann in dem dämmernden Morgen der Anblick verzweifelter, teilnahmsloser, erschöpfter Menschen, zwei greise Leutchen, der Mann sicher beinahe so alt wie Urgroßmutter, sie konnten kaum noch die Füße heben hinter der Schubkarre, auf die eine arme Frau sie abwechselnd neben ihren kläglichen drei Paketen aufsitzen ließ. Mütter mit kleinen Kindern an der Brust saßen bleich am Straßenrand, sie trockneten die Wäsche — ah, sie hatten wenigstens an die Wäsche gedacht! — die sie in der Eile irgendwo an einem Brunnentrog gewaschen hatten. Ein Glück, daß zuletzt der alte Knacker mit seinem Weinhaß zu ihnen stieß, er erfrischte sie mit seinen Späßen, selbst Urgroßmutter auf dem Wagen hatte gelacht, als er erzählte: «Nehmt euer Bestes mit, riet unser Bürgermeister — Da ist es!» und er hatte vergnügt auf sein Faß gezeigt. Bis sie dann — der Himmel nach dem Fegefeuer — bei Bapaume abbogen auf Bernanville zu, wo entfernte Verwandte des zur Truppe einberufenen Mannes wohnten, sie hatten erst unterwegs daran gedacht.

«Eh und ich mit ihnen! Gleichgültig, wo man dich austrinkt, nicht wahr, mein Schatz?» Der Alte schlug auf die Rundung des Fasses wie auf üppig gewölbtes Frauengesäß. —

In das gedämpfte Gelächter schwebten hinter den Köpfen hastig zwei Sonnenschirme herein, ein mit zartrosa Spitzen besetzter, ein klatschmohnroter. «Aber das ist entsetzlich, arme Kinder, die ihr seid!» Madame Dutail, gefolgt von Madame Léandre zerteilte die Menge, ihre jammernden Klagen waren das erste Laute in der schwülen Stille des Morgens, alle hatten bisher mit gesenkter Stimme gesprochen, als habe die Totenmesse hier draußen ihre Fortsetzung gefunden. Sommer blickte unruhig nach Bary aus, es mußte etwas für die Leute geschehen, einen Augenblick dachte er daran, warum er es nicht selbst in die Hand nahm, eine Scheu vor Madame Léandre, die in der Mitte stand, hielt ihn zurück. «Margot sagte es uns, wir waren schon zu Hause — ach, das alte kleine Mütterchen!» Madame Léandre hatte erst jetzt die Greisin hoch oben auf dem Wagen entdeckt. «Armes Land, mein armes Land!» Sie schüttelte kummervoll den Kopf, Tränen traten ihr in die Augen.

Madame Dutail weinte nicht. Ihr kräftig gepolsterter Körper bebte vor Empörung «Man wird Sie rächen! Warten Sie nur ab!» Sie schrie es hinauf, eine leidenschaftliche Versicherung, als ob der Alten nichts dringender am Herzen läge.

«Die Schweine, die feigen Schweine! Es ist ihnen gleich, ob es die alten Leute oder die kleinen Kinder sind, nicht wahr?»

Sie wandte sich an die Großmutter, die ihr am nächsten stand. «Scheint so, Madame.» Sie zögerte. «Man weiß es nicht, es ist der Krieg, es sind Christenmenschen wie wir.»

Der Pfarrer hatte es gesagt, er und der Bürgermeister des in der Nähe des nordfranzösischen Industriegebiets gelegenen Ortes waren bemüht gewesen, eine frühe Panik zu verhindern. Genug, was die drohende Invasion so schon an Schrecken brachte.

Madame Dutail geriet außer sich. Ihr von der Hitze und dem festgeschnürten Korsett hochroter Kopf wurde noch ein paar Töne dunkler. «Christen? Christen, sagen Sie? Warum haben Sie sie denn nicht erwartet, Ihre Christen? Christen, die mit ihren plumphen Stiefeln auf armen Verwundeten herumtreten, Christen, die Frauen und Kinder vor sich herjagen, weil sie sonst unsere braven Truppen nicht anzugreifen wagen —» Alles, was sie in diesen Tagen an wilden Gerüchten gehört und gelesen hatte, überschwemmte in diesem Augenblick ihr Gedächtnis und ergoß sich hemmungslos über die alte Frau, die verstört und verschüchtert mit einem immer wiederholten «Ach nein, ach ja» das Wort, das ihr im Vertrauen auf Hochwürden entfahren war, wieder gut zu machen suchte.

Schaurige Einzelheiten waren es in der Tat, die Madame Dutail von «Ihren Christen» zu berichten wußte und jede war auf die einwandfreieste Zeugin gestützt. In Ath hatte man die Bevölkerung von vierzehn bis sechzig Jahren, Männer und Frauen vor den Ort geführt und erschossen, die belgischen Arbeiter in Madame Dutails Fabrik brachten die Nachricht über die Grenze. Ein Bäcker aus einem Dorf im Hennegau hatte sich geweigert, Gutscheine mit höhnischen Aufschriften, wie „Zahlbar im Mond“, „Gut für einen Kuß“, in Zahlung zu nehmen, die Deutschen zwangen ihn, selbst sein Grab zu graben, ein Major jagte ihm von rückwärts eine Kugel in den Kopf. Madame Dutail hatte die Scheine selbst in Händen gehabt. Bei einem Dienstmädchen, das bei einer Freundin Madame Dutails in Stellung war, war die Schwester eingetroffen, halbire Reden führend, sie war von einundzwanzig deutschen Soldaten vergewaltigt worden. Und noch — und noch — die Aufzählung der Greuel, die Madame Dutail «verbürgt» erfahren hatte, schien kein Ende nehmen zu wollen.

Die scharfe, sichere, zu leidenschaftlichem Haß verzerrte Stimme hatte alle Gespräche ringsum verstummen gemacht. Man wußte es aus den Zeitungen, aber das ließ aus alter Gewohnheit immer noch einen kleinen Rest von Mißtrauen, hier aber stand eine geflohene Dame, sie kam aus der Stadt, aus Kreisen, die durch ihren Reichtum und die Beziehungen, die sie hatten, Bescheid wissen mußten; wohl war der Wagen der Flüchtlinge wie von dem Gedröhn da drüben geschleudert in diesen unheimlichen Kirmesmorgen gefallen, aber das blieb, vor allem auch in der stillen Ergebnisheit der Menschen, etwas Natürliches, du fliehst vor den Geschützen und Kugeln des Feindes, gut, morgen sind es vielleicht die Häuser und Gehöfte der anderen, es ist Krieg, du mußt damit rechnen. Das hier aber, das war nicht mehr der Feind, deinesgleichen mit anderer Sprache und anderer Uniform, es war mit keinem Bekannten vergleichbar und es erhielt damit die Gewalt eines Unwiderstehlichen, das ohne Warnung, wahllos vernichtend hereinbrechen würde. Bleiche, entsetzte, verängstigte Gesichter, Männer, die mit einem künstlich forschenden «Aber, was denn!» ihre Frauen zu beruhigen suchten, Frauen, die ihre zuhorchenden Kinder wegführten, damit sie das Entsetzliche nicht zu hören bekämen. In der Hauptsache aber eine bleierne Stummheit, die in sich den Keim zur wildesten Panik beim ersten Anlaß barg.

Sommer war den Erzählungen Madame Dutails und den Zeichen der Wirkung, die sie ausübten mit wachsender Unruhe gefolgt. Er fühlte sich seltsam verwirrt und zugleich unfähig, irgend

etwas Bestimmtes zu unternehmen. Lucien war zurückgekommen, Herr Bary sei nicht mehr auf dem Friedhof, er war mit Hochwürden geradewegs nach Saily gegangen, um unterwegs einen Einfaßweg zu besichtigen, dessen Besitz plötzlich strittig geworden war. Sommer nahm es fast ohne aufzumerken hin, er duldete, daß Lucien neben ihm stehen blieb und mit gierigem Gesicht zu Madame Dutail hinüber hörte. Er spürte, wie eine stille, aber darum nicht minder gefährliche Wut in ihm aufzusteigen begann; gegen das Gemisch aus Sensationsgier und prahlerischer Lüge, das verantwortungslose Geschwätz der Frau da vorn mit ihrer aufreizenden Stimme und ihren in der Sonne blitzenden Ringen. Wie die Verkörperung all des zähen Schlammes, der sich in diesen Wochen durch die Spalten der Zeitungen gewälzt hatte erschien sie ihm, ja, es war ihm, als ob sich in ihrer Person das Schwindelhafte dieser ganzen, wer weiß aus welch dunklen Gründen in Überfülle verbreiteten Nachrichten sich entlarve. Zu offensichtlich sprach sie aus leerem Hörensagen, Sommer erinnerte sich deutlich, eine ihrer Geschichten vor ein paar Tagen in einem Pariser Blatt, und zwar aus Lothringen berichtet, gelesen zu haben. Er sah die verstörten Gesichter um sich her, Victor Gosette, der an epileptischen Krämpfen litt und eben jetzt verdächtig mit seinen Kiefern zu mahlen begann, sein Aufschrei konnte wie eine Ansteckung in diese erschütterten Seelen fallen. Ja das war es, — er spürte es mit einem Ruck der Erleichterung — was er zu tun hatte: jetzt, sofort, rücksichtslos diesem Frauenzimmer das Handwerk zu legen. Er war vorgetreten, er stand Madame Dutail gegenüber, er unterbrach sie mit scharf abschneidender Stimme: «Guten Tag. — Finden Sie es christlich, den Leuten hier, die durch die Erlebnisse dieses Morgens schon verängstigt genug sind, mit zweifelhaften Schauergeschichten den Schädel vollzustopfen?»

Madame Dutail verlor einen Augenblick die Fassung. Sie stotterte: «Ich verstehe nicht, mein Herr...!»

«Verzeihen Sie.» Sommer erschrak, es war in der Wut und Erregung schärfer herausgekommen, als er beabsichtigt hatte. «Ich meine nur, daß man in solchem Augenblick seinen Mitbürgern keinen Dienst erweist, wenn man sie, anstatt zu beruhigen, mit schlecht verbürgten Greuelerzählungen traktiert.» «Schlecht verbürgt? Ich verbitte mir, mein Herr... Was ich erzähle, habe ich selbst erlebt oder —»

«Oder in Ihren Zeitungen gelesen. Es ist ganz unmöglich», — Sommer wandte sich halb an die Umstehenden — «daß ein einzelner Mensch, selbst in diesen Tagen alles das erlebt, was Sie erlebt

haben wollen, Madame. Die Geschichte mit dem Bäcker habe ich übrigens selbst gelesen, sie hat am Mittwoch oder Dienstag im 'Petit Parisien' gestanden.»

Madame Dutail begann sich von dem so plötzlich gekommenen Angriff zu erholen. «Im 'Petit Parisien'. Mag sein. Man hat es hintelegraphiert. Eine wahre Nachricht wird wohl ungläubhaft, wenn sie in den Zeitungen steht?»

«Dadurch, daß sie in den Zeitungen steht nicht, obwohl —» «Ah, Sie glauben wohl nicht, was unsere Zeitungen berichten?» «Obwohl, in der Tat, wenn alle diese Meldungen so gut begründet sind wie —»

Sommer fühlte sich am Rock gezogen, er sah sich um, Tante Anne sie machte ihm irgendein Zeichen.

«Natürlich, Herr Sommèr», Madame Léandre mischte sich ein, sie lächelte mit gespitztem Mund, aber ihre Stimme war voll süßen Giftes, «man versteht, daß Sie es nicht glauben können, aber Madame Dutail hat es gesehen, ist es nicht ein wenig unliebenswürdig von Ihnen. . . »

Sommer begriff nicht, was Tante Anne von ihm gewollt hatte. Er hörte nur halb, was Madame Léandre ihm sagte — wie? was? gesehen?

«Sie müssen es in der Tat wissen.» Madame Dutails Stimme hatte den ganzen Klang der Überlegenheit wiedergefunden. «Nicht wahr, es ist ganz unmöglich, daß Deutsche solche Schandtaten begehen können?»

«Ich halte es für unmöglich, daß irgendeine Kulturnation sich zu solchen Schandtaten herabwürdigen kann. Verbrecher gibt es überall, bei uns so gut wie drüben. Man wird sie verurteilen. . . » Sommer hielt inne, was hatte er sagen wollen? Er fand es nicht wieder, er sah Madame Dutails Augen mit einem spöttischen Ausdruck auf sich gerichtet und geriet von neuem in Wut: «Jedenfalls sollte man unglückliche alte Leute nicht beschimpfen, wenn sie glauben, daß auch die Feinde Christen sind.»

«He, die alte Mutter da oben! Man wird Ihnen hinunterhelfen.» Sommer wandte sich um, es war Ratours Stimme gewesen, er ging hinter ihm durch, winkte ein paar jungen Burschen zu, herüberzukommen. «Die alten unglücklichen Leute blasen nicht schlecht was drauf», er wandte sich an die Flüchtlinge, ohne Sommer zu beachten, «ob die Deutschen Christen sind oder nicht. Man muß etwas im Bauch haben und auch sonst wo, wenn es nötig ist. Woran fehlt's? Wäsche, scheint's. — Keine Angst», er lachte die Greisin an, die von den beiden jungen Burschen unterstützt, ungern und

zittrig von ihrem Sitz herunterkletterte, «Sie lassen nur Achtzehnjährige auf den Rücken fallen, die Bengels.»

Ein lautes Gelächter antwortete, die Menge war plötzlich in Bewegung gekommen. Recht hatte der Alte, sie begriffen sich selbst nicht. Gelähmt durch das schreckhafte Ereignis, das ein Bild ihres Schicksals von morgen sein konnte, hatten sie nicht daran gedacht, ob die Fremden etwas brauchten, die zu stolz gewesen waren, um anderes als ein paar Eimer Wasser zu bitten. Jeder wollte sie jetzt bei sich haben, die Frauen waren eifrig bereit, was an Wäsche nur entbehrt werden konnte, hervorzuholen, sie umstanden die Führerin, um zu beratschlagen, was im Augenblick als das Dringendste erschien.

Ratour machte dem Wettbewerb, der am liebsten die einzelnen Mitglieder der Familie wie Beutestücke verteilt hätte, ein Ende: «Versteht sich, ihr Blödiane, daß die Hecke zusammenbleiben will. Alle zu mir! Man wird ein Stück Brot finden und auch noch Butter dazu, wenn's drauf ankommt.» Die Frau dankte mit verhaltener Freude, ein Lächeln flog über ihre Züge, der erste warme Strahl vielleicht, seitdem sie die Heimat verlassen hatte. Einen Aufenthalt gab es noch, als man die Greisin, die sich auf einen schnell herausgezerrten Stuhl gesetzt hatte, zum Mitkommen aufforderte. Sie wollte nicht, sie würde warten, sie hatte keinen Hunger. Ihr Lebenswille war durch den jähen Abschied von dem Hause, in dem sie geboren war und zu sterben gedacht hatte, so geschwächt worden, daß jedes Ausruhen als das letzte erlösende, jeder Schritt ihr als neuer Abschied erschien.

3

Tante Anne sah Sommer bekümmert an. «Du durftest das nicht sagen», in ihrer Stimme schwang ein Ton von Mißbilligung mit. «Man kann das nicht geschehen lassen. Sie hätte das ganze Dorf verrückt gemacht mit ihren albernen Fabeln.» Sommer versuchte, sicher zu sprechen, was war geschehen? Tante Anne hatte ihn warnen wollen, als sie ihn am Rock zupfte, er hatte es nicht verstanden. Er wandte sich zu Jean: «Was sagst du?»

Jean zuckte die Achseln. Es war deutlich, daß er sich kein Urteil erlauben wollte oder vielmehr, daß er ein ganz bestimmtes Urteil hatte.

Sommer gab sich einen Ruck. «Also gehen wir!» Er fühlte sich am Arm festgehalten: Lucien, der nicht von ihm gewichen war, er befreite sich mit einer halb ungeduldigen, halb beiläufigen Bewe-

gung. Nein, die Saults wollten nicht mit zur Ferme hinauf. Das Gedröhn der Schlacht, das jetzt fast ohne auszusetzen herüberrollte, der Anblick der Flüchtlinge — besser man war zu Hause, wenn sie gleich gingen, konnten sie noch den Mittagszug erreichen.

Sommer sah es ein, sie verabschiedeten sich herzlich, Tante Anne mit ihrem guten Lächeln, das alle Falten um die Augen zusammenzog, Jean ein wenig verlegen. Sommer sah ihnen düster nach. Lucien lehnte sich schmeichelnd an ihn. «Aber so laß doch! Wo sind die andern?» Er blickte sich nach ihnen um.

Berthe war nicht zu entdecken, Yvonne stand mit andern Kindern und einer Anzahl Erwachsenen bei dem rotgesichtigen Mann, der auf seinem Faß wie auf einem Pferde Posten gefaßt hatte. Er hatte sich gutmütig bereit erklärt, bei dem Wagen zu bleiben und auf das Vieh zu achten. Er achtete darauf, indem er den Ochsen und Kühen mit seiner verrosteten Stimme launige Ermahnungen herüberschrie. Laute Lachsalven schallten herüber.

Sommer rief die Kleine zu sich. Berthe war schon weggegangen, sie wollte oben für das Mittagessen und die Bewirtung der Gäste vorbereiten. Yvonne sah fragend zu dem Vater hinauf. «Er ist so komisch, Väterchen.» Vergnügt auf einem Bein, einen Stein, der gerade da lag vor sich herstoßend, hüpfte sie zurück.

Nur ein Teil der Dorfbewohner war mit den Flüchtlingen zu Ratour hinaufgegangen, oder hatte sich in die Häuser zerstreut. Eine beträchtliche Anzahl, vor allem die Männer und jüngeren Leute, war zurückgeblieben. Sie standen in Gruppen herum und besprachen das Ereignis. Sommer sah Etienne, den aufsässigen Neuen, bei ein paar Leuten, die zur nächsten Freundschaft Ratours gehörten, es gefiel ihm nicht.

Madame Dutail und Madame Léandre waren ein Stück abseits gegangen. Unter den Männern und Frauen, die sie umgaben, befand sich Tante Sophie, sie erging sich in heftigen Gestikulationen, grade jetzt senkte sie ihre laute Stimme so plötzlich, daß offenbar wurde, man dämpfe drüben Worte, die nicht gehört werden sollten. Mademoiselle Blaire, die dabei stand, sandte einen verstohlenen Blick zu Sommer hinüber, er traf den seinen, sie drehte sich auf dem Absatz und schlenderte wie unwillkürlich ein paar Schritte zur Seite. Sommer zögerte. Er hätte gehen können, es schien ihm wie eine Flucht, obwohl sich niemand um ihn bekümmerte. Lucien hatte nicht locker gelassen. Jetzt wagte er die halb schmallende Bitte: «Aber du schießt doch, Vater?»

Das Kirmestreiben, das durch die Ankunft der Flüchtlinge so jäh unterbrochen worden war, hatte wieder eingesetzt. Fröhlich schep-

perte die Glocke des kleinen Karussells in die Dudeltöne der Orgel, die unermüdlich die neusten Schlager von vor zwei Jahren wiederholte. Es war das Fest, man hatte sein Standgeld bezahlt, du mußt leben, auch wenn die da drüben jetzt für dich am Sterben sind. Schon schlimm genug, daß man die beste Stunde verloren hat, wenn auch die Eltern, durch die großen Ereignisse in Anspruch genommen, leichter mit einem Sou herausrücken, um sich ihrer lästig drängenden Sprößlinge zu entledigen.

Sommer gab nach. Vielleicht war es das beste, harmlos die Sitte eines jeden Jahres zu wahren. Lucien sprang glücklich vorauf, Sommer folgte ihm lächelnd, da und dort zu jemand hinübergrüßend, ein Kopfnicken, ein freundlich-einsilbiges Guten Tag antwortete ihm, aber nicht ein einzigesmal ein herz- und scherzhafter Zuruf. Sonst waren sie alle zusammengeströmt, wenn er schoß — sieh da, auch heute setzte sich der eine und andre langsam hinter ihm in Bewegung.

Lucien, der schon an der Bude gewesen war und den Besitzern freudestrahlend die Ankunft des alljährlichen Meisterschützen gemeldet hatte, kam jubelnd herüber gesprungen. Es gab etwas Neues, etwas ganz Neues, Sommer konnte sich nicht denken, wie komisch es war, er sagte es nicht, der Vater sollte es selber sehen. Die kleine Schießbude, seit Jahr und Tag bis auf alle Einzelheiten die gleiche, war die Bewunderung der Dorfjugend durch die aufregenden Mechanismen, die als Zielscheiben dienten, teilweise uralte Stücke und so noch von eigenartigem, volkstümlich künstlerischem Wert. Da gab es neben dem üblichen Jäger, der auf ein fliehendes Reh schoß und zu diesem Zweck den ganzen Oberkörper mitsamt dem Gewehr auf und nieder bewegte, einen Clown dessen riesige rote Nase an unwahrscheinlich wechselnden Stellen hinter einer runden Scheibe hervortauchte, ein dicker Türke pendelte sitzend hin und her und das Ende seines langen Rauchinstruments war der zu treffende Pfeifenkopf, vor allem aber gab es da „das“ Schiff, das beim Aufprall der Kugel plötzlich auf rollenden Wogen zu schwanken begann und mit schrecklichem Gerassel in der Tiefe versank. Es war Sommers Aufgabe, nachdem er den bedenklich zuschauenden Schießbudenleuten eine Tonpfeife nach der andern weggeschossen hatte, diese Apparate in Bewegung zu bringen, zuletzt das Schiff, das mit dem Gerassel des Mechanismus die Vorführung auch akustisch großartig beschloß.

Sommer trat an den Stand, seine Hand verfehlte das Gewehr, das die Schießbudenfrau ihm reichte. Zwischen den vertrauten Zielgegenständen bedeutsam in die Mitte gestellt, war die neue

Attraktion angebracht. Ein kleines, vielleicht sechzig Zentimeter hohes Scheusal in blauer Uniform, scheusällig grade durch seine Kleinheit, den gedrungenen Bau, der, indem er alles verbreiterte, ein Bild der Niedrigkeit und Gemeinheit selbst zu sein schien. Auf einer zentimeterhohen Stirne saß ein abgeplatteter Helm mit einer lächerlichen Spitze darauf, eine in der Verzerrung ganz unwirkliche Karikatur der preußischen Pickelhaube. Das Gesicht, das die Zähne fletschte, bestand nach unten aus einem riesigen dottergelben Schnurrbart. Rechts und links hielt die Figur zwei plumpe Fäuste geballt — die eine halb abgebrochen, in der andern stak ein nach rückwärts gekrümmtes Messer. Überall war die Farbe abgesprungen, das Ding mochte Jahre und Jahrzehnte hindurch auf einer Rumpelkammer oder im äußersten Winkel bei einem Althändler gelegen haben, von 1870 her, wo es den gleichen Zwecken wie heute gedient hatte. Sommer hob den Lauf, Luciens Freudenausbruch drang ihm als ununterscheidbares Gekreisch zu Ohren, seine Hand zitterte — das Bild aus Jean Verbueckens Schuppentür. . . fünfzig Jahre. . . die widerlich gedrungenen Gestalten, so sahen sie ihn also, so sahen sie die Deutschen, heute wie damals. Der Pfeifenkopf des schwebenden Türken blieb unversehrt, Sommer richtete die Büchse auf die Reihe der fest eingestellten Tonpfeifen im Hintergrund, er legte den Lauf auf die Stützgabel, pitsch, pitsch, pitsch, ein Kopf spitterte, die andern Schüsse gingen in das Tuch dahinter.

Lucien war still geworden, jubelte erst wieder auf, als die beweglichen Scheiben, diesmal sicher getroffen, in Tätigkeit traten, der Clown, das Schiff — Sommer reichte das Gewehr zurück — «Der Boche, Vater, der Boche!!!» —, er fühlte vom Rücken her, wie die Blicke der Umstehenden, die schweigend zusahen, auf ihn gerichtet waren, er ließ sich die Büchse noch einmal zurückgeben, er traf: die plumpen Fäuste hoben und senkten sich in leblosem Gegeneinander, die gekrümmte Spitze des Messers schien einen unsichtbaren Bauch aufzuschlitzen.

Vom Karussell drang Geschrei und Gelächter herüber. Der lustige alte Mann hatte sich von seinem Faß herunter begeben, plötzlich war ihm der Gedanke gekommen, daß das der richtige Augenblick sei, den geretteten Schatz wenigstens teilweise seiner Bestimmung zuzuführen. «Man wird es leichter haben hinterher, he?» Aus den umliegenden Häusern waren Gläser geholt worden, freigebig ließ der Alte hineinsprudeln, er selbst schwang sich mit unerwarteter Behendigkeit auf das fahrende Karussell hinauf, er saß auf einem Krokodil, ein strahlendes kleines Mädchen vor sich und

schwenkte seine Flasche, die er von Zeit zu Zeit unter kräftigen Schlucken wie eine Fanfare an den Mund setzte. Alles war vergessen, die Schläge der fernen Schlacht verhallten ungehört.

Sommer wandte sich um, er sah in schweigend ernste Gesichter. Man machte ihm Platz, ein freundlich grüßendes «Monsieur» hier und dort. Lucien war zum Karussell herüberggesprungen; als Sommer vorüber ging, sah er es seitlich aus unbestimmbaren hellen und dunklen Streifen in der Sonne blitzen: die leere Flasche die der lustige alte Mann in den Händen schwang.

4

Tante Sophie wandte sich unwillkürlich noch einmal um, als Elise das hohe Gittertor hinter ihr schloß. Mit heiliger Scheu war sie jedesmal daran vorbeigegangen, es sah aus, als ob niemand es ohne ein geheimes Losungswort durchschreiten könne. In der Tat wachte Madame Léandre streng darauf, daß jedesmal abgeschlossen wurde, mehr weil es gut aussah, wenn Elise über den gleichmäßig gepflasterten Hof kam und das schwere Gestäng des Flügels zurückzog, als weil es nötig gewesen wäre, sich vor unwillkommenem Besuch zu bewahren.

Die Damen gingen aufgeregt plaudernd die breite Holzterasse hinauf, deren dunkel polierte Stufen durch den langen Gebrauch zur Mitte zu ehrwürdig abgedünnt waren. Aus dem ungelüfteten Salon mit seiner Überfülle an Polstermöbeln und Überzügen schlug eine wollig stickige Hitze, die Sonne stand auf den schweren Samtvorhängen, Madame Léandre schlug vor, in den «kleinen Salon», der nach Norden lag, hinüber zu gehen.

Sie rief Elise zu, Himbeerwasser für die Damen zu bringen, Tante Sophie fand es unsäglich vornehm, sie pflegte um diese Stunde zu Haus ein Apéritif zu nehmen, sie war für das Herzhafte, sie schielte zu einem kleinen Glasschrank, in dem verheißungsvolle Flaschen standen, für Herrenbesuch versteht sich, es wäre ein Verbrechen gewesen, zu denken, daß eine Dame am Morgen etwas anderes als Himbeerwasser genießen könne.

Mademoiselle Blaire hatte sich, ihrer langen Oberschenkel bewußt, weit und aufrecht zurückgelehnt, die Knie der sitzenden Damen stießen fast aneinander. Der «kleine Salon» war ein winziges, einfenstriges Kabinett, von dem alten Baumeister aus Verlegenheit zwischen Treppenhaus und Außenwand eingeklemmt. Polstersessel und Stühle bildeten mit dem kleinen Likörschrank und einem Satz ineinander geschobener Serviertischchen die ganze Ein-

richtung, zahlreiche Bilder mit ihren schweren, von der Wand abstehenden Rahmen dichteten ihn wie eine zweite Wand ringsum ab: der richtige Raum für Tratsch und kleine Verschwörungen, von je beliebt bei den weiblichen Gästen, die sich im geeigneten Augenblick aus dem großen Salon hierher zurückzogen.

Tante Sophies grobe Stimme blieb auch in dieser einschüchternden Umgebung ungedämpft. Sie fühlte sich krampfhaft verpflichtet, ihre Anwesenheit durch das, was sie hierher gebracht hatte, zu rechtfertigen. Sie hatte es vom ersten Augenblick an gesagt, damals, als «das Kind» diesen Menschen heiratete, einen Erbschleicher, einen wahrhaftigen Erbschleicher, Gott mochte wissen, auf welchem Mist er daheim gesessen hatte, ein Bauer ohne alle Erziehung, nicht mit dem kleinsten Andenken an Onkel, den teuern Verstorbenen hatte er herausrücken wollen, «eh, Sie haben es heute selbst erfahren, meine arme, liebe Dame». Sie schickte einen wehmütigen Blick zu Madame Dutail hinüber — die indes zu allem andern als schwärmerischer Wehmut aufgelegt war. Sie bestand darauf, daß man «diesen dreckigen Verräter» anzeigen müsse, sie scheute vor dem ordinärsten Wort nicht zurück, es blieb schwer zu unterscheiden, wer hier die Fabrikantenwitwe und wer die Gemüsekrämerin war.

Die Wut über ihren preisgegebenen Besitz, der Haß gegen die siegreichen Eindringlinge hatten in Sommer ihren greifbaren Gegenstand gefunden, es war, als ob sie mit ihm die ganze feindliche Armee ans Messer liefere. Tante Sophie, eine Zeugin, eine nahe Verwandte — sie schürte ihre Erinnerung mit immer neuen Fragen. O ja, Tante Sophie wußte zu erzählen, sie wußte so viel, daß sie selbst spürte, wie sie unter dem Antrieb dieser aufreizenden Einpeitscherin unverantwortlichen Unsinn zu reden begann.

Sie glaubte, daß Marie Louise unter Sommers Deutschheit schwer gelitten habe. «Sie war eine stumme Dulderin, sehen Sie, sie sagte nicht leicht etwas, aber man brauchte sie nur anzusehen, damals, als sie aus Deutschland zurückkam, so» — Tante Sophie suchte ihre prallen Backen zu abgezehrter Schmalheit zusammenzukneifen —, sie war schweren Herzens hingegangen, ja, das sagte sie sogar Tante Sophie einmal ausdrücklich «Oh, diese Reise, aber er will es», es mußte Hypnotismus sein, schon damals, als er sie kennenlernte, «wir dachten zuerst, er hat ihr ein Kind gemacht». Ja, und Marcel, Sommer hatte ihn der armen kleinen Mama entfremdet, die beiden sprachen nur noch deutsch zusammen, er hätte es mit den andern Kindern grade so gemacht, aber Marie Louise hatte wie eine Löwin um Marcel gekämpft, diese schmutzi-

ge Sprache, ch ch ch ch, Tante Sophie stieß tonlose Gaumenlaute hervor.

Madame Léandre hatte hin und wieder ein paar Worte dazwischen geworfen. Nein, keineswegs, daß sie in Tante Sophies hemmungslos erhitzte Phantasien mit einstimmte. Gewiß. . . das konnte sein. . . sie hatte niemals dergleichen bemerkt, man sieht nicht hinein, natürlich. . . Dabei wußte sie genau, daß es sich anders verhielt, es war lächerlich, von Marie Louise mit ihrem eigensinnigen Kopf als von einer stummen Dulderin zu sprechen, wieviel Zeit und Mühe hatte es Sommer gekostet, ihren Widerstand gegen die harmlose Reise nach Deutschland zu überwinden. Dennoch: man konnte es wirklich nicht wissen. . . dieser Marcel, Gaston verübelte es ihm nicht, daß er sich ihm gegenüber wie ein Flegel benommen hatte. Aber er war Schlimmeres, Pazifist, ein zersetzendes Element, der Stoff, aus dem die Verräter geformt werden.

Mademoiselle Blaire legte den Kopf schief, ihre riesigen, schönen Hirschaugen, das einzige Schöne an ihr, wurden feucht. «Ah ja, die Kinder!» Es ging noch für die Kleinen, man hatte sie unter den Händen, Lucien, er war ein wackerer Junge, ein kleiner Held steckte schon in dem kräftigen Körperchen, aber Berthe — Man hatte sie alle menschlichen und antiken Tugenden gelehrt, sie war der Begeistertsten eine in der Klasse, seitdem vermied sie Mademoiselle Blaire, man konnte sich denken seit heute, wer dahinter steckte. (Mademoiselle Blaire vergaß, daß es ihr mit fast allen Zöglingen so zu gehen pflegte, sie war glücklich, einen Fall zu finden, wo es offenbar einmal nicht in ihrer Person begründet lag.)

Die Hitze, von den vier Körpern nachgefeuert, hatte den kleinen Raum eingenommen, Madame Dutail öffnete ihr Stehbord, der Hals lag rotfleckig darunter, in den leeren Gläsern klebte es süßlich, nur Tante Sophie hatte einen Rest übrig behalten, teils weil sie es feiner fand, teils, weil er ihr fade schmeckte, man wußte plötzlich nichts Rechtes mehr zu sagen, Tante Sophie wiederholte schon zum dritten Male das gleiche, Madame Dutail stimmte ihr mit gequälter Lebhaftigkeit zu. Es war offenbar, daß man sich übersteigert hatte und nun krampfhaft etwas Tatsächliches aus den Ausgeburten aufgepeitschter Nerven auszuschälen versuchte. Was war schließlich geschehen? Worte waren gesprochen worden, die keinem der Umstehenden gefallen konnten — nein, das sicher nicht —, sie ließen kein gutes Gefühl zurück; aber wenn man es alles zusammenfaßte, war nichts darunter, was nicht mancher selbst schon gedacht hatte. Auch Ehrwürden aus Sailly-au-Bois konnte wie sein Amtsbruder von der Grenze bemerken, daß die Deutschen

Christen seien, er hatte es sogar schon getan, waren sie es etwa nicht? Freilich, in Fernanville hatte der junge Pfarrer gepredigt, daß die Deutschen Teufelskinder seien, dieser Krieg ein wahrhafter Krieg für den Glauben, er hatte sich freiwillig gemeldet, manch einer aus den umliegenden Dörfern hatte es ihm nachgetan —

Madame Dutail fand zuerst heraus. Als habe sie die ganze Zeit nichts anderes im Sinn gehabt, wandte sie sich an Madame Léandre: «Kurz, man muß ihn im Auge behalten, es sollte mich nicht wundern, wenn Ihr noch manches mit ihm erlebtet. Das ist eine patriotische Pflicht, meine Liebe.»

«Ah ja», Mademoiselle Blaire stand auf, sie bog die Schultern zurück, sie wußte, was sie zu tun hatte, dieses Mädchen, Berthe, sie würde sich ihrer annehmen. Madame Léandre erschrak: Was sollte sie? «Aber sicher, Marianne.» Eine patriotische Pflicht in der Tat. Sie fühlte sich denkbar ungeeignet dazu.

Tante Sophie erhob sich, schade, man mußte jetzt wohl anstandshalber gehen. Ihr Blick überflog noch einmal die Bilder an der Wand, aber pfui, eine nackte Frau mit kleinen Engeln darüber, sie wandte verlegen den Blick ab.

Als sie in den großen Salon hinüber gingen, hallte vom Tor hell und durchdringend die Zugglocke herüber. Madame Léandre trat ans Fenster und schob die Vorhänge zurück: Der Briefträger, er reichte Elise einen Brief durch das Gitter, blieb noch einen Augenblick stehen. Madame Léandre öffnete das Fenster und rief Elise zu, sofort damit heraufzukommen. «Von wem?» «Von Madame in Amiens, Madame.»

Madame Léandre war in großer Aufregung. «Ein Augenblick noch meine Damen.» Sie riß den Brief auf, den Elise gebracht hatte, ihr Gesicht wurde bleich. «Ah — das! Ah, das!»

Victorine schrieb für Gaston, der kaum mehr einen Augenblick zu Hause war. Sie drückte sich in gewundenen Wendungen aus, offenbar hatte Gaston ihr eingeschärft, nichts zu sagen, was er verschweigen mußte. Aber man sah es auf den Straßen: Hunderte von Postbeamten, die Dünkirchen erreichen wollten, aber schließlich in Amiens ausgeladen wurden, in der Rue Tellier wimmelte es von Infanteristen, die die Intendanz verpflegte, Soldaten von den Ersatzformationen in Cambrai und Valenciennes. Die Zeitungen veröffentlichten beruhigende Mitteilungen, aber die „Leute, die es wissen müssen“, machten ernste Gesichter, es war unsicher, wie lange man noch in der Stadt sein würde. Victorine beschwor die Mutter, herüberzukommen «ehe es zu spät ist.»

Madame Dutail drängte. «So sag doch schon.» Madame Léandre

wagte nicht zu reden, die dreimal unterstrichene Warnung, niemandem etwas zu sagen, in den ersten Briefen Gastons eine angenehm prickelnde Sensation, war zur unheilschwangeren Drohung geworden. Sie murmelte nur: «Es geht schlecht. Meine Tochter rät mir, hinüberzukommen.»

Madame Dutail verfiel plötzlich in einen Tobsuchtsanfall. Als sei es ihr in diesem Augenblick erst klar bewußt geworden, was ihre Flucht bedeutete, begann sie schreiend und fluchend die Schätze aufzuzählen, die sie da oben zurückgelassen hatte, die Schränke voll Wäsche, das Silber, das diese Lumpen auf der Bank nicht mehr hatten in Depot nehmen wollen, die Bilder und Kunstgegenstände, ein ein Meter hoher Flötenspieler aus Sèvres vor allem, den ihr verstorbener Mann ihr geschenkt hatte und den diese Barbaren sofort mit ihren Säbeln in Stücke schlagen würden, diese Kindsmörder, diese Aasfliegen, diese bewaffneten Hyänen! Und jäh wieder umschlagend, im Gefühl der neuen Gefahr wandte sie sich an Madame Léandre: «Wir fahren sofort! — Margot!» Ihr Blick fiel auf Mademoiselle Blaire, die ihre großen Augen noch größer, wenn das möglich war, auf sie gerichtet hielt.

«Madame Léandre wird nicht fahren. — Madame?! Es würde die Panik bedeuten. Entweder alle oder niemand!» Ein verbissener Mut sprach aus ihrer mageren Gestalt.

Madame Dutail schwieg verblüfft. Madame Léandre schluckte verschüchtert. «In der Tat, Marianne, es wäre vielleicht nicht recht — am Ende ist es gar nicht so schlimm?»

Hilfflehend sah sie die Lehrerin an.

Mademoiselle Blaire stimmte ihr flammend zu. Die französische Armee war nicht geschlagen, vielleicht war es nur ein strategisches Manöver, sie würden die Deutschen umzingeln, das alte Römerblut in ihren Adern hatte nicht zum erstenmal dem Ansturm der Barbaren getrotzt. Niemand widersprach, obwohl niemand ihr glaubte. In dem unerschütterlichen Vertrauen auf ihre angelesenen antiken Ideale und die prahlerisch verlogenen Fanfaronaden der Heeresleitung war sie wie die Verkörperung des Glaubens an die französische Armee und die sieghafte Gewalt der lateinischen Rasse.

Tante Sophie hatte es mit einem Male höchst eilig, sie konnte es nicht erwarten, das Haus zu verlassen, in dem sie noch vor wenigen Minuten so lange wie nur möglich zu verweilen gewünscht hatte. Der Verzweiflungsausbruch Madame Dutails, der Widerschein des verhängnisvollen Briefes auf dem Gesicht Madame Léandres — sie glaubte ihr Haus daheim bereits in Trümmern zu sehen,

sie wollte sofort zum Bahnhof, obwohl man ihr sagte, daß sie bis zum Abend keinen Zug habe, man konnte es nicht wissen, heute, er fuhr vielleicht ab und sie war nicht drin. Ungeduldig wartete sie an dem hohen Gittertor, bis Elise Mademoiselle Blaire herausleitete, sie hatte sich kaum verabschiedet, sie schimpfte leise auf «diese magere Ziege», die noch so lange zu schwatzen hatte.

Madame Léandre, die ihre Gäste höflich bis zur Haustür gebracht hatte, ging die Treppe hinauf. Schon von dem oberen Absatz rief Madame Dutail ihr entgegen:

«Aber sie hat ja Hundekuchen gefressen, diese Idiotin!» — sie zog sie ins Zimmer — «Du wirst dich von dieser albernem Person nicht zurückhalten lassen, Josephine!»

Madame Léandre hob hilflos die Hände. Sie war von jeher, schon drüben bei den Ursulinerinnen in Tildonc, wo sie sich kennengelernt hatten, gegen Mariannes rohe Willenskraft wehrlos gewesen. Sie fand sie nicht fein, aber sie erlag ihr. Marianne war die Tochter eines Gastwirts, der im Kohlenrevier eine ausgezeichnet gehende, meist von Bergarbeitern besuchte Kneipe betrieben hatte.

«Ich kann es wirklich nicht, Marianne. Jetzt erst recht nicht, wo Mademoiselle Blaire dabei gewesen ist.»

«Ach was, niemand braucht zu wissen, daß du wirklich fortgehst. Ich nehme dich mit für ein paar Tage. — Du läßt Elise zurück und gibst ihr Aufträge für deine Rückkehr. Ich habe es mit meiner auch so gemacht, ein strammes Frauenzimmer, sie wird mit den Boches besser als ich fertig werden.»

Madame Dutail lachte. «Vielleicht wird sie sogar verhindern, daß sie mir den Flötenspieler zerschlagen, das ist immer ein Aufenthalt auf der Fährte, eine Frau — übrigens hat die Antiquität vielleicht wirklich recht, kann sein, es ist nicht so schlimm und du bist in ein paar Tagen wieder zurück.»

Madame Léandre schüttelte entschlußlos den Kopf. Das Dorf, und was sie von ihr denken würden. — Sie griff noch einmal nach Victorines Brief, Gaston war schließlich Offizier, er mußte wissen. . . Madame Dutail war in den kleinen Salon gegangen, sie kam mit Flasche und Glas zurück, goß sich einen Absinth ein und schüttete ihn hinunter.

B o m m — Durch die geschlossenen Fenster drang ein dumpfer Schlag, hatten die Scheiben gezittert? Madame Dutail setzte ihr Glas ab. Sie schwenkte den Kopf.

«Hörst du das?»

Madame Léandre widersprach nicht mehr.

In dem Wäldchen hinter Ferme de la Haye stand die Hitze. Die Sonne fiel zwischen den weiträumig voneinander gehaltenen hohen Bäumen durch, sie kochte das Unterholz mit seinen Sträuchern und dornigen Ranken, in die flachen Kuhlen dazwischen, die hier und da den Boden ein wenig uneben machten, quoll heiße Luft, fast gegenständlich fühlte man sie an den Gliedern.

Berthe hockte auf ihren Knien, sie hatte ihr Kleid vorne hoch genommen, ganz wenig sah am Boden der schwarzseidene Unterrock vor. Vor ihr stand Maurice Baudaire, in Schwarz wie sie, sein steifer Hut mit seitwärts hochgebogener Krempe wölbte sich auf einem nahen Brombeergestrüpp.

Sie hatten ursprünglich nicht im Sinne gehabt, sich hier zu sehen. — Die Tanten und ihre Bewirtung würden am Morgen jeden Augenblick in Anspruch nehmen, vielleicht konnte man am Abend einen Gang ins Dorf vorschützen. Und da gab es auf einmal diese Flüchtlinge — Berthe hatte zuerst nichts als sie ansehen können, die alte Frau vor allem, ihr Herz schlug in kindlichstem Mitleid. «Kommst du mit?» Baudaire hatte plötzlich hinter ihr gestanden, sie sah sich um, Tante Anne und Onkel Jean waren grade zur Seite gegangen, wo sie besser über die Köpfe sehen konnten. Ihr Gesicht glühte, ah ja, wie sie den Vater kannte, war das für eine Stunde mindestens, er würde, zumal da Bary fehlte, den Leuten beistehen — eine ganze Stunde! Sie sah nichts mehr, sie gab Maurice ein Zeichen, sagte Yvonne ein paar Worte für den Fall, daß der Vater nach ihr fragte und ging die Dorfstraße hinauf. Maurice hatte verstanden, er schlenderte zum „Schloß“ hinüber, um von der andern Seite das Wäldchen zu gewinnen.

Wieder war es wie jedesmal, wenn sie sich hier oder auch in einem Buschstück am Hang auf Saily zu getroffen hatten: eine Befangenheit, die nur langsam wich, und sie ging eher von Maurice als von Berthe aus. Er wußte mit dem Mädchen nichts Rechtes anzufangen, sie war anders, als was ihm bisher in den Weg gelaufen war, er wollte anderes von ihr, wenn man die unbestimmten Gedanken, die er sich machte, Wille nennen wollte. Er verstand doch sonst schon zuzupacken, so jung er war, hier hielt ihn eine Scheu zurück, die er nicht einmal unliebsam empfand. Beinahe die ganze, knapp bemessene Zeit, die Berthe sich abstehlen konnte, pflegten sie miteinander zu plaudern, bis er sie zum Schluß zaghaft in die Arme nahm und sie ein paarmal küßte, fast beschämend fühlte er ihre junge Brust an der seinen.

Auch jetzt plapperte er unaufhörlich, er hatte sich zuerst neben Berthe hinsetzen wollen, mehr weil ihm schien, daß es sich so schicke, als weil er es selbst gewünscht hätte. Sie war eilig beiseite gerückt — sie mußte die Ohren frei haben, um zu merken, wenn der Vater kam, eine Gruppe wie sie waren und Tante Sophie dabei, würde man sie schon von der Wegekreuzung an hören können, sie hatte dann immer noch Zeit schnell ins Haus zu laufen.

«Stell dich dahin!» und Maurice hatte sich bereitwillig „dahin“ gestellt. Sie sah glücklich zu ihm auf, halb war es wirklich, um den Vater zu hören, hauptsächlich aber hatte sie sich gefürchtet, kommen zu sehen, was einmal kommen mußte, sie wußte nicht was, etwas, was das Rauschen ihres Blutes in heiße ziehende Süße verwandeln würde. Ihre Phantasie ging nicht weit, sie hatte das natürliche Wissen eines Mädchens vom Lande, aber sie liebte, mit Leib und Seele, keusch und leidenschaftlich. So, wenige Meter von ihr entfernt war Maurice Gestalt eine unbegreifliche, ruhige Herrlichkeit. Sie ließ den Blick über ihn gehen, sie hörte fast nicht, was er sagte. Wie die langfingrigen, auf dem Gelenk ein wenig behaarten Hände aus den weißen Manschetten hervortraten, die glänzenden Schuhe mit breitem, eingekerbtem Rand, auf die die betörend engen Hosen niederfielen, die schwarze Tolle vor allem über dem an den Ecken gerundeten Stehumlegkragen, die er immer wieder mit einem seitlichen Ruck des Kopfes zurückschleuderte, eben jetzt — Mutter Gottes! sie hielt einen Augenblick den Atem an.

Maurice bemerkte es nicht, er glaubte, daß sie ihm eifrig zuhöre, so großartige Zukunftsbilder, wie er vor ihr entwickelte. Er war lange genug bei diesen Bauern hier gewesen, er wollte zunächst versuchen, bei einem großen Kabarett anzukommen, in Amiens hatten sie ihn schon einmal nach der eigentlichen Vorstellung auftreten lassen, man mußte das Handwerk lernen, versteht sich, dann würde er sich möglichst an verschiedenen Orten umtun — das waren ein paar Jahre, «du wirst auf mich warten, wenn ich weg bin, nicht wahr?»

Berthe fühlte, wie ihr Herz sich zusammenkrampfte. Sie hatte nur «weg bin» gehört. Ah ja, er hatte sich freiwillig gemeldet, sie würden ihn holen, Wochen, vielleicht nur noch Tage, plötzlich wurden ihr die dumpfen Schläge bewußt, die in unregelmäßigem Rhythmus von dort, von da unten über die Ferme in ihrem Rücken herübergrollten. «Hast du etwas gehört Maurice?»

«Gehört? Was?» «Von Amiens, von deinem Vetter, von der Ausheungsstelle.»

«Nein. — Scheint, daß sie Leute genug haben. Ach was, man wird nicht hinterher laufen.« Er wagte ihr nicht zu sagen, daß er sich gar nicht gemeldet hatte, es war eine Anwandlung gewesen, lieber Gott, man kam noch früh genug dran. Berthe antwortete nicht. So glücklich sie war, zu wissen, daß er fürs erste bei ihr blieb, es verwirrte sie, daß er, der ihr Herz als Held und Sänger des Vaterlands gewonnen hatte, mit einemmal so gleichgültig schien. Alle jungen Männer, soweit sie nicht daheim bei der Arbeit benötigt wurden, waren eingerückt oder warteten ungeduldig auf den Befehl. Maurice erriet, was in ihr vorging, er trat an sie heran. «Es ist jetzt alles anders, nicht wahr? Man muß an die Zukunft denken.» Es fuhr ihm heraus: «Man hat jetzt bessere Chancen, wo alle draußen sind.» Und als er einen Schatten der Verständnislosigkeit auf ihren Zügen sah: «Oder hättest du lieber, daß ich nicht bei dir wäre.» Sie sah ihn erschreckt an, unwillkürlich griff sie nach seiner Hand, die vor ihr herunter hing, ließ sie los, als habe sie zu Heißes angefaßt. Wieder wie so oft fühlte er sich verlegen, er kehrte zu seinem Thema zurück, indes er sich, um seine Unsicherheit zu verbergen, clownhaft auf seinem Absatz herumschwang.

Es würde toll sein. Er konnte irgendwo ein Nachtlokal pachten, in Südfrankreich vielleicht, die Leute waren lustiger da unten als diese schwerfällige Rasse im Norden. Mit erstklassiger Bühne natürlich. Und Berthe würde jeden Abend hinkommen, sie säße in der Loge, großartig angezogen und sah sich die Kanonen an: die Sayette, oh, ein prima Frauenzimmer, wenn sie mit schräg gestellten Hüften über die Bühne chaiste, oder Petitgueule, du wirst dich krank lachen, er bringt die unglaublichsten Refrains mit einem Gesicht, daß dir die Spucke wegbleibt, ja, und die „Sieben Sterne vom Himmel“, ein Mädel so gut gewachsen wie das andere! — Berthe versuchte zu lächeln, es war nicht das erstemal, daß er davon sprach, sie spürte, wie sehr es ihn beschäftigte, sie konnte sich nichts darunter vorstellen. Das war in der fernen Zukunft, sie lebte nur in der Gegenwart, der Ferme, dem Hof, dem Wäldchen hier. Wenn sie von Zukünftigem träumte, so war da ein Raum wie das Eßzimmer zu Hause, mit dem Vater, der von der Arbeit hereinkam, wohl noch einmal das Fenster öffnete und einem über den Hof gehenden Knecht eine vergessene Anweisung zurief, es konnte auch in der Stadt sein, sie fuhr gern einmal nach Amiens hinüber, das Theater, ja, das war herrlich, der Vater hatte sie und Marcel ein paarmal mitgenommen — was gingen sie die gut gewachsenen Mädchen an? Der Ton, in dem Maurice davon sprach, machte ihr Unbehagen. —

«Oder gefällt es dir nicht?»

«Doch» — Es klang gedehnt. «Nur — man müßte einen kleinen Haushalt haben.» Sie suchte nach einem Gedanken. «Man kann sich nicht immer amüsieren.»

«Wer amüsiert sich?» «Du — oder nicht? Ein Mann muß doch arbeiten.»

Verblüfft sah Maurice sie an. «Aber das ist doch Arbeit, meine Liebe! Oder glaubst du, daß Kunst keine Arbeit ist?»

Sie wußte es nicht. Ihre Gedanken schweiften ab. Was hatte das alles mit ihnen beiden und mit dieser Stunde zu tun! Da war der Wald und da war die Hitze, die fast unerträglich war, sie sammelte sich unter der schwarzen Seide, sie bohrte sich mit tausend scharfen Rüsseln in die Haut, in der Tiefe des Fleisches spürte man sie, in jedem Wirbel des Rückgrats, einem Apfel im Ofen, der sich bis in den Kern süß briet, mußte so zumute sein. Unzählige kleine Laute erfüllten die Luft, das Knacken eines Astes, Huschen und Rascheln im Laub, das tiefe Gesumm vor allem, das überall war, ohne daß man sah, woher es kam, nur gelegentlich stand ein Insekt glänzend, mit schwirrenden Flügeln in der Sonne, hob sich, senkte sich, war verschwunden. Die Vögel schwiegen noch nicht im Mittag, ihre Stimmchen führten die Melodie wie über einem unsichtbaren Orchester, selbst das ferne Dröhnen war nur noch eine tiefe orgelhafte Begleitung.

Maurice redete fort. Er glühte vor Eifer, zu beweisen, daß Kunst eine Arbeit wie jede sei. Konnte man damit nicht Geld wie ich weiß nicht was verdienen, wußte Berthe, daß ein guter Humorist für die paar Lieder am Abend fünfhundert, tausend Franken im Monat bekam? Schaff das mal hier mit so einer Klitsche, wo du dir den Rücken krumm schuftest und zuletzt doch nichts auf der Hand hast! Und erst recht, wenn man selbst Unternehmer war, man mußte die Sache verstehen, man mußte selbst Künstler sein und ein einigermaßen anständiges Anfangskapital, ah ja, das brauchte man natürlich —

Maurice war dort, wohin seit einiger Zeit seine Träume hartnäckig zurückkehrten, ebenso kindliche wie ausschweifende Träume. Er hatte Berthes Liebe, die plötzlich so unverhüllt in ihren Augen stand, zuerst als eine „chique“ Sache hingenommen, sie war in ihrer kleinen, kräftigen Gedrungenheit nicht sein Typ, aber immerhin ein schönes Mädchen, darüber gab es in der Gegend keine Meinungsverschiedenheit. Aber was ihm diese Liebschaft recht eigentlich zu einer „chiquen“ Sache machte, war etwas anderes: Berthes Herkunft, der Umstand, daß sie der Schicht der wenigen

großen Besitzer angehörte, die im Rahmen der Landschaft für die Baudaires und ihresgleichen die oberen Hundert darstellten. Er hatte gut sich mit seinen Kumpanen über die „Großbäuchigen“ lustig machen, insgeheim imponierten sie ihm doch und erst recht die Sommers, die nach Lebensführung und Beziehungen in die eigentliche „Gesellschaft“ hineinreichten. Ein Stolz, dem es nicht schwer fiel, sich als erhöhende Gegenliebe zu fühlen: Es war Maurice genug gewesen, daß diese Liebschaft bestand, in Heimlichkeiten, im Bewußtsein, daß dies Mädchen ihn suchte hinter dem Rücken des Vaters, über dessen Meinung von ihm er sich zunächst keiner Täuschung hingab. Dann aber war diese Klarheit von verführerischen Wunschbildern übergaukelt worden. Warum nicht? Warum sollte aus dieser Beziehung nicht etwas Dauerndes und Nützlichendes werden? Es wäre nicht das erste Mal, daß eine eigensinnige Liebe die stärksten Widerstände überwand, und er hatte Instinkt genug zu fühlen, daß dieses weich hingebende Kind im Notfall das Seine an Eigensinn zu leisten imstande sein würde. Der Alte war vermögend, kein Bauer, er würde verstehen, daß eine Verbindung von Kunst und Geschäft das Geschäft nicht schlechter zu machen brauchte — keinen Augenblick kam Maurice der Gedanke, daß Sommers Abneigung gegen ihn nicht seiner „Kunst“ sondern seiner persönlichen und künstlerischen Fragwürdigkeit gelte — man mußte nur Berthe für seine Pläne gewinnen, Berthe, die unerfahren wie sie war, den immer farbiger und drängender beschworenen Zukunftsbildern nur mit flauem Anteil entgegen kam.

— und da brauchte man also natürlich ein einigermaßen anständiges Anfangskapital —

Maurice sah zu ihr hinüber, eine ungeduldige Falte erschien auf seiner Stirn. Sie hatte wieder einmal nicht zugehört, sie hockte da, die Augen verzückt in die Höhe gerichtet, jetzt hob sie vorsichtig den Arm, flüsterte:

«Sieh doch, sieh doch — er gibt ihm Unterricht!»

«Wer?» Er wandte sich um, starrte töricht in die Richtung, in die ihr Finger wies.

«Scht... Komm her, komm her!» Mit der freien Hand wedelte sie ihn heran, zog ihn hinter ihren Rücken, gebückt sah er über ihren Arm hinweg. In der Krone eines benachbarten Baumes, auf ein paar Ästen einander gegenüber, saßen zwei Amselmännchen, ein älteres, ein jüngeres, das ältere deutlich erkenntlich an dem gelben Rand um die Augen. Mit meisterhafter Sorgfalt flötete es die Folgen des ewigen Amsellieds, selig lernend, der ersten Strophe fast Herr, quinquilierte das junge dazwischen.

Berthe wandte den Kopf rückwärts zu Maurice herauf, ihre Augen glänzten in natürlicher Feuchte, die kräftigen Lippen hoben sich leicht über den Zähnen. Maurice sah auf sie nieder, seine Brust hob sich, ohne durchzuatmen, ein Schrei, ein Schluchzen, irgend etwas, das lautlos blieb, stak in seiner Kehle, zugleich war ihm, als ob alles, was er bis zu diesem Augenblick erlebt hatte, auch das leere Geschwätz dieser Stunde, von ihm weg sänke, übrig bliebe nur dies Gesicht und sein Herz, das ihm bis in die Ohren mit sausenden Schlägen schlug.

«Berthe —?»

«Jahhh?»

Ihre Stimme war selbst ein fliehender Amselruf. Zart umfaßten seine Hände die Rundung, die sich vom Kinn aufwärts in die dunklen Haare verlor, seine Lippen senkten sich auf die ihren — er stolperte über Berthes Füße, die sie im Knien weit zurückgestreckt hielt, er riß sie im Fallen mit sich, zwei Arme schlangen sich um seinen Hals, ein Mädchenkörper preßte sich hemmungslos gegen ihn, unter seinen Küssen brach ihr Mund auseinander, sein Blut schoß in Gärung, stand auf —

«Welche Glut, man hätte es nicht gedacht» durchfuhr es ihn einen Augenblick. —

«Berthe!»

Berthe schnellte hoch, sie stützte sich auf beide Hände, fassungslos starrte sie den Vater an.

Sommer war, fast ohne es zu merken, nach Hause gekommen, er fand Madame Patte schon ungeduldig mit dem Mittagessen wartend, die schönen Sachen verbrutzelten und wurden unansehnlich, er fragte nach Berthe. Berthe? Sie hatte sie nicht gesehen, sie nahm an, daß sie mit den andern — wo waren die andern? — zurückkommen würde. Er schüttelte den Kopf, Vielleicht war sie mit den Flüchtlingen zu den Ratours hinauf gegangen, obwohl er es sich kaum denken konnte.

«Es ist — es hat da unten etwas gegeben. Man muß noch warten.»

Madame Patte hatte nicht zu fragen gewagt, was es gegeben habe. Der Herr sah finster aus, er war in den Hof gegangen mit dem nörgelbereiten Umherschauen, das sie an ihm kannte, wenn etwas nicht in Ordnung war. Er fand nichts, vom Leutehaus klangen die Stimmen der Familien, die hinter den geöffneten Fenstern beim Essen saßen.

Unlustig war er durch den rückwärtigen Torbogen auf die

Baumwiese und zu dem Wäldchen dahinter geschleudert. Auch eine Enttäuschung, dieses Wäldchen! Was hatte er nicht alles damit vorgehabt, als er hierher kam. Was war daraus geworden? Nichts. Nichts war daraus geworden, er benahm sich wie ein Esel und tratschte da mit dieser minderwertigen Person herum, über Deutsche und Christen, anstatt tätig zuzugreifen, warum nicht gleich über den Anfang der Welt? Dies Gedröhne, aufreizend in seiner Dumpfheit, es hatte ihn vom ersten Augenblick an den Kopf benommen, es brummte täuschend fort in den Ohren, auch wenn man im Zimmer oder in der Kirche war. Jetzt plärzten da vorn ein paar Stimmen dazwischen, natürlich, dazu war es gut, sein Wäldchen, daß Jean und Marie darin ihre Geschichten miteinander abmachten. Ärgerlich trat er ein paar Ranken beiseite, unwillkürlich hatte er den kleinen Pfad eingeschlagen, der in die Richtung der Stimmen führte, die jetzt verstummt waren. Zwischen den Zweigen glänzte es schwarz, Bagage, nicht einmal die Zeit hatten sie sich genommen, den Festtaganzug zu wechseln. Gerade wollte er seitwärts abbiegen, als eine weibliche Stimme zu sprechen begann, ein paar Worte nur, er stockte, er tat die wenigen Schritte auf dem Pfad zurück, den er verlassen hatte. Er wußte nicht, was er sah: Berthe mit dem Oberkörper auf den Knien eines Menschen liegen, ihre Arme schlangen sich zu ihm hinauf, sein niedergesenktes Gesicht verschmolz mit dem ihren.

Maurice war aufgesprungen, Grashalme klebten an seinen Hosen aus knitterndem Stoff, unwillkürlich machte er eine Bewegung mit der Hand, um sie abzuschlagen. Sommer tat ein paar Schritte auf ihn zu, wandte sich zu Berthe: «Steh auf.»

Berthe erhob sich eilfertiger gehorsam, sie stand vor ihm, vernichtet. Sommer sah sie an, ein Gefühl des Ekels stieg in ihm auf, irgend etwas ging von ihr aus, wie von einer Katze, die sich des Nachts aus dem Hause schleicht, nein, was war es nur —?

Maurice hatte sich halbwegs erholt. Er empfand die Notwendigkeit, ein Wort zu sagen: «Monsieur.»

«Schweigen Sie! Wie können Sie es wagen, Ihre dreckigen Pfoten an dieses Kind zu legen!» Unwillkürlich siezte er ihn zum erstenmal. Er wandte sich zu Berthe zurück, dem schwarzen Schein zu, der von ihr seitlich in seine Augen fiel —

«Ach, du schamloses Frauenzimmer!» Plötzlich war es ihm bewußt geworden: das Kleid der Mutter, Marie Louises letztes Gesellschaftskleid, bevor sie die Zwillinge trug, in dem er sie noch in den Armen gehalten hatte. «Schämst du dich nicht, schämst du

dich nicht!» Außer sich ergriff er Berthe am Handgelenk. Sie hatte es schon am Morgen in dieser Absicht angezogen, die ganzen Tage über hatte sie an nichts anderes gedacht. Er vergaß, daß diese Zusammenkunft nur zufällig zustande gekommen sein konnte, er sah nur das Kleid der Frau, beschmutzt, geschändet; stolpernd, bleich vor Entsetzen, wehrlos geschüttelt schwankte Berthe hin und her.

Maurice fühlte, wie ein ritterlicher Zorn in ihm aufstieg. Obwohl ihm das Herz im Halse schlug, trat er auf Sommer zu: «Monsieur, Sie werden sie in Ruhe lassen, nicht wahr.»

Sommer ließ von Berthe ab. «Geh!» Verstört blieb sie stehen. «Geh!» Er brüllte sie an. Stumm, wie vom Laut seiner Stimme in Bewegung gesetzt, tat sie ein paar Schritte vorwärts, verschwand im Gebüsch. Sommer wandte sich scheinbar ruhig zu Maurice: «Also junger Mann. Zu uns beiden.— Was??»

Maurice hatte nichts gesagt, nur die Lippen bewegt, er spürte, was hinter dieser Ruhe steckte.

«Ein dreckiger Lausejunge. Ein miserabler, dreckiger Lausejunge!» Sommer ergriff ihn beim Arm, den Maurice abwehrend erhoben hatte. «Knutsch die Bauerntrampel ab in eurer schmierigen Kneipe, hörst du!» Er drängte ihn rückwärts, vergebens versuchte Maurice, sich entgegen zu stemmen. «Los!» Er gab ihm einen Stoß, Maurice stolperte, raffte sich wieder hoch, mit unsicheren Schritten ging er auf der andern Seite den Pfad hinunter. Sommer sah ihm nach. Neben ihm auf dem Brombeergesträuch wölbte sich lächerlich, glänzend, der steife Hut. Sommer ergriff ihn und schleuderte ihn hinter Maurice her. Maurice wandte sich nicht um.

«Und das noch fürs Wiederkommen: Es gibt Hunde auf Ferme de la Haye!»

Berthe war im Gebüsch stehengeblieben, den Mund lautlos geöffnet lauschte sie hinüber. Als sie den Vater kommen hörte, wandte sie sich um und lief den Pfad hinunter auf das Haus zu, ihr Kleid blieb an den Dornen hängen, sie merkte es nicht. Sie hatte die Baumwiese erreicht, in ihrer Kehle stieg es hoch, sie wandte sich um, hinter ihr, zwischen den Zweigen, erschien Sommers schwarze Gestalt, wimmernd verschwand sie in dem dunklen Torweg.

Drittes Kapitel

1

Tage folgten, in denen niemand wußte, was morgen sein würde und doch jeder lebte, als wäre morgen wie heute. Was sollte man anderes tun? Drüben im Westen war das Gedröhn, es führte sein eigenes, unverständliches Leben, schwieg manchmal, so daß der Abendwind in den Bäumen das einzige, friedliche Laute war, erwachte von neuem und schien näher gekommen, um unvermittelt schwächer und wie wieder ferner zu werden. Man strengte die Ohren an, um festzustellen, ob es die Richtung wechsele, es schien sich langsam nach Süden zu verlagern, aber es konnte auch der Wind sein, der sich grade zu drehen begann. Dann hörte man es zeitweise nicht, obwohl es da war, man gewöhnte sich daran, der Feind stand in Frankreich, der Druck wich nicht, aber das Leben ging weiter, so war es im Krieg.

Die Zeitungen schrieben jetzt, daß „gewisse Teile des französischen Bodens leiden würden“, nun, das war hier ein verspätetes Wort, sie litten schon. Die Flüchtlinge unten in Bayencourt waren nicht die einzigen geblieben, ihre jammervollen Züge, einförmig in ihrer bizarren Buntheit, erschienen auf allen Straßen, auf Feldwegen, die nirgendwohin führten. Sie standen dann, kamen zurück, wo sie falsch abgebogen waren: Aus den Feldern von Ferme de la Haye fuhren eines Abends zwei Sturzkarren mit müdem Gespann, erschöpften Menschen herauf. Woher kamen sie? Meist aus kleinen Dörfern, die niemand kannte. Wo lag das? Bei Douai, Cambrai, Solesmes? Langsam zeichnete es sich ab, von Nordost nach Südwest: der Weg nach Paris. Die hier waren Abgesprengte vom Rand, sie wichen nordwestlich aus wie die ersten. Man atmete auf, wenn es südlicher war. „Gewisse Teile“ würden leiden, vielleicht nicht man selbst?

Bayencourt erwachte am Morgen, arbeitete und schlief wieder ein. Madame Léandres Abreise war nicht die Panik gewesen, sie hatte eine Gelegenheit, sie fuhr einmal zu ihrer Tochter hinüber, sie versprach, mit den «interessantesten Nachrichten» wiederzukommen. Margot freute sich ihres Lebens, soweit Madames dringlicher Auftrag, die Pflaumen zu pflücken und einzumachen, ihr Zeit dazu ließ. Mademoiselle Blaire stand am Fenster der Schule, wenn Margot morgens vorüberkam, um die Milch zu holen, sie sah sie sonderbar an, wenn sie freundlich hinaufgrüßte, kurioses Gestell, sie war immer ein bißchen so so gewesen.

Etienne saß mit Elise und noch ein paar andern unter dem großen Nußbaum und hetzte. Er stammte von der lothringischen Grenze, er haßte die Deutschen. «Wir kennen sie besser da unten, geht mir!», er hatte den Zurückgebliebenen mit hitzigem Triumph erzählt, wie Sommer für diese Boches Partei genommen hatte, er machte einen gewissen Eindruck damit, selbst auf die älteren Leute. Dann kamen die Flüchtlinge, die Ferme hatte sie mit allem, was nötig war, und mit mehr empfangen, Sommer schief auf einer Matratze in der Kammer der Zwillinge, da die Gasträume nicht reichten. Er hatte ihnen zwei Pferde bis Pas mitgegeben, um ihr Zugvieh zu schonen, an Leib und Seele gestärkt, waren sie weiter gezogen, sie schwätzten fröhlich auf der Straße: Ah, tat das gut, diese gastliche Brüderlichkeit, für ein paar Stunden war es wie die Fahrt in ein glückliches Land.

Elise kam Etienne zu Hilfe: «Das ist das schlechte Gewissen.» Niemand beachtete sie, man kannte es an ihr, wenn jemand bei ihr dran war. Etienne warf ihr einen ärgerlichen Blick zu.

«Sprich nicht! Mit deinem schlechten Gewissen! Er hat es absichtlich getan, nein, sie sind nicht dumm, diese Deutschen — sagst du?» Er wandte sich zu Barnabas, der abseits auf dem Hauklotz hockte und César, einen der deutschen Schäferhunde, im Fell kraulte, das Tier hatte sich leidenschaftlich an ihn angeschlossen.

«Ach, laß mich zufrieden! Ich sage, daß es idiotisch ist, was du da schwätzt.» Mißmutig ruckte er hoch und schlenderte die Einfahrt hinunter, selbst den Hund nicht beachtend, der erwartungsvolle Sprünge um ihn vollführte. Er liebte den Herrn, wie er jeden Arbeitgeber liebte, aber sie waren zu dumm, diese Chauvinisten, und ein Arbeiter noch dazu!

«César!» Barnabas wandte sich um, Sommer war im Toreingang erschienen und pfiß dem Hunde, das Tier, mit zögernd eingezogenem Schwanz, sah zu Barnabas hinauf, er machte eine Bewegung mit dem Arm: «Geh nur schon! Dummköpfe oder Herren — es ist alles das Gleiche.» Über das abgeerntete Feld ging er auf den Schafperch zu.

Sommer gab sich Mühe, César, der langsam zu ihm herangetrabt kam, nicht anzufahren, er streichelte ihm «Brav!» den Rücken, runzelte sogleich wieder die Stirn, als das Tier mit ängstlichem Gehabe neben ihm herrschlich. Nein, er fühlte sich keineswegs wieder frei von der zerstreuten Reizbarkeit, die unmerklich von ihm Besitz ergriffen hatte. Es war dummes Gewäsch, — Gewäsch, von dem Sommer selbst nichts ahnte — wenn Etienne behauptete, daß er die Flüchtlinge „absichtlich“ mit breiter Gastfreundschaft aufge-

nommen habe, es bedurfte dessen nicht bei seiner von jeher großzügigen Hilfsbereitschaft und dem natürlichen Mitgefühl mit den Vertriebenen, deren Schicksal morgen das eigne sein konnte. Wohl mochte in der Tat ein gewisses Übermaß darauf hindeuten, daß er unbewußt sein Versagen unten im Dorf vor sich selbst auszuwiegen strebte, wie er es bewußt als ein ebenso peinliches wie unverständliches Versagen empfand. Wie war es nur möglich gewesen? Wie war das für ihn selbst viel Schlimmere möglich gewesen, daß er beim Anblick Berthes und Baudaires jede Selbstbeherrschung verlor? Es fiel an sich nicht schwer, es zu verstehen, er brauchte selbst jetzt sich Berthe nur zu vergegenwärtigen, wie sie im Kleid Marie Louises auf den Knien dieses Dorfaugust lag, um es wieder rot in sich aufsteigen zu fühlen. Dennoch: Unter anderen Umständen wäre das nur eine Mahnung zu doppelter Beherrschtheit gewesen. Die Nerven waren mit ihm durchgegangen, kein Wunder, wenn man bedachte, was sie in dieser ganzen Zeit und grade unmittelbar vorher auszuhalten gehabt hatten. Aber was half das? Es war gewesen, wie es gewesen war, und es war nicht gut.

Es war nicht gut, daß es seitdem zwischen ihm und Berthe zu keiner eigentlichen Aussprache gekommen war. Er fand das Wort nicht, als sie ihm am Nachmittag wieder entgegen trat, sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen und fehlte beim Mittagessen; schlimm genug, daß er es ihr, und nicht einmal unerleichtert hingeben ließ. Er nahm sich vor, in aller Ruhe mit ihr zu sprechen, verschob es von Tag zu Tag, sie hatte eine scheue einsilbige Demut, in der er es doch deutlich wie eine schwer angreifbare Panzerung verspürte. Auch konnte diese Demut gelegentlich durch eine eigensinnige Glätte der Stirn ergänzt werden, die darauf hinwies, daß das Kleid nicht das einzige war, was Berthe von der Mutter geerbt hatte. Sommer sah es, als er sich an einem der folgenden Abende endlich entschloß, mit ihr zu reden. Er vergaß alles Zurechtgelegte, das er hatte sagen wollen, das väterlich Ernste und das väterlich Liebevollte:

«Das ist jetzt zu Ende, du verstehst mich, nicht wahr?»

Sie nickte, scheinbar ergeben zustimmend.

«Wir können essen, willst du?»

Mit natürlicher Sicherheit hatte sie die Suppe aufgetragen.

Eben trat sie aus dem Haus, hinter ihr ein kleines Mädchen aus dem Dorf, das durch das Wäldchen gekommen sein mochte.

«Ich gehe zu Mademoiselle Blaire, Vater, sie möchte mich gern wieder einmal sehen. Ja und Bary läßt dir bestellen, daß du die Gemeinderatsitzung nicht vergißt. Es ist wichtig, sie haben heute

keine Zeitung bekommen.» Sie wandte sich zu der Kleinen: «Ich komme gleich mit dir.»

«Schön.» Sommer ließ sie unsicher gehen. Auch das war nicht in der Ordnung: Berthe kam und ging wie sie wollte, oft ohne zu sagen, wohin und wie lange. Sollte er sie deswegen vermahren? Sie tat es so selbstverständlich, er fürchtete etwas wie ein Gefühl, klein und vertrauenslos vor ihr zu erscheinen.

Man grüßte ihn leicht verlegen, als er etwas später bei der Gruppe unter dem Nußbaum vorbeikam, er merkte es nicht. Auch war es eine gute Verlegenheit, einer hatte ein deutliches Wort für Etienne gefunden, die anderen, die nur nicht gern widersprachen, hatten ihm eifrig zugestimmt: «Laß den Herrn gehen — mit deiner Nase, die du eben hier hereingesteckt hast!»

Etienne sprang eifrig auf, als Sommer herüber rief: «Wir holen morgen früh den Hafer am Tiefen Grund herein. Wenn das Zeug nur trocken ist!»

«Sicher, Herr.»

So sicher war es nicht. Es hatte geregnet in den vergangenen Tagen, zum erstenmal seit langen Wochen, die Frucht mochte unterwärts noch feucht sein — Da! . . . Nein, besser ist besser.

Sommer war spürbar zusammengezuckt. Das, ja das war es, was bei allem mit unterschwang, was seine Nerven gereizt hatte, daß sie ihm nicht gehorchten, er nannte es die Flüchtlinge, er nannte es Berthe und Baudaire, er nannte es die Gefahr. Es war etwas anderes, etwas, das ihn anzog, widerwärtig fesselte, so daß jede Stille sich spannte zum oft fast unerträglichen Warten auf den nächsten Schlag — oder war es umgekehrt die Überempfindlichkeit der Nerven, die dies Warten zum unerbittlichen Herrscher des Tages werden ließ? Hörten denn die andern nicht, daß es wieder lauter und näher geworden war? Sie hatten mit ihm in der großen Scheune gestanden, als vor ein paar Tagen das mächtige Gewitter losbrach, vom Osten kommend, das ferne Gedröhn wie eine gewaltig in der Luft herantobende zweite Schlacht überlagernd. Sie hielten die Köpfe gehoben, sie folgten dem sich entfernenden Donner mit prüfenden Ohren, es verzog sich, verhallte im Westen. Da: In die neu entstandene Stille leise, deutlich von Osten her —

Sommer blieb stehen, einer der älteren Knechte war hinter ihm hergekommen, er lächelte verlegen:

«Nichts, Herr.»

Mit einem ängstlichen Anlauf zum Scherz sah er Sommer in die Augen:

«Sie kegeln nicht schlecht da drüben, sollte man sagen.»

Sommer war der erste, obwohl er später als angesetzt kam. Bonfour und Cabochette pflegten sonst eher zu früh zu kommen, es gab dann aus dickwandigen Gläsern einen Dreimännerkirsch, den sie sich nicht gern entgehen ließen.

Bary stöberte aufgeregt in seinen Papieren, die von dem als Registratur dienenden Halbschrank her Tisch und Stühle gefährlich zu überschwemmen begannen. Er breitete verzweifelt die Arme aus: «Schauen Sie sich das an!» Madame Bary hatte sich einen Stapel herausgenommen und prüfte sorgfältig Blatt für Blatt, das ungeduldige «Aber das habe ich doch schon durchgesehen!» ihres Mannes beirrte sie nicht, sie war es gewohnt, Dokumente in Papierhaufen zu finden, die Bary «schon durchgesehen» hatte.

Mutter Vachot, die ängstlich auf der Stuhlkante saß, atmete auf: Madame Bary zog eine Liste hervor, es stimmte, Bary hatte nicht vergessen, sie einzutragen, er triumphierte sich über die kleine Beschämung hinweg: Die Kriegsunterstützung für die Alte war ausgeblieben, er ging zögernd zum Sekretär, entnahm der Kassette einen Zehnfrankenschein «Sie kann am Ende nicht verhungern, nicht wahr? Keine Sorge, Mutter Vachot, man wird das nachmachen.» Er setzte sich erschöpft auf einen Stuhl, wischte sich den Schweiß von der Stirn. «Sie haben da oben den Kopf verloren.»

«Gibt es Neues?»

«Was?» Bary sah Sommer zerstreut an. «Neues? Ah, Schreibereien über Schreibereien, Listen, Ausweise, für die Unterstützungen, für die Eisenbahn, Sie werden bald einen Ausweis brauchen, um Ihr Bedürfnis zu befriedigen. Nein, das ist keine lustige Sache, ein Krieg. — Ja so: Man kann nicht mehr mit Amiens telefonieren.»

«Warum denn nicht?»

Sommer begriff nicht sofort.

«Weiß ich! — Ich verlangte heute früh die Verbindung: 'Man spricht nicht mehr mit Amiens.' Auch gut. Spricht man eben nicht mehr.» Es war deutlich, daß ihm allmählich alles gleichgültig zu werden begann.

«Aber das ist doch — Die Zeitungen sind ausgeblieben? Weiß man etwas über die Lage?»

Bary zuckte die Achseln. «Ich habe in der Unterpräfektur angefragt, sie sagen, daß sie selbst nichts wissen. Ein Unterpräfekt, der nichts weiß!» Bary schickte einen Blick zum Himmel, es schien ihm das Ende aller Dinge.

«Und was gedenken Sie zu tun?»

«Ich?» Bary sah ihn fassungslos an. «Ja, zunächst einmal einen Schnaps zu trinken. — Denise!» Er sah sich um, er hatte nicht bemerkt, daß seine Frau längst nicht mehr im Zimmer war.

«Für mich nicht.» Bary hatte sich angeschickt, aufzustehen, er ließ sich willenlos wieder zurückfallen.

«Ach ja, sie machen uns schöne Geschichten, Ihre Boches!»

Eine unbestimmte Gedankenverbindung mühte sich in ihm herauf: «Was ich sagen wollte» — er blickte Sommer an — «Ein wackerer Mann, Hochwürden von Saily, es tut ihm weh, dieser Haß, wir sprachen am Montag davon, wir gingen gleich vom Friedhof über die Felder, übrigens ist es klar, daß die Einfahrt zu Valenches Acker gehört — zu ärgerlich, daß ich grade weg sein mußte.» Er verstummte, was redete er da für dummes Zeug durcheinander? Er sah auf die Uhr. «Wo bleiben die beiden? Der Alte wird natürlich wieder nicht kommen.»

Sommer sah nachdenklich vor sich hin. Er begriff vielleicht besser als Bary selbst, was hinter diesen fahrigen Worten stand: Sein Zusammenstoß mit Madame Dutail. Es war Zeit, daß dieser Druck, dieses Unausgesprochene zwischen ihnen ein Ende nahm. «Hören Sie, mein Lieber —»

Die Tür ging auf. Cabochette und Bonfour traten ein, hinter ihnen Ratour, seltsam ungewohnt, war es, weil man ihn hier so lange nicht gesehen hatte? Nein, er war regelrecht «angezogen», sogar einen sauberen Kragen hatte er umgelegt.

«Schön spät kommt ihr. Wenn ihr euch ebenso vor den Preußen eilt —»

«Mach keine Witze, mein Alter. Es ist nicht der Augenblick. Der da» — Ratour winkte mit dem Kopf zu Bonfour — «hat ein paar merkwürdige Burschen auf seinem Acker gefunden, rote Hosen, die einen Ausflug machten, sie lagen unter den Büschen, sie erzählen —» Er brach ab, warf einen wie unabsichtlichen Blick zu Sommer hinüber. «Nun, du wirst uns mehr sagen können, Herr Bürgermeister. — Also?» Er griff nach einem Stuhl, zog ihn sich unter den Hintern. «Setzt euch, Kinder.»

Bary sah ihn verblüfft an. «So sprich doch! Wie war das? Einen Ausflug sagst du —?» Er wandte sich zu Bonfour.

«Eh» — Bonfour lächelte unbeholfen. «Er nennt das so. Leute ohne Urlaub, versteht ihr. Sie kamen —»

«Du wirst das später erzählen.» Ratour schnitt ihm ärgerlich das Wort ab. «Los. Fängen wir an!»

Bary nahm gehorsam am Tisch Platz. Das merkwürdige Gebaren des Alten, der sich seit Wochen nicht hatte sehen lassen, ver-

dutzte ihn, er blieb zerstreut: Was war das nun schon wieder?

«Es ist — Ich dachte — Ich habe euch einberufen — Was tut man also?» Bary sah fragend zu Ratour hinüber.

«Eh, das ist, was wir dich fragen.» Ratour wandte sich spöttisch zu Bonfour und Cabochette, indem er Sommer, der neben ihm saß, den Rücken kehrte. Er hatte ihn beim Eintritt höflich begrüßt, ohne ihn dann weiter zu beachten.

«Also denn» — Ratour horchte auf, Barys Stimme hatte sich plötzlich verändert, ganz gesammelte Würde, verlas er die Tagesordnung, die alle schon von der Einladung kannten:

«1. Die Lage, 2. Neue Verordnungen, 3. Sonstiges — Erhebt sich ein Widerspruch?»

Nein, es erhob sich kein Widerspruch, es hatte sich noch nie ein Widerspruch erhoben, es war aber auch noch nie danach gefragt worden. Sommer sah erstaunt hoch.

Cabochette rückte unruhig auf seinem Stuhl.

«Wenn man — das ist schnell erledigt, die Verordnungen — man kann dann ruhiger über das andere reden.»

Bary nahm seine Brille ab und blinzelte Cabochette an. «Wenn ihr meint.» Niemand hatte etwas dagegen.

«Der kommandierende General der zweiten Region. Es wird nachdrücklichst in Erinnerung gebracht, daß das Photographieren von militärischen Anlagen und lebenswichtigen Betrieben zur sofortigen Verhaftung führt, ferner im Stadtbezirk Amiens' — das geht uns nichts an. 'Der Kriegsminister. Alle Männer, die bisher dienstuntauglich oder zurückgestellt waren, werden aufgefordert, sich einer neuen ärztlichen Untersuchung zu unterziehen. Die als diensttauglich Befundenen sollen unverzüglich ausgehoben werden' — allerhand, was? Na, wird man noch weniger Leute haben. Ja und hier, das ist eine Schweinerei: Man soll den Soldaten keine eingeschriebenen Pakete schicken, weil sie zu leicht gestohlen werden, das ist der Postminister, man hält es nicht für möglich» — Barys Stimme erhob sich zornig. «Franzosen, die armen braven Soldaten die Pakete aus der Heimat stehlen, eine feine Ordnung — was willst du?»

Ratour hatte bemerkbar gemacht, daß er etwas sagen wolle. «Also sprich schon!»

Ratour sah vor sich hin, hob plötzlich den Kopf.

«Man muß darüber reden. Ich sage es nicht von mir aus. Es ist, daß Herr Sommèr — Sie meinen, er ist immer ein Deutscher, das heißt, natürlich ist er Franzose, niemand denkt Schlechtes dabei — nur, als Gemeinderat —»

Sommer hatte sich aufgerichtet, er fand kein Wort, der Angriff war zu überraschend gekommen. Bary, der Ratour grade gegenüber saß, schwieg und sah ihn nur aufmerksam an. «Ja» — Ratour kam fließender in Fahrt, er fühlte, daß Barys Schweigen nichts Gutes, jedenfalls keine friedliche Zustimmung bedeutete. — «Man muß das verstehen. Es gibt Geheimnisse, nicht wahr: diese Papiere und auch sonst — nicht, daß wir andern daran glaubten, wir dachten nur: sie müssen Vertrauen haben können, grade jetzt, sie sind ja so dumm unsere Bauern, diese Spionagegeschichten in den Zeitungen — Sie sind mir nicht böse, daß ich das sage, nicht wahr, Herr Sommèr?»

«Bist du fertig?» Barys Stimme fuhr dazwischen, ehe Sommer antworten konnte.

«Ja, das heißt —»

«Und ihr beiden?» Bary wandte sich an Bonfour und Cabochette.

«Sprich du!» Cabochette stieß Bonfour an, der jedoch nur ein paar unverständliche Laute der Zustimmung oder der Verlegenheit von sich gab.

«Er hat nicht ganz unrecht, meine ich. — Er sagt, daß es auch für Herrn Sommèr besser ist — Nu, ihr müßt es wissen!» Achselzuckend sah er zu Sommer und Bary hinüber, waren sie es nicht immer gewesen, die es gewußt hatten?

Bary setzte zum Sprechen an, schnappte, er war so erregt, daß es ihm einen Augenblick die Rede verschlug. «Was ich weiß, ist, daß es sich um eine ganz gemeine Infamie handelt. Wer hat euch das eingeredet? — Schweig, jetzt rede ich!» Mit einer Handbewegung, ohne ihn anzusehen, wies er Ratour zurück, der etwas dazwischen werfen wollte. «Ihr kennt Herrn Sommèr nicht seit fünfundzwanzig Jahren, nicht wahr? Ihr seid nicht die ersten gewesen, ihn in den Gemeinderat zu wählen? Ihr wißt nicht, was er für die Gemeinde getan hat, vorher schon, als ihr noch mit Brettern vor dem Kopf herumliuft? Ihr wißt nicht, was ein französischer Bürger ist, sagt doch!» Mit hochrotem Kopf ließ er seine Sätze auf Cabochette und Bonfour herunterprasseln, als ob sie die schuldigen Anstifter dieser Intrige seien.

«Ein bißchen weniger, he, hörst du?» Cabochette knurrte, er fühlte sich ehrenhalber zur Gegenwehr verpflichtet. «Sehen Sie» — er wandte sich zu Sommer, verstummte, verwirrt und ärgerlich stieß er Ratour in die Seite: «Erklär du es, du hast es gesagt.»

Ratour war bleich geworden. «Ich sage, daß es für Herrn Sommèr besser ist —»

«Was für mich besser ist, überlassen Sie gefälligst mir.» Sommer

hatte seine Sicherheit wiedergewonnen. «Ich sehe, daß die Mehrheit hier kein Vertrauen mehr zu mir hat, ich frage nicht, ob es berechtigt oder unberechtigt ist, ich werde die Folgerungen daraus ziehen.»

«Aber Herr Sommèr!» Bary hob verzweifelt die Hände. «Du mit deinen ewigen Stänkereien!» Zum erstenmal wandte er sich geradezu an Ratour, der Gedanke seiner Hilflosigkeit, wenn er Sommers Rat entbehren müßte, riß ihn zu besinnungsloser Wut hin. «Kommt einfach daher und hetzt diese Flachköpfe auf. Ach, laßt mich alle zufrieden!» Niemand hatte etwas gesagt, die beiden „Flachköpfe“ saßen geduckt und benommen, auch Ratour fand kein Wort der Erwiderung. «Ich will euch etwas sagen: Wenn Herr Sommèr geht, könnt ihr euch einen andern Bürgermeister suchen, ich mache das nicht, ich nicht!»

Sommer hob den Kopf.

«Bary — das ist natürlich Unsinn.» So tief es ihn freute, es ging nicht an, daß ein französischer Bürgermeister in diesen Tagen um eines, sei es auch naturalisierten Deutschen willen, sein Amt niederlegte. «Ich gehe und Sie bleiben. Wenn Sie mich brauchen — ich bin nicht aus der Welt auf Ferme de la Haye.»

«Also gut.» Bary schien sich besonnen zu haben. «Ihr sagt, daß Ihr kein Vertrauen zu Herrn Sommèr habt? Nicolas!»

«Aber nein, wer sagt das!»

«Cabochette?»

«Selbstverständlich hat man Vertrauen.»

«Also.» Bary strahlte fröhlich. «Drei zu eins.» Er setzte sich, warf zu Ratour hinüber: «Du kannst dich beim Unterpräfekten beschweren, wenn es dir nicht paßt.»

«Wieso denn? Ich bin es doch nicht, man dachte, alle drei —»

Er verstummte, Cabochette und Bonfour warfen ihm wütende Blicke zu.

Sommer wollte widersprechen, Bary schnitt ihm kurz das Wort ab. «Wir reden noch darüber. Ich glaube, daß es jetzt wichtigere Dinge für uns gibt. Man hat schon Zeit genug damit verloren.»

Sommer schwieg. Nein, die Sache war keineswegs erledigt, aber Bary hatte recht, die Lage und wie man sich dabei verhalten sollte, war jetzt wichtiger als persönliche Auseinandersetzungen, selbst mit dem ernstesten Hintergrund.

Sie überlegten, was sie wußten und was sie nicht wußten. War Bayencourt gefährdet? Sollte man sich auf die Räumung vorbereiten? Sicher, daß man es nicht auf die Panik des letzten Augenblicks durfte ankommen lassen, von der so viele der Flüchtlinge berich-

teten. Aber ebensowenig konnte man ohne zwingenden Grund alles im Stiche lassen. Die letzten Berichte hatten von der Gegend um Douai gesprochen, nun, das lag schon zwei Tage zurück, aber man konnte doch kaum annehmen, daß die französischen Armeen sich mit der ungehemmten Geschwindigkeit von Mann und Roß zurückdrängen ließen. Sommer war es, der am entschiedensten zu ruhigem Abwarten riet, er selbst würde auch im schlimmsten Fall auf der Ferme bleiben und nur die Kinder nach Paris schicken. Man beschloß, am nächsten Morgen ein paar junge Burschen mit Rädern nach Westen in Gang zu setzen, die Bengels würden eine solche Erkundungsfahrt mit Freude unternehmen. Bary wollte noch am Abend die Unterpräfektur anrufen, um Auskunft und genaue Anweisungen zu erlangen.

Bary atmete erleichtert auf, sein schnell erweckter Optimismus war bei diesem sachlich richtigen Gespräch, das die Lage doch weniger bedrohlich erscheinen ließ, auf seine Kosten gekommen, er zeigte sich sogar geneigt, den Zusammenstoß in dem er so entschieden seinen Mann gestanden hatte, harmonisch abzurunden. Er wandte sich mit ein paar freundlichen Worten an Ratour, aber der Alte lehnte schroff ab, indem er mit einem «Was bleibt, könnt ihr wohl allein machen» den Raum verließ, ohne auch nur im allgemeinen Guten Abend zu wünschen.

Es blieb nichts mehr. Ja doch, die Sache mit den Viehaufkäufern, wahllos von amtlichen Stellen beauftragtes Volk, das trächtige Kühe als Schlachtfleisch enteignete, man hatte keinen Sinn mehr dafür, auch Sommer drängte, es war ihm plötzlich eingefallen: «Und ja, wer von euch noch Getreide draußen hat, nicht nötig, daß wir es ihnen vielleicht gar zu bequem machen.»

Cabochette trat herzlich auf ihn zu und gab ihm die Hand: «Sie halten es mir nicht nach, nicht wahr? Hast recht, alter Schimpfesel, man ist ein Flachkopf gewesen, er sagte, daß Sie selbst am frohsten darüber sein würden, na, und die alten Klatschbasen im Dorf — Sie werden bleiben, nicht wahr?»

Sommer wich aus. «Wollen sehen.» Auch Bonfour hielt seine Hand beim Abschied einen Augenblick fest. «Monsieur — na, Sie wissen schon!» Er stapfte hinaus, kratzte sich bei der Tür noch einmal scherzhaft hinter dem Ohr, ohne sich umzudrehen.

«Bary!»

Sommer konnte sich nicht zurückhalten, er nahm Bary bei den Schultern und sah ihm in die spiegelnden Brillengläser, hinter denen die blauen Augen ihn mit einem herzlichen Leuchten anblickten. Es war ihm die Zeit über näher gegangen, als er es sich selbst eingestand, er hatte mit selbstgerechtem Mißtrauen das Unfreie und Gezwungene zwischen ihnen dem andern zur Last gelegt, eine ent- und befremdete Zurückhaltung darin gesehen, ja, noch vor einer Stunde war es ihm, halb zornig, halb verächtlich durch den Kopf gefahren, daß Bary auch, was den Zusammenstoß mit Madame Dutail angehe, offenbar gegen ihn stände. Und jetzt hatte sich der Freund mit einer Sicherheit, mit einer Selbstverständlichkeit des Vertrauens für ihn eingesetzt, die ihn beschämte.

«Ach ja», Bary lächelte froh. «Man muß zusammenhalten, nicht wahr? Sie sind ja so dumm, die Menschen, wenn sie nicht gradezu Schweinehunde sind. — Ich hatte gleich so ein Vorgefühl, als ich die drei zusammen hereinkommen sah. Aber man hat es ihnen gegeben, was? Drei zu eins!» Bary kicherte vergnügt, der kindliche Triumph über seinen Kniff floß zusammen mit der Freude, daß nun zwischen ihm und Sommer wieder alles in Ordnung war.

Sommer lachte mit, wurde ernst. Ein Kniff, ja, an dem man seinen Spaß haben konnte, aber schlimm genug, daß man zu einem Kniff seine Zuflucht hatte nehmen müssen. Im Grunde blieb es, wie es gewesen war. Bonfour und Cabochette konnten morgen oder übermorgen, vielleicht schon vor der Tür, erneut in Bearbeitung genommen werden, ein böses Zeichen, daß es ihm schon so weit mit ihnen gelungen war.

Bary beruhigte Sommer eifrig: «Aber nein, Sie kennen doch die beiden, wie die Stiere, oder bestenfalls wie die Kühe — mit Glotzaugen — so! Er hat sie einfach dumm geredet. Sie verstehen von allem ja nur die Hälfte, Gemeinderäte, weil niemand anders es machen will! Die Angst, die allgemeine Unruhe, und vor allem, daß es für Sie selbst besser sei. Sie tun das nicht zum zweitenmal.»

Sommer war nicht ganz überzeugt. «Immerhin kommt so etwas nicht von selbst, wenn es auch nur die Angst und die Panik ist. Vielleicht wäre es wirklich besser, daß ich zurücktrete oder wenigstens eine Zeit nicht an den Sitzungen teilnehme.»

«Nein, nein, nein! Das wäre das Falscheste, was Sie tun könnten!» Bary widersprach mit der größten Entschiedenheit, diesmal ohne jeden Gedanken, daß er Sommers Hilfe entbehren müsse. «Es

würde, nach dem, was geschehen ist, wie ein Eingeständnis des Unrechts und der Schwäche aussehen. Sehen Sie, wir können offen reden, nicht wahr?...» Bary wollte sagen, daß nicht alles so harmlos war, Sommers Auftreten am Montag, seine Parteinahme für die Deutschen, wie man es sah, hatte nicht gut gewirkt, nein, sogar ein paar Leute, die sonst ausgesprochen zu ihm gestanden hatten, waren ein wenig befremdet gewesen. «Aber was heißt das? Man spricht ein paar Tage, und was ich darauf antworte, können Sie sich denken. Es sind schließlich vernünftige Leute. Wenn Sie sich jetzt zurückziehen und ich gebe es zu — Nein, es muß eine regelrechte Abfuhr bleiben, fertig, erledigt, Schwamm drüber! In acht Tagen kräht kein Hahn mehr danach.»

Sommer schüttelte den Kopf: «Ich weiß selbst nicht, wie ich am Montag dazu gekommen bin.» Bary sah ihn mit einem sonderbaren Lächeln an: «Aber ich weiß es, Herr Sommèr! Es ist!» — es schien, als ob er sich scheute, es auszusprechen — «weil wir beide gleich sind. Als ich mit Hochwürden durch die Felder ging, was hat er gesagt? Wahrscheinlich dasselbe, was Sie grade unten im Dorfe sagten. Daß es Christen sind, daß man nicht alles glauben darf, was in den Zeitungen steht — das will ich nun grade nicht behaupten, die Unsern werden uns doch nicht belügen, nicht wahr? Christen, es gibt davon solche und solche — Für mich ist da etwas anderes: die Gerechtigkeit, ah, eine wahrhaft französische Tugend, Sie wären schon dadurch Franzose, wenn durch nichts anderes. Ich habe mir gesagt, Sie haben es nicht ertragen können, daß diese Person einfach so über die Deutschen daherredet, wo Sie doch unter ihnen aufgewachsen sind und es am Ende besser wissen müssen, nicht wahr?»

«Mag sein. Ich —»

«Ein Ehrenmann. Das ist es mit einem Wort. Man kann Franzose und ein Schweinehund sein. Aber ein Ehrenmann ist man oder ist es nicht, und wenn man es ist, so bleibt man es auch, man kann es nicht heute sein und morgen nicht sein. Als Sie damals hierher kamen — ich habe Sie kennengelernt, ich habe Sie beobachtet, ich habe mir gesagt: Ein Ehrenmann. Und ein Ehrenmann kann auch nichts anderes als die Pflicht gegen sein Land tun, nicht wahr? Sie haben das Papier genommen, Sie sind Franzose geworden — Sie sind ein Franzose für mich, jetzt und in allem, was kommt, auch wenn Sie glauben, gerecht sein zu müssen und für Ihre Landsleute von ehemals eintreten. Das ist meine Philosophie. Hab' ich unrecht?»

Hatte Bary unrecht? Sommer wußte es nicht. Es machte ihm

Mühe, die Tränen zurückzuhalten. Ein Franzose? Ja, er war es: Er umarmte Bary und küßte ihn schallend auf beide Backen.

4

Ferme de la Haye sah sich an diesem Abend plötzlich in großer, ungewohnter Bewegung, nachdem es mit dem Umbrechen der Weizenstoppel ganz in der Nähe des Gutes der behaglichsten Tage einer gescheien hatte. Der Herr war zurückgekommen, er hatte Pierre zu sich gerufen: Der Hafer im Tiefen Grund sollte noch heute in den Spätstunden und bis in die tiefe Nacht hinein eingebracht werden, die Licht- und Wetterverhältnisse ermöglichten es, der fast volle Mond würde an einem wolkenlosen Himmel stehen.

Niemand war unwillig außer Etienne. Er hatte mit Elise einen abendlichen Spaziergang verabredet, der nach ein paar Schnäpsen in Saily oder Foncquevillers — scharfe für ihn, süße für sie — vergnüglich in der Scheune enden sollte. Er randalierte im Stall, stieß wütend nach den Pferden, die spielerisch die Kruppen zusammengedrängt hatten und ihn nicht durchließen. Blöde Hammel, die diesem Boche sein Korn nach der Arbeitszeit einfuhren, damit es nicht vielleicht den Deutschen in die Hände fiel. Er merkte nicht, wie wenig patriotisch er in seiner patriotischen Wut über das entgangene Vergnügen war.

Sommer aß schnell ein paar Bissen, er sah durch das offene Fenster den Vorbereitungen zu. «Du hilfst doch mit, Berthe?» «Sicher, Vater.» Was an Wagen und Pferden nur vorhanden war und die letzte Hand sollte aufgeboten werden, damit alles in gleichmäßigem Flusse blieb. Auch Lucien stellte sich eifrig zur Verfügung, er hatte es einmal miterlebt, als eine Schlechtwetterperiode gemeldet worden war: Großartig war das in der Scheune, die Menschen im spärlichen Licht der Laternen hantierend, daß es wilde Schatten auf Wände und Dachsparren warf, die Stapel, mit denen man langsam in die Höhe wuchs, und all das lustige, verlockend unverständliche Zeug, das dabei geredet wurde. «Nein. In die Falle mit Euch!» Sommer duldete kein Widerwort, man konnte heute in der Scheune nichts brauchen, was den Rhythmus der Arbeit auch nur für Augenblicke ins Stocken brachte.

Pierre teilte die Leute ein, die hier sein und die draußen aufladen sollten. Er ging zu Madame Patte in die Küche. «Ah, Sie sind schon dabei.» Sie schnitt mächtige Flatschen von einer golden saftigen Speckseite ab, sie machte einen Imbiß für die Leute zurecht, Kaffee kochte in einem großen Topf, nur an Brot fehlte es, oder

vielmehr würde es in der Frühe fehlen. «Natürlich!» Sie schüttelte verächtlich staunend den Kopf: Meint wohl, er ist es allein, der an etwas denkt. «Ja — und wenn Sie drüben auf das Licht achten wollten?» — «Genug, genug!» Sie winkte ihm zu gehen. «Man hat schon darauf geachtet, als sie noch nicht hier waren. Schicken Sie lieber jemand zum Bäcker, es ist nur ein paar Schritte weiter über den Ort.» — «Wieviel soll es sein?» — «Sagen wir zehn Kilo mehr als gewöhnlich, aber gleich in der Frühe!» — «Recht!» Pierre ging. Madame Patte brummte hinter ihm her: «Ist doch wahr. Alter Besserwisser!» Es war ihr nicht wohl bei Pierres sachlicher Ruhe.

Sommer trat heraus. Einer der Wagen war schon bespannt. Er stutzte. Neben dem Ardenner Fuchs, der sich lebhaft regte, ließ der alte Braune trübselig den Kopf hängen. Das Tier war merklich abgekommen, wieso? Ein alter Gaul, fast dem Gnadenbrot nahe, Sommer hatte seiner guten Eigenschaften wegen eine besondere Vorliebe für ihn. Er rief einen Knecht an, der grade ein angeschrirtes Pferd aus dem Stall führte: «Was heißt das, wie sieht denn der Gaul aus?» — «Weiß nicht, Herr, er ist Etiennes.» Sommer ging in den Stall, trat in den Stand. Schweinewirtschaft, Reste der alten Streu, die nur nachlässig entfernt war, sahen aus den Halmen der neuen heraus, auch die Raufe machte einen schmierigen Eindruck. Da — natürlich, obwohl er es ausdrücklich gesagt hatte: einfaches Körnerfutter, anstatt des gequetschten, an das das zahnmüde Tier gewöhnt war, kein Wunder, wenn es bei dem plötzlichen Wechsel abkam! Erregt hielt Sommer Pierre an, mit dem er beim Hinausgehen zusammenstieß, er wies ihm die offene Handfläche, auf der ein Haufen Körner lag: «Sieh dir die alte Nesla an. Ein Skandal ist das! Wenn man nicht überall selbst dabei ist.» Pierre war rot geworden. «Ich hatte es ihm gesagt. Was wollen Sie, man braucht jeden Mann, man müßte vom Morgen bis zum Abend schreien.»

Eben ging Etienne zur Pumpe hinüber. Sommer begütigte Pierre: «Das geht nicht auf dich natürlich. — He, Sie da, kommen Sie einmal her.» Es hatte so heftig geklungen, daß Etienne unsicher und zögernd herüberbog. Sommer hielt auch ihm die Hand hin: «Was hat man Ihnen über die Fütterung von Nesla gesagt? — Sofort spannen Sie das Pferd wieder aus!»

Verdattert ging Etienne zum Wagen und begann die Riemen zu lösen. Plötzlich fuhr es ihm durch den Kopf, daß er sich das nicht hätte bieten lassen dürfen. Er kehrte zurück. «Sie haben kein Recht, mich anzuschreien. Man hat es gut gemeint. . . »

«Reden Sie nicht erst! Es ist nichts als reine Faulheit! Eine Sauwirtschaft, wohin man sieht.» «Sie sind es, der eine Sauwirtschaft

führt!» Etiennes cholerische Natur ging mit ihm durch. «Spannen Sie selbst Ihren Gaul aus! Man hat es nicht nötig! Man hat sein Recht auf Ruhe, wenn man sich den Tag über abgeschuftet hat! — He, du da» — er wandte sich an Barnabas, der auf den Lärm mit ein paar Mägden und Knechten herangekommen war — «Sag du es ihm doch! Du hast doch sonst eine so große Klappe, mit deinem 'Recht des Arbeiters' und deinem 'Achtstundentag'. Schöne acht Stunden, von Sonnenaufgang bis in die Nacht, wenn der Mond am Himmel steht!»

Barnabas zuckte unbehaglich die Achseln: «Wenn es einen Grund hat!»

«Auf einmal? Grund? Ach ja, ein schöner Grund. Es gibt wohl Regen, wie? Daß der Hafer nicht seinen Leuten in die schmierigen Pfoten fällt — wenn er selbst daran glaubt.»

Sommer hatte mit mühsamer Beherrschung zugehört. Er wollte nicht noch einmal die Nerven verlieren. «Sie machen sofort, daß Sie vom Hof kommen! — Ihr Lohn wird Ihnen drüben ausbezahlt werden.» Er machte Anstalt, zum Haus hinüberzugehen.

Er wußte nicht, was geschah: Etienne war in dem Augenblick, wo Sommer bei ihm vorbeikam, zum Wagen zurückgesprungen, er hatte die Peitsche heruntergerissen, der umgekehrte Stiel sauste durch die Luft. Sommer hatte nicht Zeit, die Hand zu heben, eine niedrige Gestalt schob sich zwischen ihn und Etienne, Pierre, der mit unwahrscheinlicher Geschwindigkeit herangehinkt war. Die Peitsche flog auf den Boden, Etienne selbst, von einer unwiderstehlichen Faust geschleudert, gegen die Stalltür, so, daß er angelehnt in halber Betäubung daran stehen blieb.

«Vorant! — Ich rechne mit Ihnen ab.» Bleich, verstört trottete Etienne vor Pierre auf das Haus zu.

Sommer sah sich um. Wie von fern her summte es ihm in den Ohren.

«Also denn. Schirrt die Nesla ab, und spannt den Apfelschimmel dafür ein.»

Die Leute kamen in Bewegung, ihr stiller Eifer zeigte mehr als Worte, daß sie ohne Einschränkung auf seiten des Herrn standen. Nur ab und zu hob einer den Kopf, lauschte zum Himmel hinauf

—

«Was ist das?» Sommer hatte ein Taschentuch hervorgezogen und trocknete sich die Stirn ab. Das ferne Summen in der Tat — es verstärkte sich, es war also nicht nur das Blut, das in seinen Ohren geklungen hatte. Der Schimmel war herausgeführt, er stand neben dem Fuchs, bereit, angespannt zu werden. Auf dem Trakt

an der andern Seite traten die Mägde in die Türen, laut rufend wiesen sie zum Himmel hinauf, die bei Sommer stehenden Leute liefen in die Mitte des Hofes: «Monsieur, Monsieur!» Sommer ging zu ihnen: Vor dem blassen Blau des Abendhimmels zog ein Flugzeug seine Bahn, unter den Tragflächen waren zwei sonderbar geformte schwarze Kreuze erkennbar.

Die Männer drängten sich aufgeregt um Sommer: «Ist es ein englisches, sagen Sie?» Sommer antwortete nicht. Sein Auge folgte dem silbernen Eindecker, der in ruhigem Flug nach Westen flog, jetzt wandte er sich, kurvte nach Süden hinüber: die Tragflächen mit den flügelartig gerundeten Spitzen, die beiden Eisernen Kreuze darunter — er sah die Leute, die auf eine Antwort warteten, sein Blick war ernst.

«Ich fürchte nein.»

5

Es war keine fröhliche Fahrt in den Abend, obwohl er kühl von den Gewittern der vergangenen Tage, noch einmal die Erde mit dem leichtesten Atem des Sommers beschenkte. In seiner Luft hatte das dunkle Flugzeug geschwebt, ja, dunkel erschien es in der Erinnerung, als hätten die schwarzen Kreuze plötzlich den Glanz der silbernen Flügel in sich aufgesogen. Keine lauten Gespräche, keine Frotzeleien von Wagen zu Wagen, wer sprach, redete von der Arbeit und wie bald man sie wohl geschafft haben würde. Nur Sommer fühlte, wie sein Herz freier und leichter schlug. Der unheilvolle Bote hatte ihm wie den andern zu Häupten geschwebt, er hatte ihn vielleicht noch tiefer als die andern mit unruhiger Sorge erfüllt. Aber es blieb eine Sorge von morgen oder übermorgen, heute war ihm etwas widerfahren, was ihm in dem allgemeinen Schicksal wohl Anlaß zu persönlicher Freude sein durfte. Fast in der gleichen Stunde hatten zwei Menschen besinnungslos für ihn Partei genommen, sie hatten ihn von dem Gefühl einer selbstverschuldeten Vereinsamung erlöst, ja mehr noch, sie hatten ihm durch die Art und die Umstände, unter denen es geschah, gezeigt, daß dies Gefühl ein gefährliches und falsches war. Er hätte am Ende schon wissen können, daß es mit ihm nicht so einfach stand, wie er es im Anfang gedacht hatte, daß es da fremde Feindseligkeiten und eigene Fehler geben würde: in einem Augenblick, wo der Krieg, der Krieg im eigenen Land, alles Trübe aufwühlte und es begierig zuschießen ließ, wo nur ein nur halbwegs geeigneter Ansatzpunkt sich bot. War Barys konfuser Kopf der wirklichen Lage nicht weit

sicherer gewachsen gewesen als ein gewisser Jemand, der sich mit seinem praktischen Sinn sonst soviel zugute tat? Im Handumdrehen hatte er Bonfour und Cabochette wieder zur Raison gebracht. Bary — du lieber Kerl mit den hochtrabenden Worten, die nicht der konfuse Kopf, aber ein gläubiges, einsatzbereites Herz bis zum Rande mit ihrem ursprünglichen Inhalt erfüllt! Ein Ehrenmann — man bekam es nicht kampflos geschenkt, man konnte wohl auch einmal einen Fehler begehen, aber, wenn man es war und blieb, wie man es nicht anders sein und bleiben konnte, so flog da zuletzt jemand gegen die Stalltür und alle, die herumstanden, sagten aus ganzem Herzen bravo dazu. —

Sommer sah zu Pierre herüber, der ruhig und schweigsam auf dem vorausfahrenden Wagen saß. So gern hätte er ihm einmal aus vollem, warmem Herzen gesagt, wie dankbar er ihm nicht nur für heute, nein, seit Jahren für jeden schlicht und wortlos erfüllten Augenblick war. Schade, er wußte, wie es ausgehen würde, es hatte Weile genug gehabt, damals, ehe er verstand, daß da nicht Scheu und Zurückhaltung des Anfangs, sondern ein Tieferes, nicht zu Ergründendes sein Wesen trieb. Hatte es von jeher in Pierres Art gelegen, dies finstere Brauenrunzeln bei jedem persönlichen Wort, oder war da etwas in seiner Vergangenheit, was die Abwehr zur zweiten Natur hatte werden lassen? Der bittere Landstreicher, der eines Abends ans Tor von Ferme de la Haye geklopft, ein Obdach vor dem eisigen Novemberregen mehr gefordert als erbeten hatte. . . Er blieb dann ein paar Tage, der Mann hatte Sommer trotz seines abgekommenen Aussehen sofort gefallen, die Wunde an seinem Bein war aufgegangen, er blieb und wurde — Pierre, ohne Papiere, mit einem Namen, der stimmen oder nicht stimmen konnte: Jahrelang hatte keine Postsache, kein Lebenszeichen von außen den Weg zu ihm hingefunden, erst im letzten Jahrfünft gab es da in großen Abständen Briefe mit immer der gleichen unbeholfenen Handschrift, Pierre selbst hatte die Ferme vor ein, zwei Wintern zum erstenmal für ein paar Tage verlassen und war dann vorzeitig, nicht finsterner, nicht heiterer, zurückgekehrt. Sommer hatte die vorsichtigen Versuche, von seinen Umständen, ja auch nur von seinen Gefühlen und persönlichen Ansichten zu erfahren, bald aufgegeben, nicht ohne zuzeiten ungehalten zu sein, im Anfang sogar bis zu den ernstlichen Gedanken, den finsternen, wortkargen Burschen loszuwerden, der nicht ein einziges Mal ein Wort des Vertrauens oder des Dankes fand. Dank von Pierre? Sommer lächelte — er hatte es ihm tausendfach und nicht erst heute durch die Tat gedankt, Ferme de la Haye war nicht mehr Ferme de la Haye oh-

ne ihn — Dank an Pierre? Ein Herzensbedürfnis, dem manchmal schwer zu entsagen blieb, dessen Befriedigung aber dem, was war, nichts hinzugefügt hätte: Der Knecht wußte um den Herrn, wie der Herr um den Knecht, sag Dank zu denen, die es nötig haben!

Der Tiefe Grund — tief nur im Maß dieses sanft gewellten Landes — war eine Senke, die zwischen den von Foncquevillers beziehungsweise Hébuterne auf Saily führenden Straßen lag. Ein mageres Stück Boden, von der Ferme abgesprengt oder irgendeinmal aus unerfindlichen Gründen hinzugekauft, erstreckte sich das Feld vom diessseitigen Hang hinüber zur Straße von Hébuterne, die knapp hinter der Höhe mit leichter Neigung in den Ort hinabführte. Ohne Zögern ging man in dem schon zwiespältigen Licht — Dämmerung und aufgehender Mond hielten sich die Waage — an die Arbeit. Der erste Wagen füllte sich schnell, da ein paar Leute, die später in der Scheune abladen sollten, mit herausgekommen waren. Sommer selbst tat kräftig mit, er hatte es sich von jeher zum Grundsatz gemacht, daß er im Umkreis der Wirtschaft nichts verlangte, was er nicht selbst und möglichst besser zu leisten imstande war. Nun, damit haperte es doch deutlich, selbst Barnabas, der auch schon seine Jahre auf dem Buckel hatte, warf neben ihm die Heubündel mit kräftigerem Schwunge der Gabel und in dichterer Folge hinauf. Nein, es war nichts gegen den Mann einzuwenden: so arbeitskräftig wie arbeitswillig, Sommer hatte mit leichter Überraschung, zugleich mit rechtlich berichtender Anerkennung aufgemerkt, als Barnabas so eindeutig das Gesetz der landwirtschaftlichen Arbeitszeit anerkannte: zu tun, was und wann es gerade nötig ist. Er nickte freundlich zu ihm hinüber: «Sieh mal an, ich komme nicht mit. Noch einmal um die Wette, wollen Sie?» Alle sahen mit der schnell erwachten Freude am Wettkampf hinüber, eiferten sich wohl auch selbst zu gesteigerter Leistung an — Sommer ließ die Gabel sinken, auch so, bei äußerster Anstrengung, schaffte er es nicht. Er lachte: «Das ist doch anders, wenn man wie Sie tagaus tagein im Gange bleibt.» Barnabas krümmte den Arm, sah wohlgefällig auf die kräftig gespannten Muskeln. »Na ja« — er runzelte die Stirn: «He, Ihr da, Ihr werdet das nicht bis Mitternacht machen, nicht wahr?» Das galt ein paar jüngeren Knechten, die durch den vorhergegangenen Wettkampf angefeuert, auch weiterhin ein übermäßiges Tempo vorlegten.

Einer nach dem andern waren die Wagen davongeschwankt und im fließenden Rhythmus zurückgekehrt, nur daß es sich allmählich etwas verschob: Die in der Scheune schafften es nicht so schnell wie die draußen in der frischen Luft, konnte sein, daß es

auch nicht ganz mit den Kräften stimmte. Es mochte schon gegen Mitternacht gehen, als die vorletzte Fuhre zur Abfahrt bereitstand, die letzte würde erst in einem beträchtlichen Abstand eintreffen. Pierre war schon mit der vorigen hineingefahren, um in der Scheune ein wenig Dampf dahinter zu bringen. Sommer bestimmte, daß die Leute hier jetzt gleich mit hinein sollten, um drüben mitzuhelfen, sie sollten sich dann durch ein paar von der Scheunenkolonne ablösen lassen. Er und Barnabas würden draußen bleiben, der Mann, der wie ein Junger geschafft hatte, verdiente eine Pause, ihn selbst verlockte es, eine müßige halbe Stunde unter dem herrlich aufgeschlagenen Sternenhimmel zu verbringen.

Der satte Frieden des Abends war in den erhabenen der Nacht übergegangen. Als habe seine Gewalt auch die kämpfenden Heere in sich aufgenommen, schwieg das Gedröhn. Kein Wind säuselte Bewegung, jedes Blatt, jeder Halm stand mit der ehernen Festigkeit des in sich Ruhenden hinaus in den Raum. Sommer hatte sich hingehockt, die Hände gefaltet zwischen den breit auseinander klaffenden Knien, er sah zum Himmel auf: Der Große Wagen, das einfache, immer wieder beherrschende Bild, ein Kind konnte es erkennen, ein Greis sah es und dachte: so habe ich es einmal neben dem Vater gesehen, da war ich fünf Jahre alt. Zur Seite saß Barnabas, er hatte sich eine Zigarette angezündet und hielt sie in der hohlen Hand, er zog daran und klopfte die Asche ab, es schien nicht, als ob er sich mit dem Himmel beschäftigte.

«Sie sind wohl viel herumgekommen?»

Barnabas antwortete nicht gleich. Die Frage erregte sein Mißtrauen.

«Nun ja, man hat manches von außen und innen gesehen.» Sommer spürte den doppeldeutigen Ton, ja so, der Mann hatte ja gegessen —

«Es muß nicht leicht sein, in der Fabrik, wenn man vom Lande stammt.»

«Wie es trifft. Wenigstens regnet es nicht hinein.» Sommer lachte aus Freundlichkeit. — Nein, es war nicht so schlimm, man gewöhnte sich schnell daran, oben, ja, in den Kohlengruben von Béthune und besonders wenn man es noch nicht gemacht hat, «man wird verrückt nach einem Stückchen Himmel zuerst.» Aber eine brave Maschine und seine Freiheit um Punkt Schlag Punkt — «Ich will nicht sagen, daß es nicht wieder einmal Spaß macht, hier draußen, das bekommt einem gut, die Luft, und dann —»

Sommer bereute gefragt zu haben ... spaßhaft ... die gute Luft ... Wie fremd, wie entfremdet war das alles.

«Und dann, es ist schließlich die Jugend. Ein Kuhstall, man hat das nicht mehr gerochen seitdem. . . Und wie man ein Pferd anschirrt. . . Da drüben war damals ein Tümpel, ich bin dieser Tage hingegangen, er ist ausgetrocknet, wir haben Salamander gefangen und sie daheim in einen Bottich gesetzt.» Barnabas lachte verlegen — «Das ist ein bißchen idiotisch, nicht wahr?» »Aber nein. . . «

Sommer hatte erfreut aufgehört. Also doch! Er war grade im Begriff eifrig das Gegenteil zu versichern, als Barnabas unvermittelt zu einem andern Gegenstand überging:

«Ja, was ich sagen wollte, wie ist es damit» — Barnabas rieb lächelnd den Daumen und die beiden Vorderfinger aneinander — «für heute abend?» Es hatte ihm schon die ganze Zeit über zu schaffen gemacht, ob sein Verhalten beim Streit Etiennes mit Sommer richtig gewesen war. Ein Arbeiter schließlich: man fiel ihm in den Rücken, nachdem man ihn sonst in allem, was seine Rechte betraf den Rücken gesteißt hatte. Das mußte verwirren, man konnte nicht erst auseinander polken, daß es in der herrschenden Ordnung nun einmal so Recht war. Barnabas gab sich über die Antwort, die er erhalten würde, kaum einer Täuschung hin, dennoch, man mußte es versuchen, war es auch nur, um dem „Eigentümer“ zu zeigen, daß er nicht immer einfach so machen konnte.

Sommer begriff zuerst nicht. «Wieso für heute abend? — Ach so! Reden Sie keine Dummheiten!» Ärgerlich stand er auf: «Ich bin kein Leuteschinder, es ist meine Sache, wie ich es gutzumachen gedenke.»

«Ja, immer Ihre Sache!» Barnabas brummte: «Man darf danach fragen, meine ich. Man hat es nicht vorher verlangt!»

Sommer bezwang sich. Er gab sich Mühe, gerecht zu sein. Schon wahr: Der Mann war anspruchslos mit hinausgegangen, er hatte sich gegen Etienne auf seine Seite gestellt, auch schwang in seiner Stimme etwas gutmütig Knurrendes. Sie sind es nicht anders gewohnt in der Fabrik, was war da eben alles an Landverwurzelung und Landentfremdung durcheinander gegangen!

«Gut, gut. — Sie könnten allmählich kommen von mir aus.» Sommer ging ein paar Schritte, er war wirklich etwas ungeduldig geworden, schade dieses Gespräch, ein Mißton trotz allem in dem stillen Einklang ringsum, den man so gut einmal brauchen konnte.

Er schlenderte langsam den Hang hinan, stand, sah sich um. Wieder umging ihn der Zauber der Nacht. Unabsehbar, fern im Silberdunst des Mondes vergehend, breitete sich die Ebene mit der flach schlagenden Dünung ihrer Geländewellen, der fruchtbaren Ode der Stoppelfelder, dem spärlichen Baumwuchs hier und dort,

den dicht verstreuten dunkelen Massiven der Dörfer, die hinter den hoch herumgehenden Bäumen wie hinter Wällen verborgen lagen. Seine Heimat, Heimat eines halben Menschenlebens, wie vertraut war ihm diese einförmige, in ihrer Einförmigkeit aus Erde, Mensch und Himmel große Landschaft geworden! Ein seltsamer Laut kam durch die Nacht, hackend und zugleich von dem rhythmischen Gleichmaß einer Maschine im Gang, Sommer hatte ihn unterbewußt schon eine ganze Weile vernommen.

Das war — das kam doch nicht von Ferme de la Haye? Er lauschte. Links seitlich von Hébuterne herüber. . . auf der Straße. . . Geklapper — Sommer hatte sich jählings zu Boden geworfen, das Ohr an der Erde — Geklapper. . . vielfach verstärkt. . . Getrabe von Pferden! Er stand auf, starrte in die Richtung, aus der es, jetzt wieder leiser, herüberkam — etwas löste sich drüben, in den gleichbleibenden mahlenden Rhythmus ein anderer, schneller und stoßender. . . er wurde lauter — rasch — schon unterschied man den einzelnen Hufschlag in den Wechselschall der andern gemischt. — Da! Auf der Höhe erschien es einen Augenblick, schattenhaft vorüberjagend, verschwand jenseits der Straße hinab in der Richtung des Dorfes.

Sommer stieg den Hang hinunter, er wusste nicht, was ihn nach vorne zog: die Furcht, dort oben gesehen zu werden, die unheimlich anziehende Gewalt der Gefahr? Unten in der Senke blieb er stehen, ein Herz schlug in einzelnen, scharf abgesetzten Schlägen — was wollte er, was wollte er — Ahh —

Der Haupttrupp war herangekommen, Stimmengewirr mischte sich in den Hufschlag der Rosse — jetzt — unmittelbar gegenüber, durch Büsche und Hang den Blicken entzogen — Kommandorufe deutlich erkennbar — die Abteilung hielt, schloss auf —

Sommer erschrak, er taumelte fast: Barnabas hatte sich ihm von rückwärts genähert. «Habe ich Sie erschreckt?» Entschuldigend legte er ihm die Hand auf die Schulter.

Drüben in Saily war es lebendig geworden — ein vager Laut, wie von fernen Rufen, vom Dorfe her trabte ein einzelner Reiter die Straße herauf.

Barnabas schwenkte den Kopf, sein Gesicht war bleich im Mond, um die Lippen spielte ein Ausdruck von Spott und verzweifeltem Hohn. «Die Kirmes fängt an. Gute Nacht, denn auch! — Ssst! Kommen Sie!» Er faßte Sommer beim Arm. «Wir müssen den Unsern entgehen.»

Dritter Teil

Erstes Kapitel

1

Sommer traf Bary nicht zu Hause an: Er war zu den Sauvets gegangen. Er saß an seinem gewohnten Fensterplatz und spielte mit Alphége Massilly eine Partie Bésigue, als Sommer hereintrat. Ca-bochette sah zu und wartete, daß die Reihe an ihn kam.

Madame Tapin, die sich neben Madame Sauvet an dem runden Tisch beim Kamin aufgebaut hatte, verstummte. Sie hatte eben zum soundsovielten Male die Geschichte von den zwanzig Rollen Klosettpapier erzählt — waren Säcke voll echt picardischer Witze darüber gemacht worden! —: Vierzigtausend Kilo Fleischkonserven, fünftausend Kilo Kekes, zehntausend Zigaretten, die die Deutschen in Amiens verlangt hatten, aber nur zwanzig Rollen „hygienisches“ Papier und nicht eine einzige mehr! «Das macht ihnen nichts aus, der Dreck am Hintern, wenn sie nur das Maul voll haben.» Madame Sauvet hatte gutmütig abwesend gelächelt, von den Kartenspielern hörte keiner mehr herüber, selbst Brebis hinter dem Schanktisch fuhr ruhig fort, die Gläser zu putzen. Madame Tapin hatte es mit Wehmut bemerkt. Sie war zufällig gerade drüben in Amiens gewesen, als die Deutschen einmarschierten, sie hatte die Gelegenheit mit unbedenklicher Neugier wahrgenommen. Durch sie erfuhr Bayencourt früher als alle anderen und mit allen haarsträubenden und erhebenden Einzelheiten die Vorgänge, die sich in den schicksalsschweren Tagen abgespielt hatten: der endlose Durchmarsch der grauen Kolonnen, die Schreckensfahrt der dreizehn Geiseln nach Estrée, wo man sie, um eines reinen Mißverständnisses willen hieß es, mit dem Tode bedroht hatte; die Waffenablieferung auf dem Rathaus, wobei ängstliche Dienstmädchen mit alten Musketen, Indianerpfeilen, japanischen Säbeln, ja sogar mit Kinderpistolen angekommen waren; die ungeheuerliche Requisitionsforderung dieses «Monsieur Herr Stockaus», des deutschen Kommandanten, schließlich, den Madame Tapin aus nächster Nähe «von mir bis zu Ihnen» gesehen hatte, «ah, etwas Abscheuliches von Kopf, kahl rasiert wie ein Chinese, Ihr hättet Boule damit spielen können». Tagelang hatte man sie von Haus zu Haus gereicht, jeder wollte es noch einmal persönlich von ihr hören, wie manches Pfund Butter, Apfel, Eier und Speck waren in die große Wachstuchtasche, die sie umsichtig mitbrachte, gewandert, hier an diesem Tisch hatte ihr Glas nicht einen Augenblick leer

gestanden. . . Was will man machen, alles hat ein Ende, der deutsche Vormarsch wie die eigene große Zeit, wo man beim Ausbleiben aller gedruckten Nachrichten, die einzige, wandelnde Zeitung war!

Bary schob überrascht die Brille auf die Stirn. Sommer war seit längerer Zeit nicht mehr unten im Dorf gewesen, auch bei der letzten Gemeinderatssitzung hatte er sich entschuldigen lassen. «Bary! — Ich traf Sie nicht zu Hause. Hätten Sie wohl eine Viertelstunde Zeit, um etwas zu besprechen?»

«Aber gewiß, Herr Sommèr. — Setzen Sie sich doch!» Cabochette und Massily, die schweigend begrüßt hatten, rückten beiseite. «Das heißt. . . Wir sind gleich fertig. Sechzig! Hast du? Hilft dir nichts, mein Lieber — —! Ich wollte sowieso bald nach Hause gehen. — Einen Augenblick!»

Bary und Alphège spielten die Partie zu Ende, die Handrücken knallten auf den Tisch. Madame Tapin flüsterte Mutter Sauvet hinter Sommers Rücken etwas zu, sie erhielt ein ärgerliches Stirnrunzeln zur Antwort. «Marie, hast du Monsieur gefragt, ob es was sein soll?» Madame Sauvet erhob sich: «Ich muß etwas tun, auf Wiedersehen denn auch.» Sie verabschiedete sich von Madame Tapin, die steifnackig sitzenblieb. Cabochette verfolgte das Endspiel der beiden andern mit verdoppeltem Anteil, er griff nach seinem Glase, Sommer nickte ihm zu, als ihre Blicke sich dabei trafen: «Geht's?»

«Tchch pff. . . » Cabochette wischte sich den Schnurrbart. «Ah — es muß. — Nicht schlecht. — Ja, es geht. — — Du hättest Atout Sieben spielen müssen», er tippte Massily in die Karten. — «Und bei Ihnen?»

«Ebenso. Das ist unerwartet, diese warmen Tage, man könnte meinen im Juni.»

«Es wird etwas geben, ich spüre es im Kreuz. — Na endlich!» Cabochette schob sich an Barys Platz, offenbar froh, von dem Gespräch los und an seine Karten zu kommen, er brummte nur eine nachlässige Erwiderung, als Sommer und Bary grüßend die Stube verließen.

Sommer ärgerte sich nachträglich. «Stoffel! Hat ihm Marie Antoinette wieder einmal die Haare gekämmt?» Es war bekannt, daß Cabochettes Frau mit dem königlich hochklingenden Namen leicht zu sehr unköniglichen Handgreiflichkeiten überging.

«Weiß nicht.» Bary zuckte die Achseln. «Also denn, gehen wir zu mir?»

«Vielleicht machen wir lieber ein paar Schritte. Man wird nicht mehr viel solche Tage haben. Außerdem muß ich dann wahrschein-

lich noch weiter.»

Bary war einverstanden. Sie schlugen den Weg ein, der zwischen Gärten und Hang an der südlichen Seite des Dorfes entlangführte. Es war in der Tat ein Tag von unwahrscheinlicher, fast tückischer Süße. Die Hecken und Büsche im Vorblick des gewundenen Pfads leuchteten in der Nachmittagssonne wie käfergrünes Gold. Aus den Gärten zur Seite glühte die satte Farbigkeit des beginnenden Herbstes, im Grundklang von Rot, schwertragender Dahlien, noch blühendem Mohns, der Äpfel in den Bäumen, durch deren Zweige die weißgekalkten Gebäude selig eingekuschelt herüberglänzten. Sommer vergaß fast, weswegen er gekommen war, wie ein Rausch war es ihm schon den ganzen Herweg über gewesen, er liebte den Herbst vor allen andern Jahreszeiten, so klar und leicht in seiner Überfülle aus Farbe und Licht —

«Ja also:» Sommer hatte die Absicht, mit Mademoiselle Blaire ein paar ernste Worte zu sprechen. Die kleine Bande preßte seit einiger Zeit Lucien bei ihren Kriegsspielen regelmäßig zum Führer der deutschen Partei, nein, kein Zufall: sie hatten es ausdrücklich damit begründet, daß es so „echter“ sei. Auch Yvonne wurde als Samariterin ganz selbstverständlich den deutschen Truppen zugeteilt, es machte ihr in ihrer Unschuld nicht so viel aus, zumal sie dabei von den auch von Tag zu Tag echter werdenden Keilen verschont blieb, die die unterlegene deutsche Armee wie billig zu beziehen hatte, aber Lucien begann ernsthaft, und nicht nur in seiner ehrliebenden kleinen Seele, darunter zu leiden.

«Ich würde es selbstverständlich nicht so wichtig nehmen, ein richtiger Kindereinfluss, das mit der Echtheit, nicht wahr?» — Es schien auch, als ob Mademoiselle Blaire nichts davon wußte. Schlimm genug allerdings, wenn dergleichen tagtäglich und fast unter ihren Fenstern geschah.

Bary schüttelte sichtlich bekümmert den Kopf, er und Lucien hatten von jeher eine besondere Vorliebe für einander gehabt. «Der arme kleine Kerl! Ja, es ist eine grausame kleine Gesellschaft, diese Kinder. — Ach, gehen Sie mir, die Erwachsenen sind nicht besser.»

Er suchte Sommers Blick, er konnte nicht verbergen, daß er etwas erwartete, ein Aufmerken, eine Frage. Sommer stellte sie nicht, er riß einen Zweig von der Hecke zur Seite und warf ihn im Weitergehen achtlos wieder hin. Hm. Natürlich. Die Erwachsenen. Wie albern von ihm, zu sagen, daß Marie Antoinette ihrem Manne wohl die Haare gekämmt habe, es stimmte auch nicht, daß dies Gespräch nur Lucien galt, er hätte sonst ebensogut gleich zu

Mademoiselle Blaire gehen können —

«Es war also richtig, daß ich nicht zur letzten Gemeinderatssitzung gekommen bin? Man macht mich wohl für die Greuelthaten verantwortlich, die die Deutschen verübt haben, he, oder was?» —

Der Sieg an der Marne hatte Sommer noch einmal besinnungslos einbezogen. War es ein Jubel und ein Rausch gewesen, als die Deutschen im letzten Augenblick in ihrem Siegeslauf gehemmt unmittelbar vor den Toren von Paris zurückströmten, das Land hier bis weit herüber nach Süden wieder frei vom Feinde lag, gerettet fürs erste, vielleicht für immer! Bis, fast gleichzeitig, die ersten Schreckensnachrichten aus den von den Deutschen beim Vormarsch durchzogenen Gebieten eintrafen.

Es war nichts Neues, was man erfuhr, man hatte es schon vorher in den Zeitungen gelesen, jetzt aber schien es durch Augenzeugen, aus Amiens, aus den südlich gelegenen Dörfern erst leibhaftig Gestalt anzunehmen. Sommer hatte es stumm ohne Gegenrede, ja ohne Erklärungsversuch vor sich selbst, hingenommen, obwohl sogar in diesen von Panik und Haß überhitzten Schilderungen Umstände sich abzeichneten, die die Vorgänge kaum so eindeutig, die immer schuldlosen Opfer keineswegs immer so unschuldig erscheinen ließen. Es hätte ihn nur wieder neu verwirrt.

Er begriff auch, daß durch jene Schilderungen, in denen Sprache und Auftreten der fremden Eindringlinge sinnfällig nachgeahmt wurden, den einfachen Gemütern im Dorf seine deutsche Abstammung gegenständlicher zum Bewußtsein kommen mußte: Ähnlich wie mit Cabochette war es seither schon mit manchem gewesen, ein unsicheres Wegsehen, ein verschlossener Abstand — nun, auch das würde sich mit der weichenden Gefahr wieder geben, man hielt sich zurück, wenn es nicht wie im Falle Luciens über das Erträgliche hinausging.

Bary seufzte: «Was wollen Sie! Alles ändert sich mit den Zeiten — es hat keinen Zweck, daß wir uns Flausen vormachen, nicht wahr?» Es war ihm lieb, daß Sommer ihm Gelegenheit gab, zu sagen, was er auf dem Herzen hatte. «Man muß sie verstehen, nicht wahr? Das ist und bleibt, was wir damals miteinander besprochen haben, aber — Ein Krieg, man kann sagen, was man will, das ist etwas Großes, wenn er zwischen zivilisierten Völkern geführt wird. Nein, nein, nein, das sind keine Menschen, wenigstens nicht, was wir unter Menschen verstehen — Müssen Sie froh sein, daß Sie mit diesen Leuten, ah ja, mit diesen Mördern, nichts mehr zu tun haben — Sie haben doch nichts mehr mit ihnen zu tun, nicht wahr? Ich meine, Sie sind doch nur Franzose und nichts anderes, nicht

wahr?»

Sommer blieb stehen. «Was heißt das?»

«Weiß ich! Ein Gesetz, scheint's, das sie da drüben gemacht haben. Es soll im Journal des Débats gestanden haben, etwas wie, daß ein im Ausland naturalisierter Deutscher immer auch deutsch bleibe. . . Ach, dummes Geschwätz, reden wir gar nicht erst darüber!»

«Warum nicht?» Sommer blieb ruhig. «Ich weiß davon nichts. Ich bin nicht verantwortlich für die Gesetze, die sie da drüben machen. Ich habe mich naturalisieren lassen, einmal und endgültig, das ist klar, nicht wahr?»

«Sehen Sie, sehen Sie! Ach, das ist ausgezeichnet, daß Sie es so nehmen, ich habe es den Leuten gleich gesagt. Das ist sofort bei der Hand, die Dinge — Nun, man muß sagen, es ist verständlich nach allem, was man gehört hat — — ah ja, sie haben es wundervoll vorbereitet, diese Boches: Spione wie Heuschrecken, und das Leute, die seit Jahren hier in der Gegend gelebt haben! Haben Sie es nicht gelesen: Auf Soubise-Ferme, wo sie den deutschen Verwalter hatten, erscheint so ein Kerl und fragt: 'Wo ist die Stute Ihres Sohnes, die mit den weißen Füßen?' Kommt herein und sagt einfach: 'Die Stute Ihres Sohnes mit den weißen Füßen!' Kein Wunder, wenn sie schließlich auch die harmlosesten Dinge aufbauen, nicht wahr?»

«In der Tat», Sommer lächelte. «Und was habe ich im Auftrag des Berliner Generalstabs angestellt? Ein deutsches Armeekorps im Keller versteckt gehalten? Da ist doch etwas, wie?» «Vorzüglich!» Bary lachte vergnügt. «Ein Armeekorps im Keller! Ihr Generalstab drüben würde es tun, wenn es ginge, verlassen Sie sich darauf! — Aber nein! Nur: Einer Von Ihren Leuten muß da dummes Zeug geschwätzt haben, ich wollte es Ihnen sowieso bei Gelegenheit sagen, damit Sie sich vorsehen, das ist nicht angenehm, unsichere Kameraden im Hause, nicht wahr? Es scheint, Sie sind mit Barnabas ganz in der Nähe gewesen, als die Ulanen — Herrgott, haben wir hier ein Glück gehabt! — drüben nach Saily herunterzogen?»

«Wieso scheint? Ich habe es — und am nächsten Tag — allen erzählt, die es hören wollten.»

«Natürlich, natürlich. Man vergißt das ganz, es ist soviel gewesen. . . Diese Idioten! Bin ich dumm, daß ich ihnen nicht gleich das Maul damit zugedeckelt habe! Genug jetzt. — Ja, was Lucien angeht —»

«Halt mal, mein Lieber, Sie werden jetzt noch so freundlich sein, mir zu erzählen, was diese Idioten Idiotisches geredet haben, wenn

Sie mir nicht lieber die Namen nennen wollen, damit ich mich selbst bei ihnen erkundige.»

«Aber nein, aber nein —!» Bary war unglücklich über die Wendung, die das so leicht verlaufende heikle Gespräch zu nehmen begann — «Leute, die gar nicht in Betracht kommen, es muß, wie gesagt, von oben bei Ihnen ausgegangen sein. . . daß Sie die andern alle ohne Grund nach Hause geschickt und — das ist kein vertrauenerweckender Typ, dieser Barnabas, nicht wahr? Vielleicht hat er selbst — Sie sollten ihn so bald wie möglich entlassen, wenn Sie ihn nicht mehr brauchen, scheint mir.»

«Und?»

«Und? — Aber nichts. — Wenn ich es Ihnen sage! — Also, wie ist das mit Lucien? Soll ich vielleicht mit Mademoiselle Blaire reden?»

«Sehr lieb von Ihnen, Bary. Nein, ich tue es lieber selbst.» Sommers Worte hatten plötzlich barsch geklungen, Bary empfand es unbehaglich, wieso denn auf einmal? Ah, das war alles keine angenehme Geschichte, nein, wirklich nicht.

Sie waren bei Barys Garten angekommen. Die reich tragenden Äste des Apfelbaumes, unter denen damals der kleine Tisch gestanden hatte, ragten über den Weg. — Jean Verbuekens Schupentür — wie weit lag das zurück. Wochen? Monate?

«Also denn — und vielen Dank auch, Bary. Es ist immer am besten, wenn man weiß, woran man ist.»

«Nicht wahr?» Bary atmete erleichtert auf. «Das ist es, warum ich mit Ihnen geredet habe: Die Wahrheit! Ah, es gibt nichts Besseres als sie! Und wenn Sie mit Mademoiselle Blaire reden — ach was, sie ist am Ende ein braves Frauenzimmer, und mit Herz, ja vor allem mit Herz.»

«Nur, daß es mit dem Herzen manchmal nicht getan ist, mein Lieber. Auf Wiedersehen denn.»

Sommer ging weiter, den Weg herunter. Bary sah ihm nachdenklich nach. Hatte er vielleicht etwas nicht richtig gemacht? «He, Herr Sommèr!»

Sommer wandte sich um, Bary legte die Hände an den Mund: «Nicht wahr? Sie denken, daß das alles Dummheiten sind?» Sommer winkte beschwichtigend ab. Bary klinkte das Türchen zu seinem Garten auf, es war ihm verdrossen und ungemütlich zumute, er murmelte: «Ah, welche Schweinerei doch zuletzt, dieser Krieg.»

«Herein! Ah — Monsieur...» Mademoiselle Blaire bekam gerade noch das dicke Buch zu fassen, das ihr in der ersten Überraschung von den Knien gegliitten war. Sie hatte versunken darin gelesen „Grundformen und Variationen der Napoleonischen Kriegführung“: daß sie jetzt erst dahinterkam! Bisher war der große Mensch im allgemeinen der Gegenstand ihrer ekstatischen Verehrung gewesen, jetzt warf der Krieg alles Licht auf den Feldherrn, die Klasse hatte es auszubaden, sie würde morgen einen stundenlangen Vortrag über das Umgehungsmanöver bei Ulm zu hören bekommen.

«Nehmen Sie Platz, Monsieur. — Eine Sekunde!» Nicht ohne Mühe verstaute sie das Werk auf dem kleinen, so schon unter seiner Last von Büchern und Heften ächzenden Rokokosekretär. Ein Augenblick der Fassung und der Besinnung zugleich: Was bedeutete dieser Besuch, der erste seit langen Jahren, vielleicht seit einem Jahrzehnt?

Sommer hatte sich auf einem der goldenen, kaum für Männerbacken berechneten Zierstühlchen niedergelassen, sein Blick ging gedankenlos über die seltsam auseinanderstrebende und doch wieder zusammengehaltene Einrichtung des kleinen Raumes: die Bewohnerin gleichsam ins Möbelhafte übersetzt. Über dem mageren Untergestell aus Tischchen und Stühlchen die ernste Wucht antiker und historischer Darstellungen an den Wänden, römische Veduten, Porträts Napoleons in jedem Alter und in jeder Lebenslage, ein großer ungewöhnlich guter Stich „Tod Arnold von Winkelrieds“, der im Gegensatz der buntscheckig bewaffneten, mit freiem Antlitz schreitenden Schweizer und der starren Front des in seine Rüstungen verummten Söldnerheeres eindrucksvoll die Gewalt freiheitlicher Hingabe versinnbildlichte. Grotesk, fast unanständig in der Wirkung, ragte auf einem Sockel Mademoiselle Blaires viel beredetes Glanz- und Paradestück: ein antiker Torso, den sie sich von einer römischen Reise, dem Höhepunkt ihres Lebens, mitgebracht hatte, schönster parischer Marmor, nur erschwinglich für Mademoiselle Blaires schmale Börse, weil es nicht jedermanns Geschmack war, sich ein — Beinpaar hinzustellen, dessen Fortsatz ein paar Finger über dem Nabel ein klägliches Ende fand.

Mademoiselle Blaire saß Sommer gegenüber, ihr großer Kopf — «sie hat einen Kopf wie ein Pferd» pflegte Marie Louise zu sagen — stand auf dem klassischen Hintergrund wie das Bild eines Feldherrn vor dem Panorama seiner Schlachten. «Was gibt es, Mon-

sieur? Ich nehme an, es ist ein bestimmter Grund, der Sie hierher führt?»

Der Ton angreiferischer Ironie entging Sommer nicht. Sieh an: verletzte Eitelkeit, durch Jahre hindurch gehegt, weil man sich der tödlichen Langeweile in Mademoiselles Antikenkabinett zu offensichtlich entzogen hatte, auch das hielt jetzt seine Stunde für gekommen, mit angemerkt zu werden, er war nicht in der Stimmung, darauf Rücksicht zu nehmen.

«In der Tat, Mademoiselle, es handelt sich um Lucien.» Mademoiselle Blaire horchte verwundert auf, sie hatte etwas anderes vermutet. «Aber er ist ganz so, wie er sein soll, der Kleine! Ich habe nicht das Geringste über ihn zu klagen.»

«Ah — das freut mich. Um so mehr Verständnis werden Sie für ihn aufbringen. Es handelt sich darum, daß *er* zu klagen hat, wie es scheint.»

«Über mich?»

«Nein. Das möchte ich nicht annehmen. Ich sehe auch ein, daß es jetzt besonders schwierig ist, die kleine Gesellschaft in Ordnung zu halten. Kurzum. . . » Sommer schilderte in ein paar geraden, ruhigen Worten die Vorgänge, er betonte, daß gerade Luciens empfindliches Ehrgefühl diese Art Achtung, wie es auf ihn wirken müsse, ganz besonders schmerzlich empfinde.

«Auch sein bei aller Kraft und Gesundheit zarter Körper ist nicht gemacht, tagtäglich von gröberem Bauernfäusten abgetrommelt zu werden, das allein müßte ein Anlaß für Sie sein, einzuschreiten.»

Sommer hätte sehen können, daß es dieser abschließenden Aufforderung nicht bedurfte: Mademoiselle Blaire war seinem Bericht mit deutlichen Zeichen der Überraschung und Mißbilligung gefolgt. «Aber das ist doch selbstverständlich! Man kann seine Augen nicht überall haben. Man sieht, sie spielen und schlagen sich, das ist, besonders heute, ganz in der Ordnung, nicht wahr? Es härtet sie ab, sie werden einmal ganz anderes aushalten, die kleinen Spartaner — Ah das! Warum hat er mir denn nicht einmal etwas gesagt? Ich hatte gedacht» — Mademoiselle Blaires Stimme klang aufrichtig betrübt — «daß er mehr Vertrauen zu mir haben würde.»

Sommer schwieg verblüfft. Hatte er wieder einmal alles falsch gesehen? Er fand nicht die rechten Worte: «Ja, dann. Ich dachte. . . »

«Doch nicht etwa, daß ich das billigen würde? Man darf es den Kindern nicht übelnehmen, es ist nicht ganz einfach für sie, wie Sie zugeben müssen. Es sollte 'echt' sein, sagten Sie nicht so? Ah, das ist es ja, daß hinter ihrem Spiel etwas Größeres steht: das Va-

terland, Frankreich! Sie wissen es nicht besser, als daß es Franzosen sein müssen, die das französische Vaterland verteidigen. — Und wenn da nun einmal eine deutsche Armee nötig ist, die sie bekämpfen —» «Eine —?»

«Mißverstehen Sie mich nicht, Monsieur. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich es mißbillige. Das ist französisches Blut, Lucien, man braucht ihm nur in die Augen zu sehen. Und sein Ehrgefühl — ah nein, ich werde das nicht dulden, verlassen Sie sich darauf! — Es fragt sich nur, wie man es den Kindern klarmacht.»

«Ich wüßte nicht, was es da klarzumachen gibt, Mademoiselle.» Sommers Stimme klang erregt, obwohl er ruhig zu bleiben versuchte. «Sie haben nur dafür zu sorgen, daß Lucien, wie jeder beliebige andere, als Kamerad unter ihnen behandelt wird. Klar oder nicht — Sie haben den Sohn französischer Bürger vor sich, Mademoiselle!»

Mademoiselle Blaire zog die Augenbrauen hoch, es konnte ein Lächeln, es konnte Überlegenheit oder Mißachtung sein.

«Sie werden mir keine Vorhaltungen machen wollen, was ich für meine Pflicht zu halten habe. Für mich gibt es da nur eine Richtschnur, Monsieur.»

«Und die ist?»

Mademoiselle schlug ihre großen Augen auf, seine fanatische Sicherheit stand darin: «Die Wahrheit, Monsieur!»

Sommer stand auf, er drehte den Stuhl von sich weg, daß fast eines der zierlichen Beine in Gefahr geriet. Mademoiselle Blaire neigte sich vor, als ob keine andere Sorge als die um dieses goldene Stuhlbeinchen sie bewege. Sommer fühlte sich davon beirrt, vorsichtig setzte er den Stuhl wieder hin und ließ sich von neuem darauf nieder. — «Es gibt verschiedene 'Wahrheiten', Mademoiselle —»

Sie unterbrach ihn. «Ah, nein! Es gibt nur die eine und unteilbare, Monsieur, wie es nur ein einziges, unteilbares Frankreich gibt! Ich habe nicht die Absicht, Sie zu kränken. — Was heißt da 'kränken', man ist, was man ist. Sie sind ein Deutscher —»

«Das ist — Mademoiselle, ich verbitte mir —!»

«Sind Sie es etwa nicht? Ah, mißverstehen Sie mich nicht ein zweites Mal!» Mademoiselle Blaire streckte abwehrend die Hände vor. «Ich sage nicht, daß Sie unserm Lande nicht das Beste wünschen, Sie haben manche Dankespflicht dagegen, nicht wahr? Ihr schöner Hof, Madame Sommer, und die Kinder, nur —»

«Nur?»

«Ich bin Erzieherin, Sie verstehen, was das heißt, Monsieur.» Ih-

re Schultern bogen sich noch ein paar Zentimeter weiter zurück, man spürte, wie tief sie von der Verantwortung durchdrungen war, die ein so hoher Beruf ihr auferlegte.

«Glauben Sie, daß es richtig oder auch nur möglich ist, den Kindern etwas anderes zu sagen, als sie selbst empfinden? Sie buchstabieren in den Zeitungen, sie hören ihre Eltern zu Hause — Ich meine, daß das auch für Sie nur das Beste sein kann: Die Wahrheit.»

«Sie wollen also meinen Kindern sagen ——»

«Aber nein, Monsieur! Ich werde mich hüten, diese kleinen Seelen noch mehr zu verwirren. Im Gegenteil! Ja, wenn es Erwachsene wären —» sie brach ab, ein mißtrauisch forschender Blick Sommers hatte sie getroffen.

«Schön. Ich werde mir die Rädelsführer — ich kann mir schon denken, wer es ist — vornehmen und ihnen. . . Aber das überlassen Sie vielleicht mir, Monsieur. Ich verspreche Ihnen, daß Lucien nichts mehr zu spüren haben wird, was seinem patriotischen Ehrgefühl zu nahe tritt. — Das arme kleine Stück —— ein vages Lächeln glitt über Mademoiselle Blaires Gesicht — «er ist einer von den Besten, Sie können stolz auf ihn sein, Monsieur.»

Sommer fühlte sich entwaffnet. «Ich danke Ihnen. Und — verzeihen Sie ——»

«Aber, was gibt es da zu verzeihen? Man muß einander verstehen, nicht wahr?» Sie stand auf, neigte den Kopf, während sie mit beiden Händen die Bluse auf ihren kaum angedeuteten Hüften zu rechtschob.

Es war wohl nur auf diese Bewegung zurückzuführen, daß sie es unterließ, Sommer zum Abschied die Hand zu reichen.

3

Ein Mann geht die Straße nach Rossignol-Ferme hinauf. Er sieht aus wie jeder in der Gegend. Kräftig, behäbig, vielleicht ein wenig gepflegter in der Kleidung, ja und sorgfältig rasiert, der dunkle herunterhängende Schnurrbart gebürstet, das an einem gewöhnlichen Wochentag! Er wird Besitzer eines der größeren Höfe sein, die zwischen dem dichten Netz der Dörfer verstreut liegen. Niemandem fällt es auf, daß er hier geht, er hat einen Gang zu tun, mag sein, nach Coigneux hinüber, er will vielleicht ein paar Zuchtschweine kaufen. Ganz ausgeschlossen, daß er etwa spazieren geht, es ist lächerlich zu denken, daß jemand hier um diese Nachmittagsstunde spazieren ginge. Er sieht ernst, sogar ein we-

nig düster aus — nun, man hat in dieser Zeit seine doppelten Sorgen, vielleicht denkt er gerade an einen Sohn, der drüben vor dem Feind steht —

Gefehlt! In fast allem gefehlt! Das Aussehen dieses Mannes trägt: Er ist keineswegs so wie jeder andere in der Gegend, es gibt da gewisse unsichtbare Dinge, die ihn von jedem unterscheiden, er hat das nicht geglaubt, aber man ist seit Wochen dabei, es ihm nachdrücklich klarzumachen. Auch geht er in der Tat, so ungewöhnlich es klingt, spazieren, wenn man von dem Wort den Klang eines erholsamen Dahinschlenderns abziehen will, und worüber er so düster nachdenkt — ach nein, es sind keine „doppelten Sorgen“, requiriertes Zuchtvieh oder der Mangel an Händen bei der Rübenerte, ja, nicht einmal der Sohn an der Front, es ist ein sehr abwegiger, man könnte sagen abstrakter Gegenstand: es ist — die Wahrheit.

Sommer hatte den Weg nach Coigneux fast ohne es zu wissen eingeschlagen, ja, nicht einmal mit der Absicht, auf einem Gang, gleichgültig wohin, mit den Erschütterungen dieser Stunde ins reine zu kommen. Seine Gedanken trieben ihn, sie setzten seine Füße mechanisch in Bewegung, so daß sie die bequemste Richtung, abwärts zum Dorfe hinaus, nahmen.

Erst als der Weg zu steigen begann, blieb er stehen, nahm den Hut ab und wischte sich die Stirne: Gut, gut — gehen wir, die Welt ist endlos, irgendeinmal tragen dich deine Füße wieder zurück. . . Die steigende Straße regelte seinen Gang, der ruhige Takt befreite — wozu? . . . Ein Deutscher. Nun ja, was war da neu? Aber vielleicht war es alt, alt — sie hielten ihn für einen Lumpen, Lumpen, die sie selbst waren, sie trauten ihm zu, was sie keinem unter ihnen zutrauten, den lächerlichsten Verrat. Die schulmeisterliche Ziege mit dem Kopf eines Pferdes saß vor ihrem antiken Gebilde und orakelte in hochtrabenden Worten über die „Wahrheit“, halt mal, hatte Bary nicht auch etwas gesagt von der „Wahrheit“, die „das Beste war“? Gleich der eine wie die andere, ein rollendes Wort und sie sind geliefert — die Wahrheit: daß deine Kinder nicht deine Kinder sind, sondern „französisches Blut“, die Wahrheit, daß ein Nichts, wie dieser Krieg genügt, einem Ehrenmann die Handlungsweise des letzten Schuftes zuzutrauen.

Sommer stutzte. Ein Gedanke, den er bisher noch nie gedacht hatte, brach in ihm durch. Waren die denn so sicher „Schufte“, die Leute, die da irgendwo in Frankreich Verrat geübt haben sollten? Doch, ja: wenigstens, soweit sie das französische Bürgerrecht erworben hatten, ein Willensakt, den sie tun oder unterlassen konn-

ten, aber der sie für die Zukunft dem Lande unwiderruflich verpflichtete. . . Wirklich? Wenn sie es nun schon mit dem Gedanken taten, einmal ihrem Ursprungsland damit zu dienen, die Gefahr der Unehre, eines ehrlosen Todes, auf sich nahmen um einer höheren Ehre willen — was hatte Bary da von einem Gesetz geredet, daß auch naturalisierte Deutsche Deutsche bleiben konnten? . . . Oder, wenn es im Augenblick der Entscheidung übermächtig über sie hereinbrach? Nicht alle waren wie er. . . Nein! Nein! Nein! Weg mit diesen Gedanken, man versinkt darin; die niederen Dämonen, die jetzt überall ihr Wesen trieben, bliesen sie einem ein — es gab nur eine Wahrheit, die eine und unteilbare!

— Nicht alle waren wie er. . . Georg — wie mochte ihm zumute sein? Daß er die ganze Zeit über nicht einmal an ihn gedacht hatte! Ach ja, so vergeht, was einmal dazu gehörte, wie das Mittag- und Abendessen, das Mittag- und Abendessen in einem billigen Boulevardrestaurant mit den Gesichtern der Freunde darüber, Julius, Georg, Rodolfo, „die siamesischen Vierlinge“, das war bei Pagès & Ploquet — heitere, sorglose Zeit! . . . Georg hatte sie zusammengebracht — „die siamesischen Vierlinge“, weil sie aneinander hingen wie in eines zusammengewachsen, nach den Kundenbesuchen am Morgen und Abend, in der Comédie auf dem obersten Rang, bei zäh ausgehandelten Droschkenfahrten ins Bois de Boulogne, oder gar nach St. Cloud hinaus . . . «Alles, was da rennt — für zweieinhalb Prozent — und von nichts was kennt, — das ist ein Agent»: Julius mit seinen ärgerlichen Verschen und Schlagern, über die man doch lachen mußte, wie heute klang es in den Ohren . . . Und dann? Dann fährt einer zurück nach Apulien, der andere heiratet in den Norden, ein paar Schnellzugsstunden von Paris: «Du schickst uns doch ein paar Kilo Mist für unsere Balkonblumen, nicht wahr?» — Aus! — Nein, nicht ganz. Man sieht sich noch ein paarmal, ein Glückwunsch zum Geburtstag, wenn man gerade daran denkt: Georg, der Treueste von allen, mit der bisher nicht ein einziges Mal ausgebliebenen Neujahrskarte und herzlichen Grüßen von Haus zu Haus. . . Ja, er war der treueste, er hielt sich eine deutsche Zeitung, er strahlte, wenn er ein neues deutsches Lokal gefunden hatte, wir mußten mit, ob wir wollten oder nicht, mochte der Fraß noch so schlecht sein, er ließ sich einen ausbündigen Geizkragen schelten, wenn nur die Summe wuchs für die Urlaubsfahrt in das öde ostpreußische Nest. » . . .

Sommer sah auf. Er hatte die Höhe erreicht, er zögerte: Wenn ihn beim Vorübergehen an der Ferme Mercier gerade zu packen kriegte — er bog von der Straße ab, ging über die Wiese, unter den

hier fensterlosen hohen Mauern entlang bis an den Rand des tiefen Einschnitts, an dessen unterem Ende die Authie entsprang.

Rossignol-Ferme, der einzige leise, lächelnd verscheuchte Neid die ganzen Jahre hindurch: mit dem weiten Blick über das Land, den waldhaft bestandenen Hängen des Flußtals, dem Fluß selbst, Wasser, am schwersten vermißt dahinten, wo heute wie immer das dunkle Massiv des Wäldchens sich in die zarte Reihe seiner sieben Pappeln löst —

Sommer hob den Blick. Ein wäßriger Schatten verwischte die klaren Konturen, eine Wolkenwand aus zierlich gegliederten Lämmerwölkchen schob sich in den warmen Septemberhimmel, der Wind hatte gedreht. Westwind, Regenwind, Wind vom Meer. . . Westwind, Regenwind, hier wie dort: So hatte er mit unschuldiger Tücke die zierlichen Lämmerwölkchen emporgeschickt, wenn man als Junge drüben im Bogen der Inde zwischen den Butterblumen lag, sich freute an dem rosig vergehenden Gekräusel, um am andern Morgen im triefenden Regen zur Schule zu traben. Er hat einen hier empfangen als das erste große Vertraute, was tat es, daß er ein wenig mehr aus südlicher Richtung blies! Was tat es, daß die Felder, über die er wehte, hier Frankreich, dort Deutschland hießen: Bauern hier wie dort, blonde und dunkle Köpfe hier wie dort, das gleiche Viereck des Hofes aus Haus, Ställen und Scheunen, ja, das Bier auf dem Tische — flandrisches Bier statt des französischen Weins! — der Kehllaut der Sprache sogar, der ihm das fremde Französisch plötzlich so neu und vertraut gemacht hatte . . . Sommer schloß die Augen, eine zornige Scham stieg in ihm auf. Narr, der er war! Seit Jahren hatte er nicht mehr daran gedacht: die kleinen Zeichen, die einmal so glückverheißend hüben und drüben zu Verbinden schienen, — man war ihnen nachgegangen, man hatte sich seine Gedanken darüber gemacht: das Grenzland drüben, die Ebene am Meer, die weit von Osten hierher herüberreichte, der Völkerweg, den sie bedeutete. . . Unsinn, Unsinn, ein lächerlicher Wahn, gut genug, einem Hans im Glück zu einem bequemen Selbstbetrug zu verhelfen! Es galt nichts, es hatte nie etwas gegolten, es war nicht — die Wahrheit!

Ein Wagen ratterte auf der Straße, Sommer stieg den Hang herunter. . . wohin? Die Quelle brach kräftig neben ihm hervor, er ging den Bach entlang, der hart an der verhältnismäßig steilen Bergwand dahinfließ. Wie lange war er nicht mehr hier gewesen? Zum letzten Male, als er zu Marcel hinüberfuhr. Er fühlte nach dem Brief in seiner Tasche, den er am Morgen bekommen hatte, er spürte einen Drang, ihn hervorzuziehen, er unterließ es mit einem fins-

teren Blick. Genug, genug! Auch was Marcel ihm schrieb, schien kaum geeignet, die Wahrheit, die das Beste war, um eine Tönung freundlicher oder klarer zu machen.

Ein Zaun hemmte den Weiterweg. Sommer besann sich, stieg hinüber. Zu dumm, dieses Hindernis auf Hindernis den Wasserlauf entlang, es hatte ihn schon immer gefuchst. Neben ihm schnellte es hoch, pluntschte mit einem kräftigen Laut zurück, er trat an den Uferrand, ein größerer Fisch — ein Döbel oder ein Rotauge — schoß in die Tiefe des Tümpels, den der Fluß hier in seitlichem Aufprall auf die Böschung gebildet hatte. Ja, das war das Wetter, wo sie bisßen, die schwüle Wärme vor drohendem Regen, überall im Vorblick blitzte es auf, kleines Gezücht zuweist. Vorsichtig ging er weiter, ein Schwarm von Ellritzen zog spielend davon, die silberweißen Bäuchlein, die goldenen Längsstreifen darauf blinkten wie ein funkelndes kleines Feuerwerk.

Sommer sah ihnen selbstvergessen zu, sie waren seine große Liebe von klein auf gewesen, besonders wenn die Laichzeit sie zu buntestem Farbenglanz färbte, es hatte ihm zuerst immer einen Stich in sein junges Herz gegeben, wenn Onkel Bernhard mitleidlos eines der reizenden Tierchen an die Angel hakte, um damit auf Barsche zu fischen, die Räuberlust mußte erst in ihm selbst erwachen, um in ihnen und dem andern Kleinzeug nur die passenden Köder zu sehen für Barsche und Quappen, für Hechte vor allem, Onkel Bernhards eigentlichem Haupt- und Großwild, über dessen Standort und Gewohnheiten er sich in stundenlangen Schilderungen listiger Beschleichung, aufregender Kämpfe durch Schlingpflanzen und Astwerk hindurch ergehen konnte. Sommer lächelte gerührt «der Hech» — er glaubte, die warme, im rheinischen Singsang schwankende Stimme wieder neben sich zu hören: «Jung, wolle mr mal sehn, ob wr heute den Jrossen kriejen? — De Lump hat mr doch neulich die Schnur jlatt durchjebissen.»

Er sah sich, wie sie zusammen von einem Altwasser zum „Hohen Ufer“ hinübergingen, in dem blechernen Behälter mit dem durchlöchernten Deckel schwappte das Wasser, pluntschten die Köderfische. . . Ah ja, Onkel Bernhard und die Inde, die halbe Jugend war das, mehr noch, mehr noch, als er damals ahnen konnte: ein Lebensschicksal, das sich entschied, aus unverwüstlicher Jugendfreude in die bitterste Enttäuschung hinein —

Sommer setzte sich ins Gras, er sah den Fluß hinauf und hinunter, der hier in einem stumpfen Winkel verlief, das Geplätscher des Wassers, das Springen der Fische unter einem milchig vergriessenden Himmel. Seine Gedanken schweiften zurück, weckten Bil-

der und Laute, ungesehen und ungehört seit langer Zeit, kehrten zurück zu dem Mann, der ahnungslos aus reinstem herzlichstem Anteil seinem Leben die Wendung gegeben hatte. Daß er sich an dem aufgeweckten kleinen Neffen freute, daß er, selbst kindlichen Herzens, bei ihren Streif- und Fischzügen kameradschaftlich über alles und jedes mit ihm plauderte — was Wunder, wenn er dabei das lernbegierige Kind zu schade für einen «gewöhnlichen Mistbauern» fand, bei den Eltern, und nicht einmal so mühsam, durchsetzte, daß sie ihn nach Eschweiler auf das Progymnasium schickten. Er konnte nicht wissen, daß von seiten des Vaters ein gutes Stück Bauernschlauheit mitspielte, Verantwortung, die man dem «rieche Kusäng» da« mit aufbürdete, bei der Mutter die heimliche Hoffnung, den höchsten Wunsch ihres Lebens erfüllt, den Sohn einmal als «Jeistlichen Häär» auf der Kanzel zu sehen. Alle hatten sich verrechnet, wie sollten sie auch denken, daß Lernen und Wissen den Jungen nur um so zäher und freudiger in seinem Lebenswunsch verwurzelte, dereinst nicht als «Mistbauer», nein, als Bauer mit weitem Blick auf dem väterlichen Hof zu sitzen, der ihm als dem Ältesten von Rechts wegen zufallen mußte.

Sommer richtete sich auf, er sah ins Wasser, wo auf dem Grunde der dunklen Bäume am Uferrand sein ernstes Gesicht sich ihm entgegenspiegelte. Ein dunkles Weggefühl bohrte ihm im Innern. Wie gestern stand ihm der Tag vor Augen, wo es unfaßbar sicher wurde, daß der Vater durch nichts zu erschüttern oder zu erbitten war, daß er keinen «Mistdokter» wollte, daß auch Onkel Bernhards von Selbstvorwürfen geschürte Beredsamkeit, daß auch kein Zureden der vor der Verzweiflung des Sohnes zum Opfer aller eigenen Wünsche bereiten Mutter nichts auszurichten vermochte, daß er, der Älteste, trotz aller stolz erworbenen Kenntnisse, ja gerade ihretwegen, vor dem mit dem Vater stumpf im Gleis gehenden Bruder zu weichen habe. . .

Ja, das war der Bruch gewesen, ein nie mehr zu verwindender, wie es damals geschienen hatte, und in, der Tat, er verwand ihn nicht: Ein Schatten, ein Endchen, das zu jeder Freude fehlte, hatte es sich seither in ihm verfangen, die Jahre in dem gastlichen Haus am Krugenofen in Aachen, als Onkel Bernhard ihn in seine Naldelfabrik nahm und er Tante Minchen mit ihrer unverwüstlichen rheinischen Lebenskraft alles taten, ihn über die Enttäuschung, deren Tiefe sie sehr wohl fühlten, hinwegzubringen; in Paris dann später, wohin der Onkel ihn, um die Sprache zu lernen, aber auch wohl in kluger Besorgtheit zu einer Art Nachkur geschickt hatte: Neue Menschen und Dinge, gute Freunde — aber die kleine Bal-

konterrasse mit den Blumen, um deretwillen er das Zimmerchen bei Tante Aimée gemietet hatte, sprachen genug — bis dann das Unwahrscheinliche, Unmögliche geschah, Marie Louise erschien

Sommer preßte die Lippen zusammen, seine Gedanken kehrten zu der Unterredung mit Mademoiselle Blaire zurück. Nein, verehrtes Fräulein Lehrer, «Wer nicht alles weiß, weiß nichts», wie Tante Minchen zu sagen pflegte. — Die Wahrheit sieht nicht so einfach aus, wie Sie es sich in Ihrem heroischen Pferdegehirn vorzustellen belieben. Wie hatte er damals aus dem Überschwang der Erfüllung heraus die Heimat drüben zum alten Plunder geworfen, voll Hohn der fremden Erde, die ihm verschwenderisch gab, das Vaterland — Vaterland, der rechte Name, weiß Gott! — das ihm sein Erbe vorenthielt, entgegengestellt, sich verhärtet bis zur Weigerung, den kranken Alten noch einmal zu sehen. Und doch: War es nicht in ihm geblieben als bohrende Bitterkeit, hatte er nicht beim Tode der Mutter drüben in dem kleinen Garten hinter der Scheune gestanden mit dem sich widerstandslos preisgebenden Gefühl, daß diese kleine schlecht gehaltene Klitsche ihm vielmal mehr Heimat war, als hier Ferme de la Haye mit seinen riesigen Stallgebäuden und sechshundert Morgen Äckern und Wiesen? Hatte ihn die Erinnerung an diesen Augenblick, obwohl er ihn sehr deutlich in seinem Zusammenhang mit dem Tod der Mutter, dem letzten Abschied, erkannte, nicht verblissend, aber immer wiederkehrend in ihm gesessen bis zu jener unglücklichen Familienreise, die dann mit ihren gequälten, verstimmtten und verstimmenden Verwandtenbesuchen, Marie Louises höflich lächelnder Fremdheit, der gekränkten oder verwundeten Befremdung der andern, unter alles, was drüben hieß, endgültig den Schlußstrich zog? —

Ach! Laß gehen. Ein übermächtiges Bedürfnis nach Ruhe überkam Sommer mit einem Male, das Blinken und Flimmern der Wellchen, in die er gestarrt hatte, tat seinen Augen weh, er erhob sich und ging ein paar Schritte zurück auf die Wiese, warf sich nieder, lag ausgestreckt, die Augen in den schon graulich bezogenen Himmel gerichtet. Bilder kamen und gingen... Onkel Bernhard, der seine Dohlen fütterte... das «Ätzmännchen»-Kosenamen des Veters — der auf der Geige, von Tante Minchen begleitet, Beethovensche Sonaten, aber ebenso mit Schwung die neuesten Operetten und Couplets spielte... «Blommekühlche», der Freund und Banknachbar auf dem Gymnasium in Eschweiler, mit dem er gemeinsam der blonden Lilli nächtliche Ständchen gebracht hatte, bis sie ebenso gemeinsam dahinterkamen, daß sie die dümmste Gans von

der Welt war... der «Hech», der in den von der Mühlenwehr losgelösten Faschinen stand ... F. Zimmermann, Fischereiartikel... Friedrich-Wilhelm-Straße ... Köln am Rhein —

Sommer schlug die Augen auf, lag eine Weile unbeweglich. Geschlafen, er hatte geschlafen — Ah! Er atmete, sein Puls schlug ruhig, er stand auf, sah sich um. In regloser Stille lag das Tal, innig verschlossen unter der weichen Decke des Wolkenhimmels, der Fluß rauschte, von der Höhe von Couin herunter blökte eine Kuh, bellte ein Hund... Abend, friedlicher Abend... Sommer schritt zum Zaune zurück, überstieg ihn, ging weiter, den Weg auf Coigneux zu. Eine fast feierliche Ruhe war in ihm, als hätten die wenigen Minuten Schlaf den ganzen Unrat dieses Tages von seiner Seele weggespült. Jeder Baum, jeder Stein, der feuchte Teppich der Wiesen — so raumhaft drang es in ihn hinein, erfüllte ihn ganz mit einer seltsam gesteigerten Sinnlichkeit, war es die Witterung zwischen Sommer und Herbst, war es die kühle Kraft der Natur nach dem Sturm der Gedanken? Auf der Höhe blieb er stehen, sah noch einmal zurück: die Hänge, das Tal, der verborgene Fluß auf seinem Grunde, er konnte sich nicht davon losreißen.

Die wuchtige Blausteinplatte stach mit feierlichem Pomp aus dem Schwarm der umgebenden ärmeren Gräber. Sommer zögerte, er wäre am liebsten umgekehrt. Der zurückgeschlagene Flügel der Friedhofspforte hatte ihn angezogen, jetzt war es wie immer. Er würde stumm vor dem toten Steinwerk stehen, nicht einmal hatte sein Herz mehr oder inniger geschlagen bei dem Gedanken, daß, was von Marie Louises zartem Körper blieb, darunter begraben lag, er fühlte sie sich näher oben in den Räumen, in denen sie herumgegangen war, ein Sessel, in dem sie gesessen hatte, trug plötzlich ihre Gestalt, ein kleiner Zettel von ihrer Hand, eine nichtssagende Adresse vielleicht, machten ihm die Augen feucht. Er war sich schon manchmal gram gewesen, daß er in falscher Pietät das Grabmal, so wie sie es wünschte, errichtet hatte, sie waren einmal heftig darüber in Streit geraten, es schien ihm unrecht, damals, als sie starb, einen so ausgesprochenen Wunsch nicht zu erfüllen. Der Zwiespalt blieb auch jetzt: Wessen war denn ein Grab, der Lebenden oder der Toten?

Schnittblumen welkten in einem Gefäß, das zu Füßen der Stätte stand, das war nun einmal nicht anders, man konnte nicht jeden Tag heruntergehen. Die zu den einfachen Gräbern daneben gehörten, hatten wenigstens Raum, einen Rosenstrauch, eine Aster zu pflanzen... Ach was: ein Notbehelf, dem sie gern entsagt hätten, es war nicht Marie Louise allein; ehrfürchtig standen sie vor den

«schönen Gräbern», dem hier, drüben dem Halbsarkophag Monsieur Léandres mit dem schweren Gehäng seiner viereckigen Ketten. Wo sie es konnten, vermieden sie den lebendigen Zierat, Perlenkränze auf allen Gräbern, sparsam gegen den Regen geschützt durch kleine Dächer oder sogar plumpe, unschöne Holzkästen mit einem Glasdeckel darauf. Wie lagen drüben die Toten unter dem üppigen Schautuch der Natur, die Jahreszeiten der Blumen gingen darüber hin, die verfallenen Male ragten aus der wuchernden Umarmung des Efeus wie die Stämme der Bäume, die sie dunkel beschatteten.

Sommer zog die Brauen zusammen, ein gequälter Ausdruck trat in seine Züge. Aus der helllichtigen Ruhe, die ihn auf dem Wege hierher fast heiter gestimmt hatte, brach der Schwall der Gedanken wieder hervor, sie stießen eigenmächtig vor, Sätze formend, die er selbst nicht formen wollte, nichtswürdige, gefährliche Gedanken, wenn man ihnen nicht sofort das Handwerk legte. Warum tat er es nicht? Warum schoß es ihm plötzlich durch den Kopf, daß dieser fremde Grabstein wie das sichtbare Siegel auf so manches sei, was zwischen ihm und Marie Louise fremd geblieben war? Madame Léandres Salon, die qualvollen Besuche drüben in Paris bei den Tanten — bis zu den Masern des unbekanntes Töchterchens eines unbekanntes Stiefvetters eine einzige endlose Familienchronik —, wehe aber, wenn er selbst die geringste Erinnerung an Menschen und Erlebnisse zu Hause erweckte, schon in der Brautzeit hatte es ihm zu schaffen gemacht, er tröstete sich, daß es sich geben würde. Nun, es hatte sich gegeben — weil er hier, wie in allem nachgegeben hatte, das Wäldchen zum Beispiel, wie kindisch hatte er sich darauf gefreut, hübsche Wege sollten hindurchführen, er würde einen Pavillon errichten am Rand auf Bayencourt zu, sie konnten am Abend dort sitzen, über das Land sehen, wohl auch einmal dort essen — «Findest du das schön, diese Rübenfelder?» Sie liebte die Natur, ein Blumenkelch konnte sie zu Tränen rühren, aber «dieses elende Land»?

Und zum Essen war es zu weit vom Haus. — Ah ja, sie hatte für alles einen Grund gehabt, aber der Hauptgrund war der: die Ferme gehörte ihr, es war nichts Böses dabei, er hatte hineingeheiratet, er paßte sich an. . . Wie es wohl gewesen wäre, wenn Marie Louise nicht den Hof gehabt hätte, damals, als er sie bei Tante Aimée kennenlernte. . .

Sommer griff nach seiner Stirn, er spürte es wie einen plötzlichen Schwindelanfall: die Ungeheuerlichkeit des Gedankens, den er eben gedacht hatte. . . Daß es möglich war — daß man das den-

ken konnte! — Er war an dieses Grab getreten, das Herz voll Liebe und Dankbarkeit — Erschüttert beugte er sich auf die rauhe Platte, seine Hand strich zärtlich, Abbitte heischend, darüber —

Er saß eine Weile, die Hände zwischen den Knien, starrte er vor sich hin. Marcells Brief fiel ihm ein, er zog ihn hervor, unheimlich lag das gelbe Papier einen Augenblick auf dem graublauen Stein, in jeder Sekunde konnten die Schriftzüge die eines Toten sein, das Regiment war eingesetzt, sie hatten das erste Gefecht gehabt, ein Fernkampf «wie auf bewegliche Scheiben, ein Glück nur, sie signalisieren nicht, ob du triffst.» Sommer hielt die mit Bleistift bekritzelten Blätter unschlüssig in den Händen, schon heute früh hatte der so sehnsüchtig erwartete Brief ihm das Herz schwer gemacht, da war nichts, was sich «von draußen anders ansah», wie er es einmal gehofft hatte. Die Mischung von bitterer Ironie und einer durchsichtigen Versetzung der Tatsachen, offenbar mit Rücksicht auf die militärische Prüfungsstelle gewählt, ließ alles nur um so beunruhigender erscheinen. Die «vorbildliche Organisation des Feldpostwesens» — «ich empfangen soeben deinen Brief vom 20. August!» — «die Fähigkeit unserer Ärzte, die, zum Teil ohne ihr Examen gemacht zu haben, ihre schweren Pflichten erfüllen», die Wahrhaftigkeit der französischen Heeresberichte im Gegensatz zu den deutschen Lügenmeldungen, die Tollkühnheit unserer Soldaten, die sich dem «feigen, erdangepaßten Feind offen in ihren roten Hosen entgegenstellen, man spricht von neuen blauen Uniformen, aber was werden unsere armen Krappbauern aus dem Südwesten dazu sagen, deren Delegierte die nationale Farbe damals mit so vieler Mühe durchgesetzt haben!» — wie eingeätzt stand es dort. Sommer hatte mit unwillkürlicher Abwehr nur darüberhin gelesen, sich gesagt, daß er es sich für eine ruhigere Stunde aufsparen werde. Nun, keine Stunde konnte ruhiger sein, als die hier auf dem Grabe der Mutter des Sohnes, er überwand sich und begann zu lesen, sein Gesicht erhellte sich. Nein, das war nicht alles; der bittere Humor, hinter dem Zorn und Verzweiflung standen, fiel nur als erstes in die Augen. Nicht allein das Leben unter den Kameraden, von dem Marcel ohne Schönfärberei berichtete — «viel Roheit und allerschnellste Verlotterung, Sentimentalität und verlogenes Pathos, aber auch die schlichteste Opfer- und Hilfsbereitschaft», ein Arbeiter aus der Metallindustrie vor allem, an den er sich herzlich angeschlossen hatte, «Herz und Kopf, wie man es auch Gebildeteren wünschen könnte» —: Es schwang da noch etwas mit, das nicht mit Worten gesagt wurde, eine Sicherheit, im leisesten Ton verstanden zu werden, eine stumme Verschwörung,

es bedurfte nicht des kargen Satzes, der nebenher auf die «guten Stunden» im Hôtel de Paris Bezug nahm, alles atmete diese Gewißheit einer selbstverständlichen Verbundenheit, die, schon stets bestehend, in jenen guten Stunden nur wie ein beschworener Bund für immer bestätigt war. Sommer atmete auf. Das Gespräch in dem engen Schacht im Hôtel de Paris erschien plötzlich so klar und nahe, auch was ihn befremdet hatte oder worüber er anders dachte, sein Gefühl wehte darüber hin, er ließ den Brief sinken, er stützte sich mit beiden Händen auf die Platte unter ihm, er las die eingemeißelte Inschrift „Hier ruht Marie Louise Sommer, geborene Paradies, geboren ... gestorben ...“

Tränen traten in seine Augen, er wehrte sich nicht dagegen. Zum erstenmal empfand er das Grab der geliebten Frau wie ein Brautbett der Liebe. Ja, der geliebten Frau: Wie unrecht nicht gegen sie, sondern gegen sich selbst die Frage nach dem Hof und was wohl gewesen wäre! — Sie waren sich begegnet, ihre Herzen sprachen zueinander, ehe einer vom andern wußte, wer bist du, was hast du, was bedeuteten die kleinen Fremdheiten — nein, er leugnete sie nicht! — vor der Leib- und Seelengemeinschaft ihrer Ehe, das Wäldchen, das in seiner Unberührtheit viel eigentlicher seines geworden war, sie hatte ihm die Kinder, sie hatte ihm Marcel geschenkt —

Er richtete sich auf, es war ihm, als sei der Aufruhr dieser Stunden zu einem Abschluß gekommen: Oben lag die Ferme wie eine Burg, an die ihm keine andere zweifelhafte Wahrheit tasten sollte, man würde nur um so enger zusammenrücken, hol der Teufel das ganze Dorf!... Marcel und die Kinder. . . Berthe —

Ein neuer Schatten flog über ihn hin. Berthe — Was war mit ihr, was ging in ihr vor, er hatte sie sträflich sich selbst überlassen, in einem Augenblick, wo sie seiner vielleicht zum erstenmal innerst bedurfte — Nein, es gab da keine Entschuldigung, er war kein guter Vater gewesen, er hatte ihr nicht die Mutter da unten ersetzt. Wenn ihr Herz sich verirrte, so unbegreiflich es ihm schien, es galt zu verstehen, geduldig zu lenken, er hatte sie nicht einmal gefragt, ob sie den Menschen liebte —

Er warf noch einen Blick auf das Grab — wie schwer er sich diesmal davon trennte! — und ging zum Ausgang zurück. Gleich nach dem Abendessen würde er mit Berthe reden, die Entfremdung zwischen ihnen durchbrechen. Es ging nicht an, daß man in dieser Zeit ein Herz sich ferne fühlte, das einem unter den nächsten zu schlagen bestimmt war.

Sommer vermied das Dorf aus dem Feldweg über Norden. Die

Rückfront des „Schlosses“ lag mit geschlossenen Läden, Madame Léandre war noch nicht von ihrem „Sprung nach Amiens“ zurückgekehrt, niemand zweifelte jetzt mehr, weshalb sie ihn damals getan hatte, man wunderte sich nur, daß sie sich nicht sehen ließ, jetzt, wo alles zum Besten stand. Sommer blieb einen Augenblick stehen, sah spöttisch hinüber: ob Mademoiselle in der unmittelbar dahinterliegenden Schule hier nicht einen geeigneteren Gegenstand ihrer patriotischen Entrüstung fände? Da! — Nein. . . Doch! Sommers Atem stockte: In dem grauen Abendhimmel, aus dem jetzt schon die Wolken schwer von Regen herunterzuhängen begannen, leise, deutlich, das ferne Gedröhn, das seit Wochen geschwiegen hatte.

4

Unlustig stand das Wäldchen im Grau von Wolken und Dämmerung, Stämme und Wipfel wie eingeebnet in den dumpfen bleiernen Ton. Sommer sah schärfer hinüber. Unter den Randbäumen unweit des Weges lag ein Mann im Grase, er erkannte Barnabas, der ihn unbeweglich, auf die Ellbogen gestützt, herankommen ließ.

«Sie sind es! Ich wunderte mich, wer sich bei dem Himmel noch hier herumtriebe.»

«Man gehört nicht zu den Leuten, die sich das Wetter aussuchen können, Herr. Man muß die Sommerfrische genießen, wenn man sie einmal hat.»

Sommer nickte kurz. Barnabas' nachlässige Haltung verstimmte ihn. Nicht daß man sich vorkam, aber es war keine Art, sich so herumzufläzen, wenn der Herr mit einem sprach.

«Also denn —» Er zögerte.

«Was ich sagen wollte. . . Man schwätzt dummes Zeug. Sie wissen nichts davon — oder doch?»

«Daß wir beide Verräter sind, Sie und ich? Aber sicher!»

Barnabas grinste behaglich. «Sind wir es etwa nicht?» Sommers Verstimmung wuchs. Er ärgerte sich, daß er davon angefangen hatte, es hatte ihn gestoßen, den Mann aus seiner herausfordernden Ruhe aufzustören.

«Reden Sie keinen Unsinn! Das ist kein Gegenstand für Dummheiten. Ich will nicht hoffen, daß Sie ändern gegenüber —»

«Aber was denn! Man ist nicht idiotisch, nicht wahr.» «Und Sie wissen nicht, wer das törichte Gerede aufgebracht hat?»

Barnabas zuckte die Achseln. «Sie können ebensogut das Geschmeiß ausfindig machen, das Ihnen die Maden in Ihren Schin-

ken bringt. — Alle. Irgendwer. So ist es ganz einfach.»

«Was ist so ganz einfach?»

«Daß es die Verräter sind. Es sind immer die Verräter, wenn es irgendwo schief gegangen ist.»

In Barnabas' Stimme war ein Ton hochmütiger Überlegenheit, der Sommer reizte. Seine Worte klangen barscher, als er es beabsichtigte.

«Mag sein. Ich verstehe davon nichts. Es interessiert mich auch nicht. Solange ich selbst niemandem Anlaß gebe —»

«Nicht?» Barnabas blinzelte zu Sommer hinauf. «Sind Sie etwa nicht mit mir da unten gewesen, als die Deutschen kamen?»

«Nun, und?»

«Sie meinen, daß man es nicht ahnen konnte? Daß man ein Hellseher hätte sein müssen, um zu wissen, daß sie gerade in dieser halben Stunde durchkommen würden? Gehen Sie, das tut Wunder, ein Boche und ein Sozialist, wenn es was zu verraten gibt!»

Sommer runzelte die Stirn: «Ein Boche und ein Sozialist, sagen Sie. Wenn wir den Boche einmal hinnehmen wollen — ich wüßte nicht, was Sie und ich miteinander gemein hätten», sagte er kühl.

«Nein, nicht wahr. Man ähnelt sich nicht, sollte man sagen. Nur: Sie vergessen —» Barnabas fuhr mit der flachen Hand über das Gras — «das fegt noch andres zusammen, der Krieg. Sie sind nicht wählerisch, wenn es 'anderes' zu finden gibt, die Herren.»

«Was heißt das?»

«Sie verstehen es nicht? Sie haben es in diesen Wochen genug zu spüren bekommen, sollte man meinen. Andere Hautfarbe, andere Religion, ein anderes Land, eine andere Denkungsart, eine andere Klasse. Ihr Pech, daß Sie in deutsche Windeln die Farben des Papstes gemacht haben.»

Sommer schwieg. Er spürte, daß hinter Barnabas' Worten mehr stand, als er im Augenblick begreifen konnte: eine leidenschaftliche Gewißheit, nicht minder ausschließlich als Mademoiselle Blaires fanatischer Patriotismus. Die Wahrheit, wieder eine Wahrheit — fuhr es ihm durch den Kopf, ein höhnisches Wort lag ihm auf der Zunge, er sprach es nicht aus. Die schöne Klarheit, die er kaum gewonnen hatte, sollte durch diese ärgerliche und überflüssige Begegnung nicht getrübt werden.

«Tja. Jeder sieht es, wie er es sieht», sagte er beiläufig. Er wandte sich zum Gehen. «Wissen Sie übrigens, daß man Sie in Verdacht hat, das Gerücht über unsere Umtriebe im Tiefen Grund selbst verbreitet zu haben?» «Ah.» Barnabas' kluges Gesicht sah einen Augenblick fast schafig verblüfft aus. «Ich — ich selbst!» Sei-

ne nachlässige Haltung schien ihm mit einemmal unbehaglich zu Bewußtsein zu kommen. Er stand auf und zog den Riemen fest. Sommer glaubte eine Unsicherheit zu spüren, es machte ihn mißtrauisch. «Sie haben nichts dergleichen gesagt? Ein Mißverständnis vielleicht —?»

«Aber nein. Nur, ich dachte mir, es hat keinen Zweck, dagegen zu reden.»

Sommer hob den Kopf. War das die Erklärung? Hatte Barnabas zwar nicht selbst das Gerücht verbreitet — was in der Tat idiotisch gewesen wäre — aber zu offenen oder versteckten Anschuldigungen geschwiegen?

«So! Und Sie lassen es darauf ankommen, daß man Ihr Schweigen als die schönste Bestätigung nimmt?» «Wenn ich Ihnen sage, daß es keinen Zweck hat, dagegen zu reden!»

«Zweck oder nicht! — Es geht mich nichts an, wie Sie sich persönlich dazu stellen. Aber es handelt sich am Ende nicht um Sie allein. Ich kann verlangen, daß Sie Ihren Mund aufmachen, wenn noch einmal jemand seine schmutzige Schnauze spazieren führt, verstehen Sie mich!»

«Schön.» In Barnabas' wie von Feuchte dunklen Augen funkelte es: «Man wird also sprechen, wenn Sie es wünschen. Man wird ihnen sagen, daß das Idiotischste nicht idiotisch genug ist, um nicht geglaubt zu werden. Man wird ihnen versichern, was jeder, der noch einen Rest von Hirn hat, sich an den fünf Fingern abzählen kann. Einer der beiden Komplizen — eh ja, das sind wir für sie! — wird dem andern bestätigen, daß wir nur in den Mond gesehen haben da unten, ein Individuum, das zu Zwangsarbeit verurteilt gewesen ist, ein Aufrührer, ein Verbrecher, ein Sozialist, wird Ihnen bestätigen, daß Sie ein Patriot von reinstem Wasser sind. — Was noch, wenn Sie es wünschen, sagen Sie?» Sommer war bleich geworden, der unvermutete Ausbruch betäubte ihn, er stammelte:

«Aber — man wird — man kann doch nicht auch noch dem gesunden Menschenverstand den Krieg erklären!» Barnabas tat einen Schlag durch die Luft. Er kramte eine halbzerknüllte Zigarette aus der Tasche und zündete sie an.

«Vielleicht hat man noch nie etwas anderem den Krieg erklärt. Ah, das ist die Gemeinheit, und die Dummheit, die Menschen. Und das ist die Dummheit und die Gemeinheit, der Krieg.»

Sommer starrte Barnabas an. Plötzlich war es ihm bewußt geworden: Eine dunkle Angst, eine suchende Unruhe, als ob er den gleichen Augenblick schon einmal erlebt habe. «Die Dummheit und die Gemeinheit — nein, das war es nicht allein. . . der Ton, verächt-

licher, verbitterter Verzweiflung, nur um eine Tonlage tiefer aus der tieferen Baßstimme des Mannes. . . Marcel —

«Was wollen Sie! Man muß es durchstehen», sagte er hilflos.

Er faßte es nicht. Marcel, der stille, seinen Studien und allem Schönen hingeebene Mensch und dieses gefährliche und jeder Gewalttat fähige Subjekt, «ein Individuum, das zur Zwangsarbeit verurteilt gewesen ist.»

Barnabas antwortete nicht. Erhob den Kopf, lauschte. Von Südosten wuchtete es in schweren, dunkel abgesetzten Wellen herüber. Sommer nickte.

«Ich hörte es vorhin schon. Ob es ist, weil sich der Wind gedreht hat?»

«Der Wind oder etwas anderes. Es ist nicht meine Sorge.»

«Es ist nicht Ihre Sorge, wenn — wenn es wieder nähergekommen wäre?»

«Eh. So oder so. Sie müssen es durchstehen.»

«Was heißt das! Es kann Ihnen so wenig gleichgültig sein wie mir, wenn es wieder hierherkommt.»

«Und warum nicht?»

«Aber was denn! Es ist Ihr Land —»

Barnabas' Backenmuskeln spannten sich unter dem nach oben leicht ergrauenden, dunklen Bart. «Mein Land — Ich sehe es nicht. Vielleicht zeigen Sie es mir, wenn Sie können — mein Land.»

«Sie sind hier geboren. Sie werden nicht sagen, daß Sie Ihre Heimat nicht lieben.»

«Und Sie?»

«Was soll das?»

«Wenn Sie sagen, daß es daran liegt, wo man geboren wird!»

«Sie glauben nicht, daß man ein Land liebt, das einem in einem halben Menschenalter zur zweiten Heimat geworden ist?»

Barnabas antwortete nicht gleich. «Sie wunderten sich, als Sie mich hier liegen sahen, he?» sagte er dann in einem Ton, in dem Spott und ein undeutbares Etwas zusammenklang. «Ah — das Wäldchen von Ferme de la Haye! Der alte Paradis hat mich einmal herausgeprügelt, ich trieb mich zuviel darin herum, er glaubte, daß ich es sei, der ihm die Brombeeren wegfraß — und das Haus dahinter, es schien mir das schönste von der Welt, der Präsident der Republik konnte kein feineres haben — warum sollten Sie sie nicht lieben, Ihre Heimat?»

Sommer fuhr auf: «Sie wollen sagen, daß ich aus schmutzigem Eigennutz —»

«So rein und so schmutzig wie irgendein anderer. Es sind nicht

Sie, es ist Ihre Klasse — Lassen Sie, es führt zu nichts, darüber zu reden.»

Sommer fühlte sich zwiespältig angerührt. Die angreiferische Feindseligkeit, die aus jedem Wort des Mannes sprach, stieß ihn ab. Aber er glaubte deutlich zu spüren, daß sie sich nicht gegen ihn persönlich richtete. Der schicksalhafte Abend im Tiefen Grund fiel ihm ein, Barnabas' verhaltene Liebe zu Stall und Tümpel, eine Liebe, die sich nicht wahrhaben wollte, der gleiche absichtlich betonte Zynismus aus irgendeiner doktrinären Verbohrtheit... Sein Gerechtigkeitsgefühl meldete sich: Man konnte die Welt nicht ändern, es gab Herren und Knechte, es ging nicht, daß jeder auf eigenem Boden saß und doch: War es nicht wirklich der eigene Besitz, die Ferme, die ihm dieses Land hier zur Heimat gemacht hatte?

«Sie dürfen nicht glauben, daß ich Sie nicht begreife», sagte er. «Wer auf dem Lande ausgewachsen ist... Das ist ein anderes Gefühl, ein Stück Land zu haben, wenn es auch nur ein paar Morgen sind.»

Barnabas sah auf. «Aber nein! Was soll ich damit anfangen?» Er lächelte bitter. «Ich habe das Loch gesehen, in dem ich und meine Mutter gehaust haben — Das ist nichts, ein Stück Land, auf dem man nicht leben und nicht sterben kann.»

«Es kann nicht jeder ein paar tausend Morgen Land haben.» «Sie glauben, daß ich es möchte? Damit ich vielleicht auch in die Hosen mache vor Angst, daß die Deutschen kommen?»

«Ich wüßte nicht, wer hier bisher in die Hosen gemacht hätte. Im übrigen ist es das gleiche für Sie wie für jeden von uns, mit oder ohne tausend Morgen.» «Meinen Sie? Ah bah! Man wird bei den Deutschen ebensoviel und so wenig zu fressen und zu schufteln haben wie bei den Franzosen.»

«Sie wollen doch nicht sagen, daß es Ihnen gleichgültig ist, ob der Feind Ihr Land in Besitz nimmt?»

«Und wenn ich es sagte?»

«Aber das ist ungeheuerlich!»

«Ungeheuerlich für Sie. Vielleicht gibt es anderes, das für mich ungeheuerlich ist.»

«Ich bin hier nicht geboren, aber ich käme mir als der Landesverräter vor, zu dem man mich machen will —»

«Ah, die großen Worte. Es sind die Landesverräter selbst, die sie erfunden haben, um ihre schmutzigen Verrätereien dahinter zu verstecken. Glauben Sie, daß sie Jaurès für nichts erschossen haben?»

«Niemand hat das gebilligt. Er wäre für sein Land eingestanden

wie die Sozialisten in Deutschland, in Osterreich, in England —»

«Ah ja, die Sozialisten!» Barnabas' Gesicht verfinsterte sich. «Noch einmal: Sprechen wir nicht davon. Wir werden uns nicht verstehen, Sie und ich.»

«Wenn Sie meinen. Obwohl ich nicht wüßte, warum man sich schwerer verstehen sollte als jemand anderes —» Sommer zögerte. Er tat ein paar Schritte unter den Bäumen hervor und streckte die Hand aus. Dünne Tropfen stäubten darauf. «Ich will nur noch sagen, daß ich Ihnen ganz einfach nicht glaube. Das sind Theorien — nichts weiter. Sie müssen nicht denken, daß mir diese Gedanken so fremd sind. Ich habe — andere gesehen, die ähnlich wie Sie sprachen. Nun, sie stehen draußen an der Front und tun ihre Pflicht nicht schlechter als irgendwer sonst.»

«Renegaten oder Dummköpfe. Sie brauchen mir das nicht zu sagen. Man hat es erlebt.»

«Und was hätten sie tun sollen, meinen Sie? Ein Soldat, der unter der Waffe steht, der dem Vaterland seinen Eid geschworen hat —»

«Desto besser, wenn sie unter den Waffen stehen. Sie brauchen sie sich nicht erst zu verschaffen.»

«Wozu?»

Barnabas kniff die Augen zusammen, seine Lippen wulsteten vor, das Gesicht sah hart und brutal aus. Er antwortete nicht.

Sommer erschrak. Er sah sich um, als wolle er sich nachträglich vergewissern, daß niemand in der Nähe sei.

«Sie können froh sein, daß ich es bin, mit dem Sie geredet haben», sagte er finster. «Ich will das alles nicht gehört haben, verstehen Sie mich.»

Barnabas lächelte hämisch. «Ich habe Ihnen gesagt, daß das nicht zusammen geht — ein Revolutionär und ein Eigentümer. Sie haben es wissen wollen. — Sie können hingehen und mich anzeigen, wenn es Ihnen Spaß macht.»

Seine Augen hielten Sommer fest. Auf ihrem Grunde flackerte es — ein fanatischer Haß, eine überlegene Herausforderung —

«Ich bin kein Denunziant», sagte Sommer kurz. «Sie haben es mit sich selbst auszumachen, wenn Sie an Ihrem Volk zum Lumpen werden wollen.» Er wandte sich zum Gehen. «Kommen Sie dann nach. Man braucht Sie drinnen, oder glauben Sie nicht?»

«Keine Sorge, Herr. Sie werden keine Stunde verlieren. Es ist noch immer da gewesen, wenn man es brauchte — das Volk.» Sommer biß die Lippen zusammen: Genug. Er wandte sich schweigend ab und setzte seinen Weg fort. Er fühlte sich rätselhaft erleichtert,

als sei unter den Bäumen dort, ohne seinen Willen, etwas glücklich zu Ende gebracht worden. Marcel, ja: — Er hatte es sich nicht eingestanden, die väterliche Liebe deckte es zu, es blieb darunter, die Fremdheit im Denken, wie sie sich im Hôtel de Paris zum ersten Male offenbart hatte, die großen Dinge: die Heimat, das Recht, der Krieg, das Vaterland. Barnabas und Marcel: ein lächerlicher Alp! Man erwachte und alles war klar geworden. Der Sohn stand an der Front, er kämpfte für sein Vaterland, der Krieg erschütterte ihn, wie er jeden erschüttern mußte, empfindsam, zu empfindsam vielleicht, wie er war, in seinem empfindsamem Herzen. Das aber war der Haß, die erbarmungslose Feindschaft gegen alles, was Besitz hieß, gegen alles, was Menschen bisher in harter Arbeit des Körpers und des Geistes geschaffen hatten. Sommer fühlte es kalt im Rücken, als träfen ihn die dunklen, leidenschaftlichen und feindseligen Blicke des Mannes, der sich jetzt wohl hinter ihm her in Bewegung setzte —

Er schlug den Rockkragen hoch, der dünnsprühende Regen hatte sich rasch verstärkt. Die rot dunkelnden, vertrauten Möbel um sich haben, die Köpfe der Kinder im Lampenlicht, Berthe verbockt und trübe — alle Wärme war da, sie, die letzte, neu in den Kreis der eng gehüteten Nähe und Liebe einzubeziehen. — Ah nein, man war nicht ungerecht, sie hatten schon ein Recht zur Klage, die am Abend nicht das eigene, heimatlich bergende Dach erwartete, es war nicht alles so, wie es sein sollte, gewiß nicht, er selbst wäre der letzte, nicht jedem das Gleiche zu gönnen, was ihm selbst das Leben erst wert machte. Er brauchte sich nichts vorzuwerfen, er war dem Manne trotz seiner Vergangenheit, trotz seines schlechten Rufes mit aller Unvoreingenommenheit entgegengetreten, damals im Tiefen Grund, heute mit dem immer erneuerten Versuch, einen Weg des Verständnisses für einander zu finden. Aber wenn höhnischer Haß die letzte Antwort sein sollte, mochte er auch am Ende nicht dem andern persönlich gelten — — Deutsche und Franzosen, der Krieg würde einmal ein Ende nehmen, hier war der Feind, der eigentliche, durch keinen Frieden zu befriedende: Sommer fühlte, wie Haß auch in ihm aufglomm, ein klares, durch kein menschliches Verständnis mehr zu trübendes Bewußtsein.

Pierre stand unter dem Toreingang, als Sommer hineinbog, bei ihm ein Mann in Wolljacke und Schirmmütze. Sommer erkannte ihn, ein Tagelöhnerssohn aus Gommécourt, der einmal auf der Ferme gearbeitet hatte, dann aber in die Fabrik nach Amiens abgewandert war.

«Eustache. — Guten Abend. Wie kommen Sie hierher?»

«Eh nun, das ist nichts mehr da unten. Es fehlt ihnen an Rohstoffen, sagen sie.»

«Er fragte, ob wir keine Arbeit für ihn hätten. Ich sagte ihm, daß wir genug sind — jetzt, wo die Ernte bald vorüber ist.»

Sommer dachte nach. «Hm, einen Augenblick.» Sommer nahm Pierre beiseite.

«Ja — du gibst Barnabas die Papiere. Ich erkläre es dir nachher. Warte: Es braucht nicht heute zu sein. — He, Eustache, ich habe es mir überlegt. Sie können am Montag eintreten, wenn sie wollen.»

5

Sommer betrat auf seinem abendlichen Rundgang den Schweinestall. Er blieb am Eingang stehen und sah wohlgefällig den langen Gang hinunter. Es hat — die erst vor kurzem in größerem Umfang aufgenommene Zucht — noch den Reiz der Neuheit für ihn, die Reihe der dreiviertelmannshohen Boxen rechts und links, die weißementenen Futterrinnen mit den beweglichen Gittern darüber, auch liebt er diese Stunde der Fütterung ganz besonders: das mit nichts vergleichbare Geschrei, Gegrünze, Gekreisch der sonst im Stall so trägen Tiere, eine einzige, hemmungslose Wollustgier der Kreatur — es ist gerade auf seinem Höhepunkt, hinten platscht die warme Speise in die Rinnen, nicht zu erwarten für die seidenborstigen Dickhäuter der Augenblick, bis das Gitter, das sie davon trennt, zurückgeschlagen wird, die Mägde müssen die ganze Stimme ausgeben, um sich verständlich zu machen, sie gehen auf Holzschuhen hin und her, ein Teil ist vorn dabei, Schrot in die Eimer zu schütten, den trüben, aus jedem Abfall zusammengekochten Sud für diese anspruchslosen Allesfresser umzurühren. Gleich wird von oben her die erste Bresche in den ohrenbetäubenden Lärm geschlagen, langsam von hinten nach vorn sich fortplanzend nur noch das wohlige Schmatzen und Schnauben der hundert und mehr Schnauzen zu hören sein — Pierre kam den Gang herunter, Sommer nickt ihm schmunzelnd zu «Das macht Spaß, wie?», sie traten hinaus und gingen auf das Torgewölbe zu. Sommer besann sich:

«Ja so. Was Barnabas angeht. — Es hat dummes Gerede im Dorf gegeben, eine hirnverbrannte Verquickung zwischen ihm und mir, daß wir im Tiefen Grund allein waren, als die Deutschen kamen. — Du hast nichts dergleichen gehört hier oben?»

«Nicht daß ich wüßte, Herr Sommèr. — Sie reden vom Morgen bis zum Abend.» Pierre schürzte verächtlich die Lippen. «Man hät-

te viel zu tun, wenn man sich darum kümmern wollte. Und dann, Sie vergessen — der Herr vergißt, daß ich der letzte sein würde, der es erführe.»

«Natürlich, natürlich. — Es würde mir auch unter anderen Umständen gleichgültig sein, obwohl das nichts Angenehmes ist: Leute unter dem eigenen Dach, die bösertige Gerüchte in die Luft streuen. — Jedenfalls kann es nicht schaden, wenn man unten erfährt, daß ich Barnabas entlassen habe.»

«Wenn der Herr meint —»

«Hm.» Sommer begriff: zuviel Ehre nach Pierres Meinung, die man damit den Schwätzern antat, er fühlte das Bedürfnis, sich vor ihm zu rechtfertigen:

«Es ist nicht das allein. Ich habe Barnabas vorhin zufällig getroffen, kein guter, nein ein ausgesprochen miserabler Eindruck, den er auf mich gemacht hat, ich möchte nicht darüber reden. . . Es ist ein ganz niederträchtiges Kesseltreiben, das da gegen mich angestellt wird — Es kommt offenbar manchem zupaß, daß ich einmal deutscher Staatsangehöriger gewesen bin»

«Ja —»

«Und du, Pierre, was sagst du dazu?» Pierre blickt zu Boden. «Ja — Es ist ja ganz gleichgültig, ob der Herr ein Deutscher — ich meine, nicht so ein Franzose ist wie Fräulein Berthe und die andern hier. Als Sie mich aufgelesen haben vor neunzehn Jahren, da hatten Sie ja noch nicht das Papier, und ich bin Ihnen genau so dankbar gewesen. Denn ich wäre ja verhungert — unter den Franzosen.»

«Pierre!»

«Ich muß noch einmal nach der Blesse sehen. Sie hat nicht gefressen seit heute früh.»

Er wandte sich ab und hinkte in den Hof.

Sommer blieb zwiespältig zurück. Er hätte sich freuen müssen und er hatte sich gefreut. Dank von Pierre, der erste — und gewiß nicht zufällig gerade jetzt — in Worten ausgesprochene: Warum mischte sich unversehens etwas dazwischen? Daß der karge Mann einen Augenblick später die eigene Zunge nicht wahr haben wollte? Nein. Sommer runzelte die Stirn. Ein Deutscher. . . Nicht ein Franzose wie . . . : was war das im Grunde anderes als Mademoiselle Blaires angreiferische Deutlichkeit, obwohl oder gerade weil es noch gewollt war —

Aus dem Stall kamen die Arbeiterinnen, ein paar Knechte dabei, selbst fröhlich erregt von dem befriedeten Aufruhr drinnen, sie dämpften ihr Gelächter, als sie Sommer am Torweg stehen sahen,

er ließ sie vorüber, er sah ihnen finster nach: Es steckte dahinter, hinter den unerkennbar gleichförmig fröhlichen Gesichtern, was «vom Morgen bis zum Abend redete» — Ach laßt mich doch alle zufrieden!

Mißmutig ging er zum Haus hinüber.

6

«Ich gehe dann hinauf.»

Berthe zögerte, der Vater nahm die Brille ab und sah zu ihr hinüber, er hatte, wie immer abends nach Tisch, die Zeitung gelesen, sie trat an ihn heran und küßte ihn auf die Stirn.

«Gute Nacht.»

«Gute Nacht.»

Er hatte ihren Arm gefaßt, ein leiser Zug, als ob er sie näher an sich ziehen wolle, sie fühlte ihn quälend; immer war es schwer, am Abend den Augenblick zu finden, wo sie nach oben ging, sonst hatte sie sich wohl mit einer Arbeit an den Tisch gesetzt oder war unbefangen aus und ein gelaufen, mit einer Nachricht aus den Ställen, einer komischen Geschichte Madeleines oder Henris unter dem Nußbaum. Sie hatte es gleich gespürt, daß irgend etwas anders war, als der Vater vorhin hereintrat: eine ungewohnte Weichheit, die warme ruhige Art, mit der er sich beim Essen an sie wandte. Sie wehrte sich schmerzlich dagegen, ihre empfänglichen Sinne hatten den Schock von damals nicht verwunden, sie fürchtete sich körperlich, vor der Stimme, die so gellend in ihr erstes Liebesglück gebrochen, vor der drohenden Gestalt, die ihr den Pfad hinunter gefolgt war. Es war keine feige Furcht, eine verschlossene Aufsässigkeit wuchs daraus, Berthe vergaß nicht leicht, nachhältig und entfremdet.

Sie bewegte leise den Arm in den Muskeln. Sommer spürte den Widerstand, schien etwas sagen zu wollen, ließ es und gab sie frei.

«Gute Nacht —»

Er nickte, ohne noch einmal aufzusehen, es war ihr unbehaglich, sie schloß leise die Tür und ging in ihr Zimmer hinauf.

Die Luft war schwül, die Mauern hielten die späte Wärme. Berthe öffnete die Fenster, ging zur Bettische und zog den beblühten Kretonvorhang zurück, das schwarz lackierte Eisenbett mit Messingknöpfen und Messingwulsten stand ungemäß darin. Sie empfand es nicht, sie liebte den Raum mit seinen zusammengewürfelten, nüchternen oder unmodernen Möbeln, es war wie eine Zimmerflucht, die Fensterecke besonders, schick, man sah dich nicht

sofort, wenn jemand hereinkam.

Sie deckte das Bett auf und legte das lange, mit Lochstickereien verzierte Nachthemd zurecht, die Vorderseite nach unten, als sei sie gerade bereit, sich hinzulegen. Sie lauschte, sie fühlte sich unruhig, sie holte ein Körbchen mit Strümpfen aus der Kommode zwischen den Fenstern und ging damit zum Tisch, sie setzte sich, zog einen Strumpf heraus und fädelt die Nadel ein, aber sie stopfte ihn nicht. Unlustig zog sie die kleine Schreibmappe heran, sie seufzte, es war ihr traurig und unglücklich zumute, ihre Augen hafteten auf dem gepreßten Deckel aus Leinen, „Briefe an meine Lieben“ stand Vergißmeinnicht-durchflochten darauf.

Draußen rauschte der Regen, sie hob den Kopf, schnupperte, sinnlich froh für einen Augenblick. In dem offenen Fenster neben ihr vermischte sich die kalte frische Nachtluft mit der zähen Wärme, die von innen quoll. Das kleine Viereck, rechts durch das unbekümmert ins Zimmer vorspringende Gehäuse des Treppenabsatzes gebildet, war wie ein guter Ofen, heimelig vor der kühlen Weite da draußen, den niedrig ziehenden, durchscheinenden Wolken. Sie stand auf und lehnte sich auf die Fensterbank; wie gut das tat, die nassen Blätter der Obstbäume glänzten im Licht, das aus der Fensteröffnung fiel, die triefende Stille ringsum, ein paar dunkel verschwimmende Flecken im gefilterten Licht des untergehenden Mondes, Baumgruppen, nicht fernab, dahinter der gleichmäßige, gelblichgraue Nebelvorhang des Regens —

Sie sah nach rechts, wo am Tage und in klaren Nächten Saily zu erkennen war, eben noch der Kirchturm rückte ins Bild, wenn man sich etwas weiter hinauslehnte. — Ihr Herz zog sich zusammen: so vergangen in Nebel und Nacht, als sei es nicht mehr auf der Welt. Sie richtete sich auf, der fahle Himmel schien ihr plötzlich drohend und schreckhaft, sie trat zurück und schloß das Fenster, die altertümlichen Vierecke, in die es aufgeteilt war, bildeten ein weißes Gitter bis oben hinauf.

Sie öffnete die Mappe und begann zu schreiben. Aber die Worte, die sonst so leicht geflossen waren, wollten es diesmal nicht. Sie hatte nicht darüber nachzudenken brauchen, sie sprachen sich von selbst aus, was gerade da war im Blut, im Herzen, in den Sinnen: Zärtlichkeit, Mut, Sehnsucht, Eigensinn, ein Kuß, die kleinen Dinge des Alltags, gesteigert zu großen Begebenheiten, die Zukunft dazwischen, «wenn ich deine kleine Frau sein werde», — die Buchenhecke halbwegs Saily neigte sich hinein, der Baum mit der kleinen Höhlung an seinem Fuß, Briefkasten und Postamt zugleich, ein verlassenes Zaunkönigsnest, sie hatte es einmal ent-

deckt, als sie noch in kurzen Röcken lief, drinnen piepsten eng aneinandergedrängt die winzigen Kleinen — es war ihr eingefallen, als sie und Maurice berieten, wie sie einander Nachricht sollten zukommen lassen, es wurde zum jedesmal mit Herzklopfen ausgesuchten Nest der heißen und zwitschernden Worte ihrer Liebe.

Seit Tagen fürchtete sie diesen Brief, ah, es war fast das Schlimmste, daß sie fürchtete, was bisher so glücklich gewesen war: die abendliche Zwiesprache mit Maurice oder vielmehr das vertrauensvolle Selbstgespräch aus der sicheren Geborgenheit einer im andern. Was war geschehen? Sie wußte es nicht, sie fühlte nur, etwas war anders geworden, es quälte sie am meisten, daß sie nicht wußte, warum sie es empfand, mühselig im Denken bei aller Wachheit des Gefühls und der Sinne, wie sie es war. Daß Maurice eine der spärlichen, mit soviel List und Gefahr erkämpften Zusammenkünfte verfehlte, daß sie mehr als einmal traurig und enttäuscht die Finger aus der kleinen Höhlung zurückzog, weil sie nicht auf das glatte, vielfach zusammengefaltete Papierblättchen gestoßen waren, ja, daß sie einmal, doppelt enttäuscht, den eigenen Brief vom Vortag in den Händen gehalten hatte — nun, Maurice mochte in der Tat nicht die Zeit und Gelegenheit gehabt haben, sie glaubte es ohne Rückhalt, wenn er es ihr mit hundert Einzelheiten versicherte, obwohl sie selbst, soviel schwerer es für sie war, nicht ein einziges Mal Brief oder Begegnung versäumte. Nein, das war es nicht; es traf sie jedesmal so, daß der ganze Tag dunkel davon wurde, aber es war etwas, was sie greifen konnte: die nächste Begegnung, der nächste Brief, ein gutes Wort, und es schien nie gewesen. Hingegen das andere, das sie unruhig machte, ohne daß sie es zu fassen vermochte, etwas in Maurices Stimme, in den Worten, die er schrieb, obwohl sie eitel Liebe, ja drängendere, heißere Liebe zu sein schienen, in seinen Umarmungen, seinen Küssen vor allem, und dann hinterher in den seltsamen und beängstigenden Gesprächen: soviel Unverständliches, was er sagte, halbe Worte, die sie nicht begriff, Antworten von ihr, über die er spöttisch kicherte oder gar vor Lachen bersten wollte, sie machte sich erschrocken los, wenn er in solchen Augenblicken plötzlich nach ihr griff und sie an sich zu ziehen suchte — er schien ihr plötzlich fremd, so fremd, daß sie vor fassungslosem Schmerz am liebsten aufgeweint hätte. Sie hatte Stunden und Stunden darüber gegrübelt, am Tage bei der Arbeit, abends wenn sie drüben hinter dem Vorhang lag, die Augen schlaflos zur Decke gerichtet, bis sie ihr zufielen, vor Anstrengung und Müdigkeit. — Lag es an ihr? Hatte sie ihn mit etwas gekränkt, mit etwas enttäuscht, das

er nicht gerade heraus aussprechen mochte? Ah ja! Eines abends war es ihr eingefallen freudig, weil sie es nun gefunden zu haben glaubte: Er zürnte ihr, weil sie nur an sich und ihre Liebe dachte, sie war nicht eingegangen auf das, was ihm zumeist am Herzen lag: seine Zukunftsträume, dies Café-Konzert oder was er einmal haben wollte, sie schwieg oder lenkte ab, wenn er davon anfang, anstatt, wenn es ihr auch zuwider war, wenigstens willig zuzuhören. Ja, das mußte es sein und oh, er hatte tausendmal recht. Wie eigensüchtig von ihr, nur an sich selbst zu denken — sie mochte es nicht, gewiß, nein, sie mochte es nicht, aber war das Liebe, wenn sie sich nicht überwand? Es gehörte zu ihm, sie mußte es mitlieben, wenn sie ihn selbst zu lieben behauptete. Beschämt und doch erleichtert hatte sie gelegen, sie nahm sich vor, gleich das nächstmal von sich aus davon anzufangen, zum erstenmal schief sie wieder den warmen, unbewegten Schlaf der ersten Zeit. Aber, als sie bei der nächsten Begegnung wirklich dazu ansetzte, unsicher und befangen, sie spürte jetzt erst, wie wenig ihr doch von diesen Dingen haften geblieben war — hatte er nur den Kopf gehoben und sie spöttisch angesehen: Aber was denn, ein Café-Konzert! Unsinn, sie verstand nichts davon, Dummheiten waren das gewesen. «Komm, setz dich hierher, ah, der kleine Busen, gib mir dein Mü-Mündchen, man verliert nur die Zeit damit.» Sie hatte nichts mehr gesagt, er wühlte den Kopf an ihre Brust, er sah nicht, daß in den Augen darüber Tränen standen. Mein Gott, das war es also nicht, aber wenn es das nicht war, was war es denn? Sie fuhr zusammen. Fernher durch die Nacht kam ein kurzer doppelter Schlag. Zum ersten Male vielleicht hörte sie es mit dem Bewußtsein dessen, was es bedeutete. Er war die erhabene Begleitmusik ihrer Liebe gewesen, unwirklich in seinem Aufgrollen, Näherkommen, verhallen, keinen Augenblick hatte sich der Gedanke hineingemischt, daß es die Stimme des Todes war, der an ihr vorbeibrauste — Die Deutschen, guter Gott — sie suchte es von sich abzuschütteln, sie griff nach dem Brief und las die letzten Worte, die sie geschrieben hatte. «... ich habe gelogen, es war nicht schön, als Du mich fragtest.» Hilflös legte sie das Blatt wieder hin, sie griff nach der Feder, drehte sie in der Hand, sie schämte sich zu schreiben, warum es nicht schön gewesen war — Nein, nicht schön, nicht schön, sie bewegte die Schultern, es war, als spüre sie es noch auf sich, zum ersten Male war sie mit einem häßlichen Gefühl von Unrecht und Heimlichkeit nach Hause gekommen. «Ich bin so unglücklich, Liebster. Sag mir doch, warum es anders ist! Habe ich etwas getan, bist Du böse auf mich, sag! Sag, ob Du böse auf mich bist, ich will nicht, ich

habe Dich lieb, mein Liebster —»

Sie erschrak. Schritte kamen die Treppe herauf, sie waren schon fast vor der Tür, sie hatte sie überhört, hingegeben an ihren Kummer. Hastig schlug sie die Briefmappe zu, sie griff nach dem Strumpf daneben, die Nadel fiel herunter, sie fand sie nicht gleich auf dem buntgemusterten kleinen Vorlegeteppich, die Tür öffnete sich: da. Sie saß über den Strumpf gebeugt, sie blickte auf —

«Ich sah, daß du noch Licht hattest. — Aber zieh doch die Lampe näher heran, du verdirbst dir ja die Augen.»

Sie nickte stumm.

«Hm» — Sommer sah sich um, er fühlte sich befangen, es kam selten vor, daß er Berthes Zimmer betrat, eine zarte Scheu hielt ihn zurück —: «was ich dich noch fragen wollte: Du bist in der letzten Zeit häufig bei Mademoiselle Blaire gewesen?»

Berthe fühlte, wie ihr Herz von neuem zu jagen begann. Mademoiselle Blaire — sie hatte sie wiederholt zum Vorwand genommen, um mit Maurice zusammen zu sein, es traf sich, daß Zaire sich neuerdings so eindringlich um sie bemühte.

Wußte der Vater —?

«Ja. Warum?»

«Es wundert mich. Du warst doch sonst nicht so dick mit ihr.»
«Wenn sie mich nicht in Ruhe läßt —!» Berthes Gedanken überstürzen sich — Großer Gott: eine Geschichte, eine Erklärung, irgend etwas, um abzulenken. . . «Sie ist ein gutes Tier, sie sagt, daß sie Sorge um mich hat.»

«Daß sie Sorge um dich hat?» «Wieso?»

«Ach diese Dummheiten! Daß sie reden über dich. Und ob ich es auch gespürt habe.»

«So so. Das ist ja reizend von ihr. — Nun und? Hast du etwas gespürt?»

«Aber nein!» — Berthe atmete aus, der Trick gelang, es machte sie fast übermütig — «Ich habe ihr gesagt, daß sie dumme Witze machen. Du würdest verhaftet, Alcibiades hätte seinen Sonntagsäbel umgetan —»

«Sieh einer an. Sehr komisch in der Tat — Und was hat sie darauf gesagt?»

«Aber du kennst sie doch, Vater! Sie hat gesagt, ich darf mir das nicht gefallen lassen. Es sei viel zu ernst, um Witze darüber zu machen. Sie ist ja so langweilig!»

«Ein niederträchtiges, heimtückisches Frauenzimmer ist sie!»
«Aber nein, Vater! Du tust ihr unrecht. Sie ist sogar besonders nett zu mir gewesen, sie hat gesagt, es tut nichts, daß du ein Deutscher

bist. Ich solle mich nicht irremachen lassen, ich sei eine gute Französin.»

Sie fuhr zusammen. Der Vater hatte den Plüschsessel, an den er gelehnt stand, mit einem Ruck von sich gestoßen, die Fußrollen knirschten, er ging im Zimmer auf und ab, in gleichmäßigen Abständen tauchte sein finsternes Gesicht in den Schein der Lampe. Sie begriff ihn nicht. Was hatte sie gesagt, was war das mit Mademoiselle Blaire —?

Sommer blieb stehen, er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Ruhe, Ruhe — das war nicht der Augenblick, einem noch so begreiflichen Zorn nachzugeben. Ein Glück eher, daß es sich so gegeben hatte. Seine Frage war nicht viel mehr als ein Vorwand gewesen, noch einmal zu Berthe hinaufzugehen, er hatte unten gesessen, verletzt durch den Widerstand, den sie seiner verbenden Liebe entgegensetzte, er überwand es, Mademoiselle Blaires schnell vertushtes Abbrechen «Ja, wenn es Erwachsene wären...», Berthes häufige Besuche bei ihr waren ihm eingefallen, jetzt zeigte sich, daß wirklich etwas, und Tückischeres als er befürchtet hatte, dahinter steckte. Er blickte zu Berthe hinüber, die unruhig, den Rücken gegen die Tischplatte gekehrt, zu ihm aussah, ihre Einfalt rührte und besorgte ihn, woher wohl die triebhafte Dumpfheit, die weder bei jemand in seiner noch Marie Louises Familie zu finden war? Er drehte den Sessel zurück, der mit seiner schwarz gefütterten Rückenlehne schräg ins Zimmer stand und schob ihn zu Berthe heran —

«Hör zu, Berthe. Es ist gut, daß wir darauf zu sprechen kommen. Was du dumme Witze nennst, das Gerede im Dorf — es ist nicht alles so harmlos, wie du dir das denkst. Mag sein, daß der oder jener wirklich nur seinen Spaß machen will — Aber Mademoiselle Blaire, deine nette Mademoiselle Blaire, hat mir heute in aller Deutlichkeit klar gemacht, daß ihr Kinder französisches Blut seid, und ich — nun, sie hat es dir ja auch gesagt — etwas anderes bin, ein Deutscher —»

«Aber das ist doch Unsinn, Vater! Sie hat es sicher nicht so gemeint.»

«Ich übersehe das besser, Berthe. — Schließlich und endlich bin ich ja wirklich ein Deutscher, nicht wahr?»

Berthe sah verwirrt hoch. «Du meinst, weil du drüben geboren bist?»

«Geboren bin, sagst du. Ich war dreiundzwanzig Jahre, als ich nach Frankreich kam, ich hatte erst drei Jahre in Paris gelebt, als ich deine Mutter heiratete. Weißt du, was das bedeutet, Berthe?»

«Ich denke doch.»

«Ich glaube nicht, Berthe. Stell dir vor, daß du heute nach England oder nach Deutschland kämst. Meinst du, daß du dann ganz einfach — oder sagen wir in drei vier Jahren — eine Deutsche oder Engländerin wärst? Daß du das hier, den Hof, mich, die Kinder, Madame Patte, oder Pierre ohne weiteres vergessen könntest?»

«Ja» — Berthe zog mühsam die Stirn in Falten, ein Schein des Begreifens streifte sie. Der Vater, er war ein junger Mann da drüben gewesen, wie Philip Clément, wie Maurice, sie mochte es irgendwie nicht, es beunruhigte sie. Maurice . . . er hatte den Witz mit Alcibiades und dem Säbel gemacht, sie hütete sich, es zu verraten, er neckte sie, und nicht immer angenehm, mit dieser dummen Geschichte, was sollte es, daß der Vater einmal in Deutschland gelebt hatte —

«Siehst du. — Du darfst also nie vergessen, daß die Leute mich hier einmal anders gekannt haben. Nicht nur äußerlich, daß ich die Sprache noch nicht so sprach, man hängt da auch mit dem Herzen an so manchem, lächerlichen Kleinigkeiten oft. Das muß sich dann, ob man will oder nicht, fühlbar machen, und wenn sie einem dann noch von allen Seiten zusetzen, wie sie mir zugesetzt haben — Weißt du wohl, daß Mutter und ich meines Deutschtums wegen zuerst schwere Kämpfe miteinander gehabt haben?»

«Mutter und du?»

«Da wunderst du dich, nicht wahr? Ich mache mir jetzt Vorwürfe, daß ich ihr so in allem und jedem nachgegeben habe. Ihr müßt euch doch vorgekommen sein, als ob ihr von meiner Seite überhaupt keine Verwandte hättet? — Ich habe gewettert, mich auch manchmal durchgesetzt im Anfang, aber auf die Dauer, weißt du, so etwas zermürbt und wenn wie bei uns das Zuhause das Beste ist, das man hat, läßt man am Ende Deutschland Deutschland sein und hält sich den Frieden an seinem Tisch. — Ich habe mich oft gefragt, wie sie mich bei einer so ausgesprochenen Abneigung gegen die von drüben überhaupt hat nehmen können —»

Er lächelte in der Erinnerung. Er sah nicht, daß über Berthes Nasenwurzel zwei leichte Falten standen. Die Mutter — sie war Berthes geheime Zwiesprache gewesen in diesen Wochen, Tränen der Sehnsucht und der Verlassenheit waren auf das schwarze Seidenkleid gefallen, als sie den Riß darin mit leidenschaftlicher Sorgfalt ausbesserte, es hing, von den andern Kleidern durch einen Zwischenraum getrennt, drüben im Schrank, sie fuhr liebkosend mit der Hand darüber, wenn sie ihn öffnete — der Vater sollte ihr nicht an die Mutter tasten, sei es auch nur mit einem leise tadeln-

den Wort —

«Kurzum» — Sommer sah unruhig auf, spürte er ihren stummen Widerstand? — «Du bist am Ende erwachsen genug, um zu begreifen, was da unten gespielt wird. Aller Neid, alle gekränkte Eitelkeit, aller falsche Patriotismus — das hält es jetzt für an der Zeit, daran zu erinnern, daß ich ein Deutscher war, als ich hierher kam. Sollen sie! die Hauptsache ist, daß wir hier oben zusammenhalten, nicht wahr?»

Sie nickte mechanisch. Sie zögerte, eine ängstliche Frage schien ihr auf den Lippen zu liegen. Sommer bemerkte es.

«Nun?»

«Aber du bist doch ein Franzose, nicht wahr?» —

«Ja, Kind —» Er stand auf und trat hinter den Sessel. Sein männlich rotes Gesicht sah mit einem Male verfallen aus. Zu spät. Unwiederbringlich zu spät. Marcel — er hatte seinen Geist geschult, er mochte mit ihm fremde Wege gehen, man verstand sich, man suchte zueinander — Aber dies einfache beschränkte Kind — — Jahre wären nötig gewesen lebendiger Worte, anschaulicher Bilder, stiller Selbstverständlichkeit in allem — zu spät —

Berthe blickte unruhig zu dem Vater hinüber. Warum sagte er nichts? Ihr Blick glitt an ihm nieder, auf der Lehne des Sessels lag seine Hand, der Lichtkreis der Lampe schnitt sie aus dem Dämmer darüber; wie feingliedrig trotz ihres tagtäglichen kräftigen Zupackens die Finger waren, der rührende breitgepreßte Daumennagel — sein Faß war ihm einmal darauf gerollt ... in seiner Kindheit ... drüben in Deutschland —

Sie fühlte, wie ihr Herz wärmer zu schlagen begann, eine Ahnung spülte in ihr herauf: diese Hand, diese gute einsame Hand — sie sah wieder hoch, sie erschrak, ihr Blick traf sein müdes, verquältes Gesicht, er litt, der Vater litt, sie vergaß, daß sie es nicht verstand, sie fühlte ihn sich plötzlich wieder so nah: ein Drang zu ihm hinzugehen, ihn in die Arme zu schließen —

Sommer ging zum Tisch hinüber, er nahm gedankenlos die Mappe zur Hand. Berthe preßte die Schultern zusammen, ihr Herz erlosch — Grundgütiger Gott, wenn er sie öffnete! —, sie fühlte nur noch Angst — Sie atmete auf: Sommer hatte die Mappe ebenso achtlos wieder hingelegt.

«Schön. — Was hast du denn?» Er bemerkte, daß Berthe bleich geworden war, er mißdeutete es. «Aber, aber! So schlimm ist es nun wieder nicht. Man muß nur einmal reden darüber. — Eigentlich wollte ich —»

Er ging ins Zimmer. Es fiel ihm schwer, das erste Wort zu finden.

Plötzlich war es ihm durch den Kopf geschossen: er hatte sie hier oben aufgesucht, um den Weg zu ihrer Liebe zu finden, er wollte der Vater sein, der ihr gefehlt hatte, statt dessen sprach er mit ihr von fremden Dingen, seinen eigenen Angelegenheiten, seinen eigenen Sorgen — Er kehrte zurück und setzte sich wieder zu ihr hin.

«Ich habe damals ... na, du weißt schon draußen im Wäldchen —» Er stockte — «Es kam so unvermutet... und gerade Maurice ... Du hättest dir weiß Gott jemand Besseres aussuchen können, wenn du überhaupt ... na.»

Berthe antwortete nicht, ihr Kopf stand unbewegt auf dem braunen kräftigen Hals.

«Ihr — seht euch doch nicht mehr, wie? — Was sagst du?» Berthe hatte lautlos die Lippen bewegt, sie schüttelte den Kopf. «Schön. Ich wollte dir nämlich sagen: Ich mag da keine Heimlichkeiten. Ich habe meine Gründe, warum ich Maurice ... Ich meine, du sollst Vertrauen zu mir haben ... Wenn du Maurice gern hast —?»

«... — — —»

«Ob du ihn gern hast, Kind?»

«Ob ich ... Nein ...» Ihre Blicke irrten ratlos, Tränen traten in ihre Augen.

«Nun nun!» Er griff nach ihrer Hand. «Bin ich denn so ein böser Vater?»

Sie senkte die Stirn, ihre Lider preßten sich zusammen. Er sollte nicht, sollte nicht —

«Es ist doch nur für dein Bestes, Kind! Wen hast du denn außer mir, um über dich zu wachen — wo Mutter nicht mehr bei uns ist?» Er seufzte «Ja —»

Er stutzte, sein Blick fiel über ihre vorgeneigte Schulter, blieb an einem Gegenstand haften, der auf der Tischplatte stand: ein bronzenener Empirerahmen, darin Haar von Verschieden getöntem Blond geschmackvoll zu einem blumenhaften Ornament geordnet, Tante Aimée war die Künstlerin, sie hatte in ihrer Jugend geschmackvoll ihr Brot damit verdient. Sein Platz war sonst unten zwischen den gehäkeltten Baldachin-Vorhängen von Marie Louises Toilettetisch gewesen, seit wann stand es hier oben —?

Berthe folgte dem Blick des Vaters, er sah sie an, sie war rot geworden. Er schwieg. Sie wußten es beide im gleichen Augenblick: Marie Louises Haar aus verschiedenen Lebensjahren, ihr Bild schräg gegenüber — Eine trotzigte Festung war das, eine letzte heimliche Zuflucht — «Hm ja. — Was ich noch sagen wollte, es bleibt also dabei: Du läßt dir von Mademoiselle Blaire keine Flau-

sen in den Kopf setzen, nicht wahr? — Am besten du gehst gar nicht mehr hin. — Gute Nacht.»

«Gute Nacht.»

Er zögerte. Ein Wort lag ihm auf der Zunge — ein zorniges? ein gütiges? Er sprach es nicht aus.

Wer sich um diese Stunde trotz des Wetters Ferme de la Haye vom Osten her genähert hätte, würde ein auffälliges Bild gesehen haben: in dem kaum unterscheidbaren Massiv des Wohnhauses oben rechts und links zwei erleuchtete Fenster, darin, hinter dem sprühenden Vorhang des Regens, zwei unbewegliche Gestalten, größer die eine, mit im Licht flirrendem Haarkranz die andere. Der Mann trat zurück, das Mädchen beugte sich vor —

Berthe war verstört zurückgeblieben. Sie ahnte, daß etwas gewesen war, das anders hätte sein sollen. Der Vater, wie er hinter dem Sessel stand — sie hatte sich ihm so nahe gefühlt, warum schalt er dann auf Maurice? Hatte er es denn nicht gespürt: ein Wort, ein Blick, und alles wäre wie früher gewesen —

Sie stand auf, sie verschloß die Tür, sie kehrte zurück und öffnete die Mappe — welch schrecklicher Augenblick, als der Vater sie zur Hand genommen hatte! —, ihre Schrift sah sie an, die unbeholfenen dicken Buchstaben mit Köpfen, die sich zueinander neigten ... Nein, sie mochte nicht weiter schreiben, sicher holte Maurice den Brief wieder nicht ab, er lag da, armselig verloren, der Regen würde ihn einweichen —

Ein Gefühl verzweifelter Hilflosigkeit überkam sie. Warum sagten sie nicht, was sie wirklich meinten, Maurice, der Vater — So viel quälendes, überflüssiges Zeug! —, warum stand da überall etwas dahinter? Ihr Kopf war nicht gemacht dafür — Weil sie zu dumm? weil sie eine Frau war? Sag es mir, Mutter, sag es mir —

Das Bild vor ihr lächelte sie an, sie erschrak, es erschien ihr plötzlich fremd, ein Hauch von Gewesenheit ging davon aus, so hatte die Mutter einmal gelächelt, sie lächelte nicht mehr — tot — eine Tote ... Berthe sprang auf, es graute sie, sie ging zum Fenster und starrte hinaus.

Regen, Regen, grenzenlose Einsamkeit — Triefend standen die Äste der Obstbäume zu ihr herauf, die schon sich färbenden Blätter schimmerten naß in dem ausfallenden Licht, Berthe beugte sich vor, eine Erinnerung stieg in ihr auf: Damals — sie lag da unten im Grase, ihre Schultern spürten die harte Erde — ein Weinen drang vom Hofe herüber — Marthe — sie hatte sich nur um so satter in die Halme gepreßt — sie trat ins Zimmer zurück, sie ging zum Tisch, sie nahm das Bild Marie Louises und preßte es leiden-

schaftlich gegen die Brust, es half nichts, Tränen rannen darüber hinab, sie schluchzte eintönig und leise.

Sommer starrte in die Nacht. Berthe — er hatte sie gerufen, er war voll guten Willens gewesen, kein Schall drang hinüber über die tote Zone von Herz zu Herz. Sie war vor ihm zur Mutter geflüchtet, konnte er dafür, daß seine Kehle rauher klang? Mag sein, Kind, ich bin ungeschickt gewesen, täppisch — was brauchte ich dir von Maurice zu reden, ihn dir madig zu machen, so madig, wie er wirklich ist —, warum habe ich das rechte Wort nicht gefunden oder warum fandst du es nicht, hast du es denn nicht gespürt, die hilflos hilfsbereite Liebe, Marcel hat es doch gefunden, damals — warum nicht du?

Regen, Regen, grenzenlose Einsamkeit — jetzt saß sie vielleicht da drüben vor den beiden Rahmen, verbockt und fremd, zwei sattsam bekannte Falten auf ihrer jungen Stirn. Marie Louises Falten, wie oft hatte er sie glatt gestrichen, mit einem Scherzwort, mit einer liebkosenden Bewegung — ja: Es trug hinüber von Blut zu Blut, überwallte das Fremde, Liebe zwischen Mann und Weib, jetzt stand es als eine doppelte Mauer — Ah nein, es war nicht sein Ungeschick, tiefer lag es. Liebe von Menschen, die nicht im Einklang des Alltags geht, Fremdheit der Sinne, der Seele, was weiß man davon?

Sommer trat zurück. Die weiße Leere des Bettes starrte ihn an, er ging zu dem kleinen Toilettetisch hinüber, die Spitzenvorhänge waren weit hinüber gezogen, er schlug sie zurück. Die mit feinem Batiststoff überspannte Platte lag leer. Die lieben kleinen Dinge, die eine Frau gebraucht — er hatte es nicht ertragen, sie schon am Tage nach Marie Louises Begräbnis tief in einer Schublade geborgen, ihr Haarbild blieb da wie das Allerheiligste in einem Altarschrein, jetzt stand es dort oben, seit Tagen — oder Wochen — —? Er hatte es nicht vermißt.

7

Der „Boche, der tanzt“ sah seinen größten Tag nach dem aufregenden, der ihm den Namen gegeben hatte. Unversehens waren am späten Nachmittag Quartiermacher auf der Mairie erschienen, zwei Kompanien sollten die Nacht im Dorf untergebracht werden. Man war ein wenig erschrocken, in dem beginnenden Regen hatte es da unten wieder zu bullern angefangen — ah, kein Gedanke, daß man sich diesmal täuschte! —, aber dann war es gerade beruhigend gewesen. Territoriale, Jahrgänge, die nicht mehr zum

Kampf eingesetzt wurden, sie würden für die vom Feinde freien Orte des Nordens bestimmt sein, für Lille oder Douai vielleicht — Sie selbst wußten nichts.

Sie lagen in den Quartieren, sie trockneten die vom Regen durchweichten Uniformstücke, mißmutig eine zerkrautschte oder eingelaufene Hose betrachtend: nicht viel besser das Zeug als das erste, das man ihnen gegeben hatte, sie sprachen nicht viel, sie waren gesetzte Leute, sie dankten freundlich für das Gute, das man ihnen überschwenglich antat, sie zogen wohl eine kleine Göre auf die Knie und strichen ihr über das Haar, die Unternehmenderen wagten sich noch einmal in den Regen hinaus, unter den Torbogen, wo die Mägde standen, prustete und quietschte es — sie füllten die Schenke der Baudaires bis auf den letzten Platz.

Die Stube, weiträumiger als die der Sauvets, der Größe Saillys entsprechend, erreichte sie nicht an sauberer Behaglichkeit. Die kleinen runden Marmortische städtischen Stils mit Sockeln aus Eisenguß — der ganze Stolz der Baudaires — standen ungemütlich herum, die Platten bewegten sich locker auf ihren Schrauben, die grelle, beständig zischende Azetylenlampe, die in einem schrullig gebogenen, verrußten Halter von der Decke herabhing, machte alles noch beziehungsloser, sie leuchtete unbarmherzig die Zeichen fehlender Pflege an: den abbröckelnden Verputz der Decke, die vergilbenden oder an der Ecke abgestoßenen Reklamekartons, die niemand entfernte, den Fliegenschmutz auf Rahmen und Glas zweier großer Kupferstiche, Szenen aus der Französischen Revolution, sie stammten noch von dem früheren Besitzer. Der Geschmack der Baudaires kam in anders gearteten Anschlägen und Arrangements zum Ausdruck, einer Affiche, — Maurice hatte sie mitgebracht, die eine bekannte Chansonette im Cancan mit hochgehobenem Rock über weißen Hosen und schwarzen Seidenstrümpfen zeigte, fächerförmig angeordnete Ansichtskarten mit plump erotischen oder fäkalischen Witzbildern — was wollte man, es traf, was es treffen sollte: eben begeisterte sich eine Gruppe wackerer Poilus, Familienväter, die es wissen mußten, mit eindeutigen Bemerkungen über ein dickes Weibsbild, das, nach vorne gebeugt, den Hintern in Herzform herausstreckte, vom Pfeil eins unsichtbaren Schützen ins Zentrum getroffen. Dem Schanktisch gegenüber stand ein großes Orchestrion, mit seinem Spiegel- und Figurenschmuck war es so verdreckt und ramponiert wie alles übrige, ein paar frisch abgestoßene Stellen fielen doppelt grell heraus — Sollten sie, gerade sollten sie; man dachte nicht daran, das historische Stück des „Boche, der tanzt“ in seiner eindrucksvoll anklagenden Sprache zu

beeinträchtigen.

Maurice war in seinem Element. Der Alte sah gelegentlich zu ihm hinüber, mit der zufriedenen Gelassenheit, die so sehr im Gegensatz zu seinem früheren Wesen stand, es war, als sei sein eigenes Faxenmachertum nur dazu bestimmt gewesen, an den Sohn und Erfüller weitergegeben zu werden. Eine glückliche Familie, die Baudaires, nach manchen Wechselfällen des Lebens, die Mutter inbegriffen, an der Maurice mit einer fast ritterlich zärtlichen Liebe hing, sie saß fett und schlampig hinter dem Schanktisch, die niemals eingesteckte Flanellbluse auch heute herabhängend, die Haare unordentlich zusammengesteckt, sie hatte, langsam von Natur wie sie war, als junge Frau zu allem, was Pflege hieß, keine Zeit gehabt. Maurice fand selbst unter diesen Umständen die Gelegenheit, ihr kleine Handreichungen abzunehmen, es rührte ihn, wenn sie sich mit einer ihrer unbeholfenen Bewegungen bückte oder schwerfällig nach rückwärts griff, er fühlte sich froh belohnt durch den ihr eigenen Dankesblick, der in ihren braunen tiefliegenden Augen seltsam eindringlich aufblitzen konnte.

Hin und wieder ging noch die Tür, ein Ortsansässiger oder jemand aus einem der umliegenden Dörfer, es hatte sich schnell herumgesprochen, man wollte dabei gewesen sein. Baudaire Vater streifte sie mit einem schnellen Blick, er zwinkerte Maurice zu: Kein Platz, wenn nicht zu erwarten war, daß er einen ausgeben würde, man war es am Ende den Braven schuldig. Wo Zivilkleidung zwischen den Uniformen herausstach, sammelten sich die „Ungeheuer“ — die literhaltigen großen Bierflaschen der Gegend — auf dem Tisch, sie bildeten eine wahrhaft schreckerregende Batterie auf dem einzigen viereckigen, der, für die Stammgäste bestimmt, unmittelbar an den Schanktisch herangerückt war.

Etienne, jener Knecht, der sich an Sommer vergriffen hatte und von Ferme de la Haye entlassen worden war, führte das große Wort. Ratour hockte wütend daneben, er ärgerte sich, daß er den großschnauzigen Kerl aus reinem Tort gegen Sommer angenommen hatte. Sie waren in Maily-Maillet gewesen, um einem Aufkäufer der Intendantur eine Anzahl Rinder zuzuführen — ein ahnungsloser Idiot, der Knochen wie Fleisch bezahlte —, auch Cabochette war dort, Ratour hatte es gut gelaunt auf dem Rückweg begeißen wollen, jetzt saß man plötzlich dazwischen, außer den Soldaten nur angesehene Leute aus Saily, sie machten verschlossene Gesichter, wenn Etienne plump vertraulich zu ihnen hinüberprahlte.

Maurice ging und kam. Er versuchte die Bestellungen zu über-

hören, mit denen Etienne sich übernahm, er wußte, daß die, auf die es ankam, nur um so mehr zurückhalten würden, er flitzte zwischen den Tischen durch, er landete die riesigen Flaschen mit einem taschenspielerischen Schwung auf die Platte, so daß sie wie herangeflogen schienen, er hatte überall einen drolligen Ausspruch, in Argot oder piccardischem Platt, um Gesundheit zu wünschen, ein ausweichendes Witzwort, wenn jemand hintenherum nach dem verbotenen Schnaps verlangte. Man beachtete ihn zuerst nicht sonderlich, der oder jener ärgerte sich sogar: ein Laubengel, der angab, was! Aber Maurices gute Laune war unwiderstehlich: Scherzhaftes Geplänkel, Gelächter stieg auf, die ungeheizte Stube, in der es zuerst wie feucht und fußkalt gelegen hatte, wurde in dem lebhafter gehenden Atem, dem Stimmengewirr, dem Dunst des Weins und des dünnen, angenehm säuerlichen Bieres warm und behaglich.

«Mach die Klappe zu, du hast genug verkauft!» Der Friseur aus Lâon fuhr seinem Nachbarn über den Mund, einem mürrischen kleinen Buchhalter, er hatte ihn wider seinen Willen mitgeschleppt, er brauchte ihn, weil er widersprach, aber schließlich nur noch stumm die Achseln zuckte. «Man wird das nicht ein zweites Mal mit uns machen.»

«Glaubst du! Und wie sollen wir mit ihm beweisen, daß die Alten die Jungen wert sind?»

«Aber was denn! Er muß etwas sagen, wenn er den Oberbefehl übernimmt. Er ist ein feiner Kerl, Brugère, er war schon siebzig dabei, ich erinnere mich, als ich diente — Wirst schon dein Klappergestell morgen oder übermorgen bei einer appetitlichen flämischen Bürgerin wärmen, geh!»

Der Buchhalter antwortete nicht. Die Leute aus Saily und Bayencourt hatten bedenklich zugehört. Ein schöner Unsinn, daß die Territorialen nicht zum Kampf eingesetzt worden wären! Die hier stammten aus der Champagne und der südlichen Picardie, man hatte sie in den verhängnisvollen Augusttagen, schlecht ausgerüstet, ohne Artillerie, in den Norden geworfen, sie waren an der Schelde auf die Deutschen gestoßen, versprengt vor dem unwiderstehlichen Ansturm hatten sie sich östlich von Rouen wieder gesammelt, jetzt kamen sie, nach kurzen Ruhetagen, aus der Gegend von Amiens. Der alte General Brugère hatte das Kommando übernommen, ein Tagesbefehl ermahnte sie, ihm zu vertrauen, wie er ihnen vertraue — wo in der Tat? In den Festungen des Nordens, in Lille oder Valenciennes — näher vielleicht?

«Was sagst du, Prof? — Ah nein, immer schreiben, ich wüßte

nicht, wo ich mit meiner Birne hin sollte, du mußt dir doch schon zwei dicke Bände zusammengekritzelt haben, sag?»

Der Professor saß an der Schmalseite des Tisches, den Stuhl etwas zurückgeschoben, er bedeckte die Blätter eines Schreibblocks, den er vor sich auf den Knien hielt, mit einer feinen, gleichmäßigen Schrift. Er hatte ein durchgeistigtes Gesicht, schlohweiße Haare über der goldenen Brille, er stammte wie der Friseur aus Lâon, wo er Geschichtspräsident am Gymnasium war, im Nebenberuf betreute er das städtische Museum mit seinem Glanzstück, der merkwürdigen, aus Blei gegossenen Statuette Karls des Großen, er war in diesen schweren Wochen so zäh und kameradschaftlich wie nur einer gewesen. Sein Nachbar zur Linken, ein Arbeiter aus der Sektfabrik Henckell in Reims beugte sich neugierig zu ihm hinüber, unauffällig bedeckte er das Geschriebene mit der Hand —

«Ich sage, daß Brugère recht hat. Die Hauptsache ist, daß die Deutschen geschlagen sind und daß wir sie jetzt vollends aus Frankreich herauswerfen. Es kann nicht schwer sein — angenommen, daß man dafür sogar die Alten nimmt.»

Sein Ton war voll ruhiger Zuversicht. Er machte vergessen, daß die Worte bestätigten, was man befürchtete. — Nein, es war nicht mehr wie damals an der Schelde, Gott sei Dank nicht, die Marneschlacht lag dazwischen, die Verfolgung dauerte an, wenn sich der Boche auch verzweifelt an den Boden klammerte. Der Professor hatte sich wieder über seinen Schreibblock gebückt, die Buchstaben standen sauber wie in einem Dokument, er fühlte sich in seinem engen Bereich als Griffel der Zeit, Mithandelnder und Schauender zugleich, wie die römischen Geschichtsschreiber, von denen man mit Recht verlangte, daß sie Geschichte gemacht hätten, wenn sie sie beschrieben, er hatte seine Eintragungen selbst während der Kämpfe im Norden nicht ausgesetzt. Er fuhr fort:

«... also scharfer Umbruch der Marschrichtung (rechtwinklig von Pas) aus Nord-Ost nach Süd-Ost. Gegen Abend Geschützdonner. — Sollte noch einmal die klassische Hochfläche des Cambrésis und des Vermandois die Rolle erneuern, die sie so oft im Kampf der lateinischen Rasse gegen die Barbaren des Nordens gespielt hat? Die Lage scheint ernst: der Tagesbefehl Brugères, der Rückgriff auf eine überalterte und mitgenommene Truppe wie die unsere — man darf es sie nicht merken lassen, es ist der Glaube an den Sieg, der den Sieg verleiht. . . »

Neben ihm erzählten sie, aufgetaut, wie es an der Schelde gewesen war: Die Boches, man hatte sie gar nicht gesehen in ihren gemeinen grauen Uniformen, es war, als ob die Erde selber schös-

se, und dann: peng peng — ihre Artillerie, das haute euch hin, als ob sie ein Übungsschießen machten, ah nein, verflucht noch mal —

«Verrat! Nichts als Verrat!! Der Friseur schlug auf den Tisch. «Es waren Leute da, die ihnen Zeichen gegeben haben!» Der Buchhalter fuhr verächtlich mit der Hand durch die Luft: «Ah ——»

Der Friseur schoß herum, seine Augen glänzten über dem Bächlein und dem gepflegten Spitzbart à la Napoléon III.

«Du glaubst es nicht!» Er wandte sich zu den übrigen: «Er glaubt es nicht! — Man hat keine Spione verhaftet», fuhr er auf den nervös sich Zurückbeugenden los, «die mit Rauch aus den Schornsteinen Signale gegeben haben und sogar mit der Trikolore, die sie so oder so aus den Fenstern hingen? Du hast nicht von den Sümpfen gelesen, wo deutsche Ingenieure schon vor dem Krieg die Wege bezeichnet haben, mit Steinen, die in der Dunkelheit leuchteten, sag? Das sind alles nur Lügen, nicht wahr?»

Der Buchhalter kroch in sich zusammen, an seinem verbockten Gesicht war deutlich zu sehen, daß er nicht wagte, seine wahre Meinung zu sagen, die andern nickten zustimmend, der Gemischtwarenhändler aus Saily schien etwas sagen zu wollen, er wurde durch Etienne abgelenkt, der Ratour angestoßen hatte und halblaut auf ihn einredete. Ratour schüttelte den Kopf, sein Blick glitt in die Runde, er rückte seinen Stuhl beiseite: «Genug, genug, genug!» Etienne verstummte, etwas befangen unter den Blicken, die sich ihm zugewandt hatten. —

Vom Nebentisch scholl Gelächter herüber. Eben schilderte Maurice launig anschaulich die Szene, die ihm den neuen Namen „Zum Boche, der tanzt“ für „die Etablissements von Papa“ eingegeben hatte. Die Boches, Ulanen — klack klack klack klinge klanke — Maurice ahmte das Pferdegetrappel mit der Zunge nach — hatten «den lädierten Bauchredner da», das Orchestrion, auf die Straße geschleppt und bei seinem Spiel in der warmen Sommernacht stundenlang miteinander getanzt, «wahre Mondsüchtige — man hat sich verrenkt vor Lachen, obwohl es Donnernochmal nicht zum Lachen war, ein kleiner Dicker besonders, er hielt eine Kognakflasche an sich gepreßt und knutschte sie ab, als ob es seine Nutte wäre« — Maurice legte schräg den Kopf an die Bierflasche, die er gerade in der Hand hielt und walzte mit ihr, die Augen geschlossenen, den Bauch vorgestreckt, zwischen den Tischen durch.

Er hatte es geschafft, die Hände knallten von selbst ineinander, er war einfach großartig, der Bengel. Die Ortsansässigen, selbst die, die ihn sonst über die Achsel ansahen und ihn den Affen des Alten nannten, prosteten ihm zu, sie vergaßen, wie sie noch vor

kurzem über die Namensänderung gestichelt hatten — „Zum Boche, der tanzt“ anstatt wie bislang „Zum Weltfrieden“ —, sie fühlten das Bedürfnis, Maurices Triumph, der ein Triumph des Dorfes war, zu ihrem eigenen zu machen, überall an den Tischen sprach man vom Durchmarsch der Deutschen und von den schrecklichen Erlebnissen, die jeder einzelne dabei gehabt haben wollte.

Man mußte schon aufschneiden, es blieb nichts anderes übrig. Was denn auch! wenn der einzige Zwischenfall, das gewalttätige Eindringen einiger Leute in das Pfarrhaus, von dem Kommandanten der Deutschen persönlich beigelegt worden war — «Sie haben gepredigt, daß man die Deutschen nicht hassen soll» hatte er zur größten Verwunderung Hochwürdens gesagt, der Teufel mochte wissen, wie er es erfahren hattet — und wo die alte Sénard die einzige war, die am andern Morgen ein Lamento erhob, weil ihr ein altes Familienstück, ein elfenbeinernes Nadelbüchsen mit eingeleger Arbeit, abhanden gekommen war! Nun, es gab am Ende genug, was hätte sein können, noch genug außerdem, ein eindrucksvolles Nachtstück daraus zu machen: die späte Stunde, wo alles noch schlief, «ist man aus den Betten gesprungen, das war euch in den Häusern wie Insekten», die Requisitionen, Lebensmittel, Wein, Bettwäsche, Rauchwaren — kriegsüblich, aber darum nicht minder als unmenschliche Brandschatzung empfunden — es half dir nichts, wenn du was zu verstecken suchtest, sie fanden es im Handumdrehen, das hatte eine Wünschelrute hätte man sagen sollen —

«Aber was: Wünschelrute!» ereiferte sich der Friseur von neuem. «Sie haben es vorher alles ausgekundschaftet. Wir kennen es von Lâon, wo sie hinkamen, um die Kathedrale zu besichtigen, in das hinterste Höfchen haben sie ihre dreckige Schnauze hineinsteckt. Sag, daß es wahr ist, Prof!»

Der Professor lächelte. Nein, diese harmlosen Enthusiasten, die auch niemals einen Gang in sein Museum versäumten, waren wohl kaum Spione gewesen. Er wollte es aussprechen, der Gemischtwarenhändler kam ihm eifrig zuvor.

«Das ist, was ich sagen wollte! Sie wußten alles von hier, die Zentner Rüben, die wir ernten, wieviel Kühe es gibt, ihr Wachtemeester hat ein kleines Büchlein gehabt, er hat es mit vorgelesen und gefragt, ob es stimmt. Das ist Zauberei, oder was ist es?»

Maurice, der gerade ein paar Literflaschen offenen Rotweins hinstellte, griff schützend danach: Etienne war aufgesprungen und hatte mit voller Wucht auf den Tisch geschlagen, die Gläser sprangen und klirrten, er faßte unsicher nach der Stuhllehne hinter sich

und sah zu Ratour hinunter: «Man muß es sagen! So—fort. Un— unbedingt. Unbedingt und sofort! Warum sagen Sie es nicht?»

Ratour zuckte unwillig die Achseln. «Genug, he? Der Wein steigt Ihnen zu Kopf. Sagen Sie selbst, wenn Sie etwas zu sagen haben.»

Etienne schlug sich auf die Brust. «Tu ich auch! Ich sag es, hörst du! Es ist der Sauboche von da oben, der es ihnen verraten hat! Hast wohl Schieß, was? Ich nicht! Ich weiß, was ich meinem Vaterland schuldig bin: Du —»

«Schweigen Sie!»

Etienne klappte der Mund zu, er befand sich in einem Stadium der Angetrunkenheit, wo ein lautes Wort wie ein unwiderstehlicher Befehl wirkt. Ratour fuhr ruhig fort:

«Ich will nicht sagen — Der Bürgermeister und Herr Sommèr sind vielleicht ein wenig zu gut miteinander befreunden in solchen Zeiten —! Ich habe es selbst schon in der Gemeinderatssitzung vorgebracht, ich bin überstimmt worden» — er schoß aus schrägen Augenwinkeln einen Blick zu Cabochette hinüber, der verlegen zur Seite blickte — «Herr Sommèr ist übrigens selbst Gemeinderat. Allerhand, nicht wahr, ein geborener Deutscher französischer Gemeinderat in einem Augenblick wie diesem —»

«Allerhand? Unerhört ist es!» Der Friseur fuhr von neuem auf den Buchhalter los. «Was habe ich dir gesagt? Das ist auch wieder nichts, he? Und wir wundern uns, daß sie uns in die Fresse pfeffern, als wenn wir Schießscheiben wären! Das ist auch wieder nichts? — Red doch schon!»

Der Buchhalter, der zusammengesunken auf seinem Stuhl gesessen hatte, richtete sich auf. «Man müßte erst hören. Das ist viel — Gemeindevertreter. Heißt am Ende, daß man Vertrauen zu ihm gehabt hat, oder nicht?»

«Schön. Weil du es ganz genau wissen muß» Der Friseur sah ihn giftig an und wandte sich zu Etienne: «Reden Sie. Was haben Sie gesehen da oben?»

Etienne sprach nicht gleich, er griff sich an den Kopf, der Wein, Ratours kräftiger Anruf hatten ihn plötzlich stumpf gemacht, er wußte nicht recht, wie er beginnen sollte, ob da überhaupt etwas gewesen war. Aber unter den lebhaften Zwischenfragen des Friseurs, zu dem sich jetzt auch der Professor mit kleinen Nachhilfen gesellte, kam er allmählich in Fahrt, wurde der Verrat des Boche, an den er selbst einen Augenblick nicht geglaubt hatte, wieder über alle Frage offensichtlich und das um so mehr, je gespannter alle an seinen Lippen hingen. Was er aus eigenem berichtete, war im Kern nicht viel anderes als die hirnverbrannte Verdrehung des

Vorgangs, der zu dem Zusammenstoß mit Sommer und dem unvermuteten Eingreifen Pierres geführt hatte. Der Boche habe einem deutschen Flugzeug mittels zweier auffällig im Hof nebeneinander geschirrter Pferde, einem Schimmel und einem Fuchs, Zeichen gegeben, er war außer sich geraten, als Etienne irrtümlich den Braunen anschirrte; nicht ausgeschlossen auch, daß dieses Individuum, der Krüppel, mit ihm zusammenspielte, er hatte am Morgen des gleichen Tages die große Hofuhr am Taubenturm wohl an die fünfzigmal hintereinander schlagen lassen, «zu was frage ich euch, es war nicht ich allein, dem es aufgefallen ist». (In der Tat hatte Pierre damals das in Unordnung geratene Schlagwerk zeitgerecht ausschlagen lassen.)

Niemand von den Männern, die zuhörten, hätten das in ruhigen Tagen nicht als Erklärung gefunden, jetzt gewann die ein halbes hundertmal schlagende Uhr ein unheimliches Eigenleben, der Donner der Geschütze, die man am Nachmittag gehört hatte, mischte sich mit ihrem Klang, Erinnerungsfetzen von unvorstellbaren Machenschaften flatterten aus den von den Propagandanachrichten der Zeitungen durchgepflügten Gehirnen, die Szene im Tiefen Grund, von der jetzt auch Cabochette mit sinnfälligem Eifer berichtete, taten ihr übriges: ein wollüstiger Schauer vor dem unheimlichen Feind im Dunkeln überkroch die gierig vorgekrümmten Rücken. Ein Verräter, ein angesehener Hofbesitzer — ein französischer Bürgermeister, der nicht nur nichts gegen ihn unternahm, sondern ihn sogar beschützte! Jede Stunde, wo man es weiter duldete, war ein unentschuldbares Versäumnis, der Friseur schlug vor, sofort zu den Offizieren, die in einem villenartigen Wohnhaus am andern Ende des Dorfs ihre Messe hatten, hinaufzugehen. Der Professor schüttelte den Kopf, das war nicht der richtige Weg. Er bemühte sich ehrlich im Dunst trüber Triebe, von Angst und Sensationslust, klaren Kopf zu behalten, es lag nicht an seinem Willen, wenn es ihm nicht ganz gelang. Auch er war hier nur ein Teil der Masse, die an den Adel des eigenen Volkes, die Niedertracht des Feindes glaubte, er erinnerte sich eines befreundeten Offiziers, der ihm kürzlich in Rouen von organisierten Vorbereitungen der Deutschen bei Maubeuge erzählt hatte. Bei Maubeuge, einer Festung wohlbemerkt. Hier auf dem platten Lande war es der reinste Widersinn, es kam ihm nicht zum Bewußtsein.

«Sagen Sie mir noch eins», wandte er sich an Etienne. «Haben Sie auf der Ferme sonst nichts Besonderes bemerkt? — Auffällige Betonanlagen vielleicht?»

«Beton — hö?» Etienne schüttelte den Kopf.

«Man hat nämlich derartige Anlagen in Anwesen von Deutschen gefunden, die seit längerer Zeit in Frankreich leben. Ich habe es selbst von einem zuverlässigen Augenzeugen gehört: Fundamente zur Aufstellung von schweren Geschützen.»

Etienne schlug auf den Tisch. «Eh — die Scheune! Es ist ganz frisch gemacht!» (Was zutraf. Sommer hatte vor Jahresfrist den überalterten und schadhaft gewordenen Backsteinbelag der Scheune durch einen festen Betonboden ersetzen lassen.)

Zwei Augenpaare sahen sich an: Ratour und Cabochette. Ratours Blick erlosch, er rief Maurice heran und bestellte sich gleichmütig eine Tasse Kaffee. Cabochette stammelte: «Es ist wahr — man hat nichts dabei gefunden» —

«Möglich, daß es wirklich nichts bedeutet.» Der Professor hielt sich im Zaum. «Manches sieht sich in Lagen wie diese verdächtig an, was sich nachher als völlig harmlos herausstellt. Man wird das alles später einmal genau untersuchen. Immerhin... Es hat keinen Zweck, eine marschierende Truppe damit zu belasten, aber —» er wandte sich an Ratour, dessen hintergründige Intelligenz er unschwer erkannt hatte — «Sie sollten sich der Angelegenheit annehmen. Es liegen da doch eine ganze Reihe von Verdachtsmomenten vor, und wenn, wie es scheint, der Bürgermeister versagt — es gibt am Ende den Präfekten oder den Unterpräfekten, an den Sie sich wenden können.»

Ratour schüttelte den Kopf. «Nicht ich, Herr Professor. Man wird nur sagen, daß ich ihm aus persönlicher Feindschaft etwas will. Soll der es übernehmen!», er wies zu Cabochette hinüber. Cabochette lehnte sich unbehaglich zurück. «Aber nein ... Ich verstehe mich nicht darauf ... Du weißt das besser anzufassen.» «Damit du mich ein zweites Mal in Stich läßt, wie?» Ratour schoß einen hämischen Blick zu ihm hinüber.

«Es braucht weder der eine noch der andere von Ihnen zu sein» vermittelte der Professor. «Es ist vielleicht wirklich richtiger, daß Sie sich draus halten, wenn ein persönlicher Gegensatz zwischen Ihnen und jenem — jenem Gutsbesitzer besteht. Aber Sie» — er richtete seine Augengläser auf Cabochette — «können es ja mit andern in Ihrem Dorf durchsprechen, was meinen Sie? Es ist auch an sich besser, wenn eine so schwere Anklage eine breitere Grundlage erhält.»

«Natürlich... Man kann es machen...» Cabochette suchte vergebens, Ratours gleichgültig abgewandten Blick zu erhaschen. «Wenn Sie glauben —»

«Es ist Ihre bürgerliche Pflicht. — Sie werden wenigstens dar-

auf achten, daß es weitergeht?» Der Professor blickte Ratour auffordernd an, er war nicht sicher, ob Cabochette aus Unbeholfenheit oder Bequemlichkeit die bürgerliche Pflicht nicht bürgerliche Pflicht sein lassen würde.

Ratour senkte den Kopf mit einer Bewegung, die ebensogut Abwehr wie Zustimmung bedeuten konnte. —

Maurice war inzwischen herangetreten und hatte den Kaffee gebracht. Er blieb eine Weile stehen, er schien zu vergessen, daß er das schwer beladene Tablett auf seiner linken Hand balancierte. Schräg rückwärts von ihm räusperte sich jemand, er sah hinüber, schrak auf: Der Vater, der mit unbewegter Miene hinter dem Schanktisch stand, ein kleines einverständlich mahnendes Augenzwinkern, aus der Stube riefen sie gutlaunig nach den bestellten Sachen, Maurice nickte und reckte sich zwischen den Tischen durch, das Lächeln um seinen hübschen Mund, über dem der Bart zu sprossen begann, war aufgelegt.

Eine scheußliche Geschichte, Teufel nochmal, in die er da hingeraten war. Der Alte hatte mehr als recht, wenn er in der letzten Zeit immer eindringlicher dagegen bohrte, nicht mit Vorwürfen oder gar Verboten, so standen sie nicht miteinander; er hatte nichts dagegen gehabt im Anfang, als Maurice es ihm bereitwillig und sogar ein bißchen prahlerisch durchscheinen ließ, im Gegenteil, er sah, was dabei heraussehen könnte — aber jetzt! Ah nein, die Tochter eines Spiones, der vielleicht übermorgen verhaftet würde. . . Geschah ihm schon recht, dem Schweinehund, der einem wie einen Landstreicher davongejagt hatte, der Hof war dann sicher auch futsch — wie gut, daß man dem Mädels aus instinktiver Vorsicht und mehr als man wollte ausgewichen war. Wenn es nach ihr gegangen wäre. . . Maurice fühlte, wie ihm plötzlich allen vernünftigen Überlegungen zum Trotz das Blut in den Ohren sauste. Ihr heißer Körper, ihre leidenschaftliche und weibsreife Hingegenommenheit, so unschuldig und rührend dabei trotz aller Glut. . . Es schmerzte irgendwo da innen — Liebe? Man war schon ein dreckiger Hund — Eine scheußliche, scheußliche Geschichte —

Es fiel ihm schwer, auf den Ton lärmender Frotzelei einzugehen, zu dem er selbst erst ermuntert hatte. «Hast du was?» Die Mutter, die mit eigenartiger Feinfühligkeit um ihn Bescheid wußte, sah ihn mit leichter Sorge an, als er wieder einmal zu ihr trat. Er schüttelte den Kopf und beugte sich verstimmt zum Kasten des Schanktisches, um ein neues Gebinde hervorzuziehen. Was denn! Die Gäste, besonders diese, hatten ihren Spaß zu bekommen, ein Vortrag, ein paar nette Lieder, etwas, was man bringen konnte,

auch wenn man nicht grade in Stimmung war. Schon schmetterte ein freches Chanson — ah nein, nichts Patriotisches! — in den Saal, der Beifall prasselte, Maurice holte ein paar neue Walzen aus dem Schrank des Orchestrions hervor, alte beliebte Gassenhauer «Sie ist ein leckrer Brocken», das Lied von der kleinen Tonkineserin, die ihrem Kolonialsoldaten zur Nacht eine höchst eindeutige Geographie beibringt, «Komm, mein Hühnchen» besonders, das alle, auch die am Tisch des Professors in fröhlichster Ausgelassenheit mitsangen — nicht ahnend, daß dieses populärste von allen neueren Schlagern als «Komm Karlineken» zuerst im Lande des Feindes, und mit nicht geringerer Hingabe, gesungen worden war. Maurice merkte nicht, wie es ihn selbst allmählich wieder hinnahm, er hatte einen Satz abgestimmter Gläser hervorgeholt und spielte die Begleitung darauf, bleng schepperte es einmal falsch — geh weiter, es kann nicht immer alles stimmen, er schnalzte genießerisch — Es tat gut, ihr über die festen Brüste zu streichen. . .

Ein munteres Hornsignal draußen, das sich wiederholte und näher kam, ein unwillig überraschtes «Eh!» drinnen: 10 Uhr, solltest du es für möglich halten, man mußte sich, besonders die ferner Untergebrachten, beeilen, wenn man noch vor dem letzten Blasen im Quartier sein wollte. Die Sous flogen auf den Tisch, die Baudaires, Mutter, Vater und Sohn kassierten mit taschenspielerischer Fixigkeit, Hände streckten sich zum Abschied hin, schon pergamenten vergilbende darunter, der Professor beugte sich noch einmal zu Cabochette «Sie vergessen es nicht, nicht wahr?», die andern drängten ihn vergnügt plaudernd beiseite, «Los Prof!» — Das hätte man nicht gedacht, als man das Nest heute abend da liegen sah, nicht wahr?

In den Quartieren gab es noch lange keine Ruhe, die Zurückkehrenden erzählten denen durch das Versäumte doppelt grämlichen Kameraden, wie schick es gewesen war, der Ort schien fröhlich hinter ihnen her zu lachen, als sie am Morgen hinausmarschierten. Einer schmunzelte Tage später im Graben vor Thiépval «Erinnerst du dich noch, dieser Teufelsjunge in Sai —» als ihm die Kugel das Wort wegriß.

Ratour stand auf, Cabochette machte Miene, ihm zu folgen, er stieß ihn unsanft zurück «Bleib doch!». Cabochette wagte nicht zu widersprechen, er hatte schon ein paarmal vergeblich versucht, mit dem Alten über »dies Dings da mit dem Präfekten« ins Gespräch zu kommen, man war, die Zivilisten, nach dem Weggang der Mannschaften zusammengedrückt, um den aufregenden Abend bei einem Glas entbehrten Kirschs zu beschließen. Ratour griff nach Hut und Mantel und ging hinaus.

Auf der stockdunklen Straße rauschte der Regen, Ratour streckte den Arm vor, es war wie eine Wand, an die man unmittelbar stieß. Er schritt die Dorfstraße hinan, hin und wieder warf ein erleuchtetes Fenster einen stäubenden, flirrenden Lichtbalken in das Dunkel. Ratour setzte stetig Fuß vor Fuß, er kicherte, er dachte, wie oft er als junger Mensch so von Abenteuern in der Umgebung zurückgekehrt war — man mußte sich von der Straße leiten lassen, nichts mit den Augen machen vor allem. — «Sauwetter!», er näherte sich der Höhe, eine Bö setzte über den Rand, überschwemmte ihn mit einem prasselnden Regenschwaden, er kämpfte sich vollends aufwärts, blieb stehen, undurchdringlich lag vor ihm die Nacht.

Was denn, was denn! Er schüttelte den Kopf: selbst bei einer Dunkelheit wie dieser mußte die Masse des Orts von hier aus erkennbar sein, Dreck und Donner nochmal, er war an der Gabelung unten rechts statt links gegangen, den Weg nach Souastre, er hätte ihn an seiner schlechteren Beschaffenheit erkennen müssen, man wurde alt — Los, der Umweg war nicht so schlimm, aber der Weg von Ferme de la Haye her würde grundlos sein.

Ferme de la Haye —

Ratour fühlte wie sein Herz mit wilden, triumphierenden Schlägen zu schlagen begann, der liebe Gott hatte seine Schritte hier heraus gelenkt, drüben lag sie, unsichtbar, genug, sie zu ahnen, ein Stück Nacht in der Nacht, ein sehr kompaktes Stück, hehe, gut hatte er das gemacht, ausgezeichnet gemacht, er würde es weiter so halten. Auf Cabochette achten? Nein Prof! Etienne war da, der finstere Flegel, der bei nächster Gelegenheit vierkantig an die Luft flöge, er würde es morgen im Dorf herumtratschen und dafür sorgen, daß der klobige Klotz seinen Auftrag nicht vergaß.

Ratours Gang war sicher geworden, du wirst nicht umsonst alt, nicht im Kopf und nicht in den Beinen, jeder Schritt hier bei den eigenen Feldern war ihm vertraut, er erreichte die Kreuzung, links

nach Bayencourt hinunter, rechts nach Ferme de la Haye — Lautlose Nacht, nur der einsame Fall des Regens im Wind, kein Hall mehr der Schritte, die von Sailly hierher heraufgekommen waren — hatte den Mann die Erde verschluckt? Ein Räuspern, ein unwilliges Gemurmel, ein Fluch auf sich selbst, Ratour wandte sich nach rechts, es zwang ihn, es zog — ah, blöde Schweinerei, er war auf das Feld geraten, er tastete mit dem linken Fuß: der Grasstreifen am Rand, er fand auf den Weg zurück, er folgte der Wagenspur, stolpernd und glitschend — es machte ihm nichts, er schmatzte greisenhaft: die fette, lehmige Erde, Weizenerde von Ferme de la Haye — fall nur, hihi, er rappelte sich wieder auf, an seinen Knien klebte der nasse Lehm —

Aus dem kaum unterscheidbaren Massiv des Wohnhauses leuchteten zwei Fenster, darin, hinter dem sprühenden Vorhang des Regens zwei dunkle Gestalten, größer die eine, im lichtflirrenden Haarkranz die andre —

Ratour starrte hinauf, seine Füße versanken in dem umgebrochenen Erdreich, er spürte die Kälte nicht, die ihm durch die tiefenden Kleider drang, seine Glieder brannten — ah es war nicht umsonst gewesen: dort stand er, der Feind, der ahnungslose, endlich, endlich, endlich umstellte Feind — er duckte sich unwillkürlich, obgleich doppelt gedeckt im Dunkel hinter Hecke und Bäumen des Obstgartens, Sommer trat zurück, das Mädchen beugte sich vor — Ratour preßte die Lippen zusammen, ein Unbehagen stieg in ihm auf, er zwang es zurück: Berthe, er hatte sie immer gern gesehen, ein stämmiges, argloses Kind... Um so schlimmer für sie, *seine* Brut, ah geht alle zum Teufel! seine Augen glühten hinauf, die Kleine zu Haus, sie würde einmal da oben stehen — «Recht, mach, daß du wegstommst!» Berthe war ins Zimmer zurückgegangen, auf der dämmrigen Decke schwankte ihr schwarzer, verzerrter Schatten.

Ratour zögerte ärgerlich: Immer noch in Abständen schlug der Hund an, er hatte ihn, als er sich der Einfahrt näherte mit wütendem Geheul empfangen, er würde ihn beim Rückweg nur um so rasender verbellen. «Wart ab, du Bastard!» Ratour fluchte, eine abergläubige Angst hatte ihn befallen, daß alles umsonst gewesen sein würde, wenn man ihn hier oben erblickte, er hob die von Lehm und Nässe schweren Füße, er stapfte auf dem Acker weiter die Hecke entlang, den pfadlosen, grundlosen Weg, um die weit hinausgreifende Nordseite der Ferme —

Im Leutehaus kreischte ein Fenster, eine Männerstimme fluchte, Treux Gebell verstummte, ein leises Winseln nur, über den nas-

sen Boden streifte die Kette, ein ruheloses Hin und Her, der Hund beruhigte sich nicht, der Wolf strich ums Haus.

Zweites Kapitel

1

Ein Gendarm vom Posten in Acheux bog auf seinem Fahrrad in den Hof. Er brachte Bary ein behördliches Schreiben. Die Postverbindungen waren noch nicht recht wieder in Ordnung. Man wählte für eilige amtliche Mitteilungen diesen kürzeren und sichereren Weg.

Bary saß beim Frühstück. Er hatte seine Papierwirtschaft an einer Stelle des Tisches ein wenig zusammen geschoben, gerade so viel, daß die Tasse für den Milchkaffee — eine kleine Suppenterrine eher als eine Tasse — Platz fand, er tunkte ein Hörnchen ein, graumilchige Flecken netzten die Tischplatte, kräuselten vereinzelt die zunächst liegenden Papiere. Bary kaute den Bissen zu Ende, schluckte: «Herein».

Er tastete nach der Brille, setzte sie auf. «Sie sind es, Colin! Na, was gibt's? Nichts Unangenehmes, hoffe ich.» Er nahm dem Gendarmen den Brief ab, ohne darauf zu sehen. «Was sagt man bei Ihnen über das Gebummre? Das steigt verflucht gegen den Norden, sollte man meinen.»

Der Gendarm zuckte die Achseln. «Weiß nicht, Herr Bürgermeister. Die Herren arbeiten wie immer.» «Ausgezeichnet! Das ist beruhigend, wenn sie arbeiten, nicht wahr? Kommen Sie: einen Kirsch. Es ist schon recht frisch nach dem Regen heute nacht. Die Hackfrüchte werden zu Wasser werden, wenn das so weiter geht.»

Der Gendarm trank das Glas stehend aus. Er wartete. «Die Empfangsbestätigung, Herr Bürgermeister.»

Bary nahm den Brief zur Hand. Ein Quittungsformular war mit einer Klammer an den Rand geheftet. Er legte den Brief auf die Papiere und unterschrieb. «Was macht die Familie?»

«Danke, alles in Schuß. — Es ist etwas unterwegs. Fragt sich, ob man noch hier sein wird, wenn es kommt.»

«Aber was denn? Das kann nicht mehr lange dauern.»

Der Gendarm lächelte und ging. Bary sah ihm durchs Fenster nach wie er sein Rad hinausführte. Er wandte sich zurück. Auf dem Haufen der zusammengeschobenen Papiere lag das blaue Viereck des amtlichen Schreibens kühl und klar. Bary griff danach, er drehte den Brief mißtrauisch in der Hand — gegen Quittung — von der Unterpräfektur in Doullens —

Er stutzte, er hatte den Umschlag beiläufig geöffnet, der steil unleserliche Schnörkel des Unterpräfekten fiel ihm in die Augen, er schob die Brille auf die Stirn und hielt das Blatt dicht an die Augen. Er las:

„Herr Bürgermeister!

Einige Bürger Ihrer Gemeinde haben Beschwerde geführt über die 'unentschuld bare Nachlässigkeit' (ich zitiere) in einer bestimmten Frage der Landesverteidigung. Ihre Angaben scheinen mir, vor allem auch in Anbetracht der öffentlichen Meinung, wichtig genug, um eine auf den Grund gehende Aufklärung zu rechtfertigen. Sie werden unverzüglich gemäß dem anliegenden Fragebogen zur Vernehmung des Hofbesitzers und Gemeinderats Bernard Sommer schreiten und die diesbezüglichen Tatsachen in Gegenwart eines Gemeinderats durch eine umfassende Haussuchung zu verifizieren suchen, gegebenenfalls den Verdächtigen vorläufig in Haft nehmen. Über das Ergebnis ist an mich und den öffentlichen Ankläger in Acheux Bericht zu erstatten.

Der Unterpräfekt

gez....."

Angeheftet war ein Protokollauszug, der die Anschuldigungen gegen Sommer, übrigens ohne Namensnennung der Beschwerde führenden Personen, zusammenfaßte. Bary war bleich geworden, jedes amtliche Schriftstück, selbst das harmloseste, hatte in seiner unpersönlichen Sprache etwas Drohendes für ihn: als ob irgendwo in der Ferne die Guillotine dahinter stünde. Hier schien sie empfindbar näher gerückt, er ging in die Küche, wo seine Frau mit Geschirr hantierte. «Komm nach vorn. Etwas Ungeheuerliches!» Sie trocknete die Hände ab und folgte ihm gemächlich, sie war gewohnt, daß er mit jeder Kleinigkeit zu ihr hinüberkam.

Sie griff nach dem Brief, er hielt ihn abwehrend an die Brust. «Der Unterpräfekt schreibt mir, daß ich auf Ferme de la Haye Haussuchung halten soll! Ah — die Schmierfinken!» Er schleuderte den Brief auf den Tisch, die Wut über die Umtriebe hinter seinem Rücken überwältigte seinen Respekt vor der vorgesetzten Behörde: «Sie hätten in Doullens auch etwas Besseres zu tun; als sich von schmutzigen Taugenichtsen dummes Zeug in den Kopf setzen zu lassen, ich bin am Ende der Bürgermeister, Himmeldonnerwetter noch einmal!»

Madame Bary nahm den Brief auf und las ihn sorgfältig durch. «Es ist vielleicht gut?» sagte sie zögernd.

«Was denn! Rede keine Dummheiten! Du kennst Herrn Sommèr nicht, nicht wahr?»

«Ah das, ja. Herr Sommèr — es wird ihm sehr weh tun. Du wirst es ihm erklären. Er hat es dann ein für allemal hinter sich. — Du hättest vielleicht nach außen nicht so sehr für ihn Partei nehmen sollen.»

«Ich hätte, ich hätte! Eine Schweinerei ist es, weiter nichts!» Er seufzte. «Na schön. Ich gehe gleich selbst zu Alcibiades hinüber.»

Er gab sich nicht zu, daß Dénise wieder einmal die richtigen Worte gefunden hatte. Er besaß die glückliche Veranlagung, Sekunden später zu vergessen, daß sie es war, die sie ihm gesagt hatte — um sich nur daran zu erinnern, wenn das, worum es sich handelte, schief gegangen war oder sich anders herausstellte.

Alcibiades hielt grade sein jüngstes Enkelkind auf den Knien, als Bary hereintrat, er ließ es eilig zu Boden gleiten, so daß es sich purzelnd in dem Strumpf verfang, den die Mutter im Begriff war, ihm überzuziehen. Es schrie gottsjämmerlich, Frau Choquet, Alcibiades Schwiegertochter, half ihm auf die Beine, sie entschuldigte sich peinlich überrascht wegen der morgendlichen Unordnung, obschon davon nicht mehr als sonst von der Ordnung zu erkennen war: die niedrigen Fenster maßen das Licht kärglich zu, als sei es ein Teil des Deputats, das den Bewohnern einmal zugestanden hatte. Die Kate gehörte als Arbeiterwohnung zum Schloß, sie stand leer seit die Léandres die Felder verpachteten, Choquet hatte sie gegen einen geringen Zins und die Verpflichtung, den anliegenden Garten in Ordnung zu halten, gemietet, als er heiratete. Jetzt stand er im Felde, Alcibiades hatte seine eigene kleine Wohnung aufgegeben, die Unterstützung für die Kriegersfrau und ihre vier Kinder reichte nicht weit, auch das kleine Gehalt, das er als Feldhüter bezog, konnte heute oder morgen auf das noch geringere der Altersrente herabsinken, man beließ ihm sein Amt, obwohl er seit Jahren nicht einmal mehr den vorgeschriebenen täglichen Gang durch die Felder unternahm: er so gut wie ein anderer, es geschah nichts Straffälliges in Bayencourt, man hatte sich an ihn gewöhnt, man genügte den gesetzlichen Vorschriften.

Alcibiades erstarrte in der Bewegung, als Bary ihm den Grund seines Kommens mitteilte. Es war offenbar, daß er wie meist, keine Ahnung hatte, was im Dorfe vor sich ging. Schweigend schlurfte er ins Nebenzimmer, man hörte ihn, wie er stöhnend und murmelnd die Schuhe anzog, es war seine Art, was auch geschah, einsilbig hinzunehmen, und sich hinterher in halblauten Selbstgesprächen damit auseinanderzusetzen. Die Dorfjugend, die vor seiner Poli-

zeigewalt immer noch einen scheuen Respekt hatte, ahmte sein Gemurmel im Chore nach, wenn er außer Hörweite war. — Sybille zog die Kinder weg, die sich Onkel Bary zutraulich näherten, ohne daß er wie sonst mit einem kleinen Spaß Einspruch erhob. Sie war aufrichtig bekümmert, Sommer hatte ihnen mehr als einmal aus der Patsche geholfen, durch eine zusätzliche, nicht eben drängende Beschäftigung ihres Mannes, durch ein Frankenstück, das er bei Gelegenheit in die Hand ihres Vaters gleiten ließ. Alcibiades erschien, indes er sich noch den Säbel umschnallte. So klapprig er sich auf den Beinen hielt, er sah in der sauber gepflegten Uniform beinahe hübsch aus (er war in seiner Jugend ein richtiger Weiberheld gewesen). Sie traten auf die Straße und gingen auf den Dorfplatz zu.

Vereinzelt stand wer in der Tür und grüßte. Bary dankte kurz und mit herrisch erhobener Nase. So gutmütig er war, man band nicht wohl mit ihm an, wenn ihn etwas auf Touren gebracht hatte. Cabochette kam die kleine gepflasterte Gasse mit dem schmutzigen Abwasserrinnsal neben seinem Haus hinunter, er machte kehrt und ging zurück.

«He!»

Er tat als hörte er nicht.

«He! Dich mein ich. Cabochette!»

Es blieb ihm nichts übrig, er wandte sich um und kam langsam zur Straße zurück.

«Los! Mach dich fertig. Man geht nach Ferme de la Haye.»

«Nach Ferme de la Haye? Wieso?»

«Du weißt von nichts? Natürlich weißt du von nichts! Es ist so weit! Da!» Bary hielt Cabochette das Schreiben des Unterpräfekten dicht vor die Nase. «In Gegenwart eines Gemeinderatmitgliedes. Das bist du doch, ein Gemeinderatsmitglied, oder nicht?» Seine Augen funkelten Cabochette durch die Brille an.

«Ich glaube. — Schön. Das hätte schon viel früher geschehen sollen, Bürgermeister. — Du wartest einen Augenblick.»

Er ließ Bary stehen und ging ins Haus.

Bary blieb betroffen zurück. Das war ernster. Cabochette! Denise hatte recht gehabt, daß er sich mehr hätte zurückhalten sollen. Er beschloß, den Gang, der ihm bevorstand, so förmlich wie nur möglich auszuführen.

Cabochette trat aus dem Haus. Schweigend setzten sie sich die Dorfstraße hinan in Bewegung, Bary und Alcibiades zusammen, Cabochette in zwei Schritten Abstand. Ein paar Kinder, die sich angesammelt hatten, folgten zögernd, sie blieben stehen, als Alci-

biades sich umdrehte und, die Hand am Säbel, ein paar Schritte auf sie zu machte.

2

Berthe atmete auf: Maurice kam den Ackerweg hinunter auf sie zu. Es war fast eine halbe Stunde über die Zeit, sie hatte gefürchtet, daß sie nicht länger warten könne, es war heikel, jetzt bei dem nas- sen unfreundlichen Wetter, man konnte nicht sagen, daß man et- was in die Felder gehe, auch mit Mademoiselle Blaire war es nach dem Verbot des Vaters zu Ende, sie hatte vorgeschützt, daß sie wegen einer Änderung ihres Wintermantels zur Schneiderin nach Foncquevillers hinüber müsse.

Maurice winkte ihr fröhlich zu, man merkte ihm nicht an, daß er bis zum letzten Augenblick mit sich gekämpft hatte, ob er hin- gehen solle, seine lüsterne Sehnsucht hatte gesiegt, vielleicht war alles nur dummes Zeug, was sie schwätzten, auf was kam es im schlimmsten Falle heraus: daß er davon gehabt hatte, was er da- von hatte haben können.

«Du hast warten müssen. Da war ein Bruder Papas, der mich nicht aus den Flossen ließ. Er hat einen Narren an mir gefressen, Geld wie Heu und keine Kinder, man muß ihm ein bißchen schön tun, verstehst du.» (In Wirklichkeit war nur ein Brief gekommen, in dem der Onkel nach grämlichen Klagen über seine schlechte Gesundheit mitteilte, daß er sich für den größten Teil seines Ver- mögens in eine Alters- und Pflegeanstalt einkaufen wolle.)

Berthe nahm Maurice schweigend bei der Hand und zog ihn an sich heran, so daß seine Schulter die ihre deckte. Maurice ver- stummte. Es war gut und zugleich beschämend, so mit ihr zu ge- hen, ein Strom vertrauensvoller Kraft strömte dabei von ihr über, man kam sich hamplig vor, mit Schritten, die nur mühsam das Gleichmaß der ihren fanden: der Schritt einer liebenden Gefähr- tin, mütterlich und treu in alle Ewigkeit, sie wußte nichts davon.

«Hast du meinen Brief bekommen?»

«Scheint so, da ich hier bin, nicht?»

«Bist du mir böse?»

«Wenn du schreibst, daß es nicht schön war!»

Sie senkte den Kopf.

«Man muß nicht dumm sein. Es ist schön, sich zu lieben, oder nicht?»

Sie nickte heftig, mit Tränen, die in ihren Augenwinkeln stan- den. Gewiß war es schön sich zu lieben... Hatte er denn nicht ver-

standen, daß sie sich unglücklich fühlte, weil es nicht schön gewesen war? Ihre Finger öffneten und schlossen sich über seiner Hand.

«Sag es mir, Maurice!»

«Was denn?»

«Warum du anders bist.»

Er löste ungeduldig seinen Arm. «Wenn ich dir sage, daß ich wie immer bin!»

«Du lügst.»

Es fuhr ihr hinaus, sie wußte kein anderes Wort, Maurices Gesicht flammte, sie warf leidenschaftlich die Arme um seinen Hals. «Verzeih mir!», sie schluchzte, das Gesicht gegen seinen Mantel gepreßt.

Maurice strich ihr schweigend über das Haar. Das war wieder einer jener Augenblicke, die er fürchtete, weil sie ihm seinen geheimsten Mangel zum Bewußtsein brachten. Er war nicht ohne Herz, ah alles andere als das, er liebte die Mutter mit selbstloser Zärtlichkeit, um so ausschließlicher, je zweifelhafter alles, was Frau hieß, sich in seinen trüben Sinnen spiegelte. Er hatte, ein lebhafter Bursche, die Liebe früh in ihren niedrigsten Formen kennen gelernt, dem zotigen Gewieher der Männer in der Kneipe zunächst, mit Mägden und Gelegenheitsarbeiterinnen, einer dicken Polin vor allem, die dem Vierzehnjährigen kaum etwas zu lernen übrig ließ; wo Gefühl ihm entgegen kam — in der Begegnung mit einer so unwahrscheinlich mageren wie blonden Chansonette in Amiens — war es von der kitschigen Sentimentalität einer Buntdruckkarte gewesen, und er besaß Instinkt genug, es in seiner flauen Belanglosigkeit zu erkennen. So faulte sein Herz. Der Mensch, der Berthes Liebe gewann, war sie schon nicht mehr wert. Was blieb, war, in Augenblicken, ein Ansatz zerknirschter Erkenntnis, Keime von Liebe und Zärtlichkeit — ein blasierter Zynismus, die körperliche Gier schwemmten sie hinweg, tragisch genährt durch Berthes gesunde Sinnenhaftigkeit, die er genoß und — im Grunde sich selbst darin — verachtete. Er wußte nicht, daß die jungfräuliche Unschuld, die ihn so oft an ihr überraschte, eins war mit ihrem Blut, das zwischen Herz und Sinnen keinen Zwiespalt kannte.

Sie löste sich, nahm ein Taschentuch und trocknete ihre Tränen: «Ich muß gehen. Du bist so spät gekommen.»

«Aber was denn! Er wird dir den Kopf nicht abreißen, wenn du eine Stunde länger ausbleibst.»

«Du weißt nicht. Ich fürchte, daß er Verdacht hat, er hat von dir gesprochen.»

«So. Was denn?»

Sie bewegte verlegen die Schultern.

«Er soll sich nicht mausig machen, hörst du.» Maurices Gesicht verzerrte sich, er hatte die erlittene Demütigung nicht vergessen. «Kann sein, daß man ihm bald beibringt, wer hier etwas zu sagen hat. Man weiß, was er macht, wiederhole ihm das nur, wenn er wieder einmal etwas über mich zu stänkern hat.»

«Aber was soll er denn machen?» Berthe sah unglücklich zu Maurice auf. Sie schlug die Augen nieder. Zum erstenmal streifte sie eine Ahnung: Maurices zweideutige Reden, Mademoiselle Blaire, die seltsame Rede des Vaters — «Ich weiß nichts davon» sagte sie leise.

Maurice lächelte unmerklich, es war unklar, was sich hinter diesem Lächeln verbarg. «Laß sein. Er kann uns gestohlen bleiben. Hauptsache, daß er dich gemacht hat.»

Er faßte sie unter dem Kinn, und versuchte sie an sich zu ziehen, sie sträubte sich und sah ängstlich den Weg hinunter. Maurice ließ sie anmutig los. Es war schon eine Schweinerei, das Land außerhalb der kurzen paar Sommermonate, und besonders diese blödsinnige Ebene, ohne Baum und Strauch und kaum einer Bodenfalte, man sah dich wie eine Signalstange über die Felder hin, jetzt arbeiteten sie auch noch in den Hackfrüchten, wo Tratschen das einzige, eifrig wahrgenommene Vergnügen war. Berthe hatte recht, jeden Augenblick konnte hinten jemand auftauchen, er dachte nicht daran, mit ihr gesehen zu werden.

«Eine Saugegend, sag was du willst. Ah, wenn man jetzt in der Stadt wäre, man könnte ein kleines Heimchen haben, mit einem Kanapee und einem netten kleinen Feuerchen im Ofen, wenn man nicht anders warm bekäme, möchtest du, sag?»

Berthe nickte, um ihn nicht zu verstimmen. Ach, ihr war nicht nach Phantasien zumute, noch dazu zu so leer daher geredeten. Ein Zimmer — was denn für ein Zimmer eigentlich? Da war der kühle, unfreundliche Tag, der jeden Augenblick wieder mit Regen drohte, die flache Senke, in der man verloren stand wie ein Tier, das keinen recht Schutz gefunden hat, da war vor allem der große Kummer im Herzen, der keine kleinen Spielereien duldete: Liebt Maurice sie noch so wie im Anfang, was hatte er, das er vor ihr verbarg, sie grübelte daran herum, hartnäckig und ausschließlich, er sollte es ihr heute sagen, er sprach doch sonst so viel, wie oft hatte sie gewünscht, daß er sie einfach in die Arme nahm, sie noch hielt, während er schon wieder zu reden begann.

«Also was denn? Geht man nach oben?» Maurice schwenkte den Kopf zur Seite, wo ein heckenartig sich hinziehendes Gebüsch den

Rand der Senkung säumte.

Berthe sah unschlüssig hinauf: Wenn sie mit ihm sprechen wollte — der öffentliche Weg, auf dem sie standen, machte sie unruhig.

«Es wird naß sein. Man kann sich doch nicht hinsetzen.»

«Ich sehe nach. Ich kann etwas Stroh hinbreiten.» Maurice kletterte schräg den flachen Hang hinauf und verschwand in dem schon gilbenden Buschwerk. Berthe stand unlustig und wartete. »He!« Maurices Stimme klang aufgeregt herüber, gleich darauf erschien seine Gestalt an der Stelle, die ihnen immer als Durchgang diente. «Komm schnell. Es gibt etwas Großartiges!» Sie stieg folgsam, ein wenig neugierig, den Hang hinan, er reichte ihr die Hand und half ihr über den letzten, steileren Abfall, der den Rand der niederen Talwandung bildete.

Sie lief in leicht vorgekrümmtem Bogen herum, so daß die säumenden Büsche rechts und links einigermaßen vor der Einsicht aus der Flanke schützten. Gegen das Feld hin aber, das unabsehbar eben verlief, erhob sich ein mächtigerer Schutz: ein großer Strohschober, in der geschlossenen Wucht seiner Form wie für die Ewigkeit auf diese natürliche Bastion hingebaut. Berthe liebte ihn beim ersten Mal, wo sie hierhin gefunden hatten, in dem blauen Septemberabend, der das sonst immer wie verschleierte Land mit klaren Konturen und satten Farben fast unwiederkennbar verwandelte, war seine goldene Wand ihr wie der tiefe Reichtum der Erde selbst zu Häupten gewesen. Jetzt stand er feucht und unheimlich unter den Wolken, die mit schnellem Lichtwechsel, hellerem und dunklerem Grau, von Westen nach Osten fuhren.

Maurice wies übermütig auf den Boden, der an einer Stelle mit einer dichten Strohschicht bedeckt war. Berthe bückte sich und griff mißtrauisch danach. «Aber — es ist naß.»

«Natürlich ist es naß.» Maurice kicherte kindlich vergnügt. «Siehst du denn nicht? Dahinter!»

«Ah —» Berthe sah. In den Schober war, wenig über dem Erdboden, eine niedrige Höhle gewühlt, grade breit genug, zwei Menschenkörper aufzunehmen.

«Ich war drin, es reicht nicht ganz für die Füße, aber du bist kleiner. Versuch doch mal! Ah, die klugen Halunken, sie sind tüchtiger gewesen, als wir, was?» Er strahlte, «Ein Nest, ein richtiges Kükennest für schlechtes Wetter! Man wird sich bei ihnen bedanken, wenn man sie einmal trifft, he?»

Berthe lächelte mühsam. Ein Hauch von Unsauberkeit schien ihr aus dem dunklen Loch zu quillen, wie aus den zerschlafenen Betten der Tagelöhnerfamilie im Leutehaus, die ihr zuwider wa-

ren, wenn sie frühmorgens an dem geöffneten Fenster vorbeiging. Wer mochte das gemacht haben? Sie schüttelte sich, wenn sie daran dachte, wie sie Elise in der Scheune dabei gefunden hatte; Strohhalme von Rock und Haaren zu entfernen.

«Ich mag nicht. Ich werde Stroh an den Kleidern haben.»

«Zieh es aus. Man wird nicht kalt haben da drin.»

Sie fühlte sich plötzlich wehrlos. Maurice, das Gefühl ihres Körpers, die Sehnsucht nach dunklem blutdurchrauschem Geborgensein überfiel sie mit lockender Macht. Er würde sie küssen, er würde ihr alles sagen, was sie zu hören verlangte — sie duldete stumm, daß Maurice ihr aus dem Mantel half.

«Aber nein!» sie griff flehend nach dem Stoff ihrer Bluse, die er zu öffnen versuchte.

«Aber wenn ich dich bitte! Du liebst mich doch, sag! Sie dürfen erst recht kein Stroh daran sehen.»

Sie ließ die Arme sinken, sie stand da, die nackten Schultern zusammengebogen, den buntkarierten Unterrock kindlich um die Hüften geknotet, sie zitterte.

Maurice drängte: «Komm, es ist kalt.»

Sie kroch auf den Knien in die enge Höhlung, Maurice folgte ihr, er preßte sie an sich —

«Nein!»

«Was denn!»

«Du sollst mich lassen, hörst du.»

Maurice ließ sie nicht. Er drückte sie nur noch fester an sich, sein Mund wühlte sich tief in den ihren, seine Hände griffen nach ihrer Brust, sie bog verzweifelt den Kopf zurück, sie suchte die Arme frei zu bekommen, es gelang ihr nicht, sie schlug die Hände herauf, ihre Nagel krallten sich in Maurices Gesicht, er ließ sie einen Augenblick los, er blutete, er warf sich von neuem über sie — «Gut! — So bist du also!» — Eine irre Wut überkam ihn, es war nicht seine Absicht gewesen, ihre nackten Schultern entflamten seine Gier, er hatte ihr Fleisch überwältigen wollen, die Frauen wehrten sich, man kannte das, es war vielleicht so schöner für sie — ah, eine bissige Katze, sie hatte ihm etwas vorgespield mit ihrem kindlich folgsamen Wesen, wer war sie denn schon —

«Du Tier, du boshafte kleines Tier. Das ist deine tückische Rasse, was? Boche. . . Komm her, Boche, man wird dich schon klein kriegen — Er riß ihr die Hand auf den Rücken, er hielt ihren Oberkörper mit dem seinen fest, sie schlug und stieß mit den Füßen, stumm und verbissen, seine Hand griff tiefer hinab — «Aaah!» —

Ein Schrei, ein geller lang hingezogener Schrei, Berthes Glieder

lösten sich, ihr Kopf sank zurück. Maurice erschrak, er gab sie frei und beugte sich ängstlich über sie.

«Ist dir was? — Hab ich dir weh getan?»

Sie antwortete nicht. Ihre Augen waren geschlossen. Ihr Mund vollführte eine seltsam kauende Bewegung, die Arme lagen reglos neben ihr.

«Berthe! — So sprich doch!» Er schüttelte sie. «Ist dir was? . . . Ah nein! Ah nein!» Er klagte verloren. Er griff nach ihrer Hand, und fühlte den Puls, der in schweren, gleichmäßigen Schlägen ging. Sie schlug die Augen auf. «Laß», sagte sie leise.

Er saß neben ihr auf, so hoch es eben gehen wollte. Er wartete — auf was? Es gab nichts mehr, auf das er warten konnte. — Daß sie sprechen würde, damit er ein paar verlorene Worte fände, um sein leeres Herz damit zu füllen?

«Du bist nicht böse, he? Es war nur, um Spaß zu machen», sagte er endlich. Berthe hörte ihn nicht. Sie lag da, die Augen weit offen in das Dunkel gerichtet, aus dem Strohhalme wie ebenso viele Nadeln auf sie niederstachen. Sie wußte alles mit einemal: daß er nichts wert war, daß er seinen niedrigen, niedrigsten Vorteil bei ihr suchte, daß er sie niemals geliebt hatte. Sie richtete sich auf, sie wehrte Maurice, der sie umfassen wollte, stirnrunzelnd ab, sie kroch aus der Höhle und begann sich schweigend anzuziehen. Sie ließ es geschehen, daß er ihr in den Mantel half und das Stroh aus ihren Haaren entfernte.

Sie gingen zum Weg hinunter.

«Also —» sagte sie.

Er nahm ihre Hand, sie lag ohne Druck in der seinen.

«Wann wird man sich wiedersehen?»

Sie sah ihn aufmerksam an, ihre Augen zwinkerten ängstlich.

«Ich gehe jetzt. — Nein, bleib» bat sie unruhig.

Sie blieb noch einen Augenblick am Wegrand stehen, als besinne sie sich auf etwas, dann ging sie langsam davon.

«Berthe!» Maurice war die Steigung hinaufgerannt, Berthe ging schon weitab zwischen den Feldern, sie wandte sich nicht um.

«Ber—r—rthe!»

Sie verschnellte ihren Schritt, sie lief.

Er starrte ihr nach, ein armseliges elendes Stück Mensch. Plötzlich wußte auch er, was ihn da, und für immer, verließ: der Rest dessen, was noch an reiner Jugend in seinem Herzen geblieben war.

«Aus», sagte er.

«Du hast alles gesehen?»

«Ja.»

«Es gibt nichts?»

«Nein.»

«Schön. Man wird dich nicht hindern zu gehen, wenn du Lust dazu hast.»

Alcibiades, der neben Cabochette stand, schmunzelte verstohlen in seinen weißen Walroßbart. Cabochette sah finster zu Bary hinüber, dann wandte er sich ab und ging zum Tor hinaus.

«Und ich, Herr Bürgermeister?»

Bary sah sich um, ob wer sie beobachtete. «Da!» Er fuhr in die Tasche. «Ein Gläschen bei der Witwe Maboeuf oder Bonbons für die Kleinen.»

Sie zwinkerten sich an, in ihren Augen funkelte es vergnügt.

«Ich brauche Sie nicht mehr, Feldhüter, Sie können gehen.» Alcibiades legte mit einer Bewegung, in der noch ein Rest alter Zäckigkeit war, die Hand an die Mütze und folgte dem Vorausgegangenen.

Sie hatten unter der östlichen Ausfahrt gestanden, Bary ging zum Wohngebäude hinüber. Er mußte Sommer erklären — wenn er es nicht so schon verstanden hatte. Cabochette, dieser elende Hammel! Benahm sich da in seiner klobigen Unverschämtheit, als ob er bei dieser Amtshandlung etwas mehr als nichts mitzureden hätte! Er hatte sich während der Vernehmung Sommers einen Päckchen Briefe hergelaufen und — er, der nicht einmal seinen Namen schreiben konnte! — zu lesen versucht, er hatte darauf bestanden, daß der unter Nr. 3 der Fragen angeführte Betonboden der Scheune mit einer Hacke ausgehauen wurde (ein Fundament für Geschütze? für Kinderkanonen vielleicht!), er hatte sich an ein paar Hofleute herangemacht, die neugierig herumstanden und sie ausgefragt. Bis Bary wütend hinüberging und ihm noch einmal das amtliche Schreiben unter die Nase hielt: «'In Gegenwart'... Das bist du und nichts weiter! Verstehst du!» Es war ihm nicht zum Bewußtsein gekommen, daß er in seiner Unbeherrschtheit gegen Dénises Rat wie gegen seinen eignen Vorsatz verstieß, er ahnte auch nicht, daß Cabochette sich nur — und diesmal ernstlich — auf die Hinterfüße setzte, weil er sich, zuerst unten in seiner Gasse und jetzt hier, unausweichlich in die Enge getrieben fühlte. —

Sommer saß noch in dem kleinen Arbeitszimmer des Erdgeschosses. Er hatte es abgelehnt, mit einem Ausdruck, der kein Zu-

reden duldeten, auf dem Gang durch das Anwesen dabei zu sein.

«Suchen Sie selbst, was Sie zu suchen haben.» In dem sonst so peinlich geordneten Raum standen überall die Schubladen herum, die er aus dem Empiresekretär gezogen und schweigend, wo sich ein Platz bot, auf Tischen und Stühlen verteilt hatte.

Bary blieb auf der Schwelle stehen. «Ein Schlachtfeld!» Er lachte. «Man könnte meinen, man wäre bei mir. — Weg damit!» sagte er mit einer scherzhaft weit ausholenden Bewegung. Sommer blieb ernst.

«Heißt das, daß Sie fertig sind? Das Ergebnis?»

«Aber was denn! Sagen Sie: Diese heimtückische Lumpenbande! Erwirkt hinter meinem Rücken in Doullens einen Haussuchungsbefehl —»

«Den Sie postwendend, ohne Widerspruch, ausführten, nicht wahr?»

Bary stutzte betreten. In der Tat, er hätte, wenn auch nicht widersprechen, so doch das Eingreifen des Unterpräfekten nicht einfach hinnehmen sollen. Indem er sich stillschweigend fügte, erweckte er den Anschein, als wenn er sich wirklich ein Versäumnis habe zuschulden kommen lassen.

«Sie werden am Ende nicht von mir verlangen, daß ich einen Befehl meiner vorgesetzten Behörde nicht ausführe», sagte er unsicher. «Sehen Sie: 'Sofort' — das ist sofort. Was hätte ich denn tun sollen um Himmels willen?» (Im gleichen Augenblick fuhr ihm durch den Kopf, daß er in Doullens hätte anrufen können, er hüte sich, es auszusprechen.)

«Nichts. Natürlich nichts.» Sommer ergriff eins der Schubfächer und stieß es in den Sekretär zurück. «Sie sind ein französischer Bürgermeister. Französische Bürger haben sich mit Recht über Sie beschwert, weil Sie gegen ein des Landesverrats verdächtiges Individuum nicht mit den erforderlichen Maßnahmen vorgegangen sind. Sie haben Ihr Versäumnis gutgemacht. Es ist alles in Ordnung.» Er nahm einen Stoß Briefe, der auf dem Tisch lag und warf ihn achtlos in die zunächst stehende Lade.

Bary war bleich geworden. «Ich verstehe Sie nicht. . . Sie wollen doch nicht sagen —»

«Ich will sagen, daß ich es endgültig satt bin!» Sommer schleuderte den Kasten, den er grade in der Hand hielt, so heftig auf den Tisch, daß die Papiere herausstoben und ringsum auf den Boden flatterten. «Ich bin es satt, zwischen Narren und Lumpen zu leben! Das ist mein Haus hier, verstehen Sie mich! Mein Haus! — Sie haben nichts darin verloren, ich hetze die Hunde auf jeden, der sich

hier noch einmal sehen läßt. — Gehen Sie zum Teufel!»

«Aber, Herr Sommèr. . . ich —»

«Ich ich ich! Es sind Ihre Landsleute —»

«So!» — Bary fühlte, wie unter dem ebenso ungerechten wie unerwarteten Angriff sein Blut aufkochte — «Und es sind nicht Ihre Landsleute, da drüben, wie?» Er stürzte zum Fenster und riß es auf — der Donner der Schlacht, der seit dem frühen Morgen keinen Augenblick geschwiegen hatte, brach mit blähender Gewalt herein — «Sie glauben nicht, daß man dabei mit Fug und Recht zum Narren werden kann — wenn wir die Lumpen einmal beiseite gesetzt sein lassen wollen?» Er schloß das Fenster wieder. «Es hat Verrat gegeben —»

«Das heißt, daß Sie mich für einen Verräter halten!»

Bary schwieg. In seinen Augen, die er auf Sommer gerichtet hielt, stand tiefer ehrlicher Schmerz. Sommer trat an den Tisch. Er nahm einen gebündelten Packen Briefe auf und ließ ihn wieder fallen. «Verzeihen Sie!» sagte er einfach.

Bary antwortete nicht gleich. Er machte nachdenklich ein paar Schritte, soweit die Enge des Raumes es ihm gestatten wollte. «Sehen Sie» — sagte er und blieb vor Sommer stehen — «Dénise — Sie halten sie vielleicht für dumm —»

«Aber nein.»

«Sie ist es nämlich nicht», fuhr Bary ernsthaft fort. «Sie meint — Man hätte sich vielleicht ein bißchen mehr in die da hineinfühlen sollen —»

Sommer hob fragend den Kopf. «Wer, die da —?»

«Eh — die da —» Bary vollführte eine unbestimmte Bewegung mit der Hand. «Vielleicht ist es auch nur Unsinn, was ich sage — Das ist verflucht ungemütlich da drüben, wie?»

Sommer gab sich Mühe, Barys Sprüngen zu folgen. «Nun ja, obwohl —» «Sie halten es mir nicht nach, nicht wahr?»

Bary streckte Sommer herzlich die Hand hin. «Man hat — wir brauchen nicht darüber zu reden, was?» Sommer schlug ein, er versuchte ein Lächeln.

«Ach ja —» Bary trat ans Fenster und sah in den Hof. «Immerhin: Sie sprechen ihre Sprache, Sie kennen sie — wenn es hierher kommt, während wir . . . es wird doch nicht, was meinen Sie?» «Aber nein.»

«Also denn — Nein, bleiben Sie» wehrte er ab. «Es ist besser, wenn Ihre Leute uns nicht freundschaftlich zusammen sehen. Und noch einmal: keine Verstimmung, nicht wahr? Ich vertrage es nicht.» Er entzog sich Sommers Antwort. «Auf Wiedersehn.»

«Herein.» Es klopfte zum dritten Mal, Sommer hatte es nicht gehört, er saß untätig an der herabgelassenen Platte des Sekretärs, seine Hand lag lose zusammengeballt darauf, er hatte sich halb zur Tür hingewandt —

«Pierre. — Ja so.»

Er strich sich mit der Hand schräg über Stirn und Augen, es schien ihm eine unzumutbare Anstrengung, zu überlegen, was jetzt dort draußen geschehen solle. Er hob den Arm mit einer müde den Raum umfassenden Bewegung und ließ ihn wieder sinken. Alles lag noch so wie in dem Augenblick, wo Bary ihn verlassen hatte. «Du siehst.»

«Der Herr wird das alles dorthin verstauen wollen, wohin es gehört. — Ich kann das draußen übernehmen, wenn der Herr es mir anvertraut.»

«Ja, mach nur alles, wie es dir richtig scheint. Es wird auch schon ohne mich seinen Gang gehen. — Noch was?»

Pierre zögerte. «Für das Stoppelfeld im Winkel wird es ja wohl zu naß sein —»

«Wahrscheinlich.»

Pierre ging zur Tür, er wandte sich um —

«... Es ist — ich glaube, daß der Herr es nicht so schwer nehmen sollte. Sie kennen ihn ja nicht so wie wir, ich meine Madame Patte oder Herr Bary —»

Sommer hob zornig den Kopf. «Sie haben Zeit genug gehabt mich kennenzulernen —» Er bezwang sich. «Reden wir nicht davon.»

Er trat zum Fenster, drüben unter dem Vordach der Scheune warteten die Knechte, sie sahen zu ihm herüber.

«Also — Schon recht. Du meinst es gut. — Ja, ich gehe — ich habe einen Gang zu tun. Wenn die Kinder kommen — oder Berthe — Ach was, es soll schon so sein wie es ist.»

Pierre sah vor sich hin. Er hatte zu Unrecht geglaubt, ein tröstendes Wort sagen zu müssen. Das trug sich immer noch am leichtesten, wenn man nicht davon sprach, die schweren Dinge, er hätte seinem Gefühl folgen sollen —

Sommer mißdeutete sein Schweigen, er lächelte ihm beruhigend zu: «Ich bin rechtzeitig wieder zurück.» —

Er ging in den ersten Stock hinauf, er öffnete den Kleiderschrank — was hatte er tun wollen? der Rock war gut genug. Er wandte sich zum Fenster und sah in einem kleinen Abstand hinter den deckenden Gardinen auf den Hof hinunter. Die Enten wat-

schelten schmatzend und quakelnd zwischen den Pfützen herum, die der nächtliche Regen zurückgelassen hatte, unter den niedrig ziehenden Wolken saßen die Tauben unlustig auf den Abflugbrettern vor den kleinen Burgtoren des Taubenturms. Drüben setzten sich jetzt die Leute in Bewegung, sie warfen im Vorübergehen verstohlene Blicke nach der Stube im Erdgeschoß. Sommer kniff die Lippen zusammen in einer Welle von Scham und Zorn über sich: Er war weggegangen da unten, wo man ihn vermutete, er stand hier oben hinter den Gardinen seines eigenen Hauses wie ein Einbrecher, nach dem gefahndet wird. — Er ging polternd die Treppe hinunter, griff nach Hut und Mantel und trat auf den Hof. Die Leute standen noch bei dem Wagen vor der westlichen Ausfahrt, sie grüßten herüber, das war nicht üblich im Ablauf des Tages. Sommer nickte kurz, er sah an sich nieder, wo etwas sich leise bewegte, eine Kette rasselte leicht: Treux. Sommer beugte sich nieder und machte den Hund los, als sei es von vornherein so seine Absicht gewesen. Er sah noch einmal um sich, mit dem Blick, der prüfte, ob alles seinen Weg geht, und schritt die Auffahrt hinunter.

Der Hund sprang einmal an ihm hoch, ging wie beschämt neben ihm her, anstatt fröhlich herumzujagen: Der Herr hatte ihn unwirsch zurückgestoßen. Sommer lachte auf, böse belustigt sah er auf das verstörte Tier. Ja ja, ein Komödiant, guter Treux, es wäre ihm nicht eingefallen, dich mitzunehmen, wenn er nicht vor denen da den Herrn hätte spielen müssen, den Herrn auf seinem eigenen Besitz... Los, lauf: ich mag dich nicht neben mir sehen, Schwindel, alles Schwindel, es hat keinen Zweck, daß man treu ist, so lauf doch schon! Er stieß mit dem Fuß auf, der Hund duckte sich hilflos.

Die Wolken stiegen tiefer hinab, ihr Dunstsaum deckte die Ferne ein, ein trostloses graues Geviert. Sommer sah stumpf hinüber, er saß auf dem Drahtzaun des Schaffperches, von links über den Ackerweg kam eilig ein Mädchen gegangen, Berthe, sie bemerkte ihn nicht, woher kam sie? Er legte die Hand an den Mund, ließ sie wieder sinken... Woher kommst du, Berthe? — Was tust du hier, Vater? — Ich bin ein Mann, der abseits gegangen ist, gerade weit genug, daß die einstürzenden Mauern ihn nicht mehr treffen, eine Burg, eine schützende Burg! — Hast vielleicht recht, mein Kind, treib dich herum, treib dich nur draußen herum. Gut, daß dein Bruder nicht hier ist — Eure Heimat... Heimat...

Berthe hatte den Kopf nicht herübergewandt, sie legte die letzte Strecke in dem stärker fallenden Regen laufend zurück. Der Hund sah ihr unbeweglich mit aufmerksam gehobenem Kopf nach, bis

sie hinter dem Heckengebüsch der Einfahrt verschwand. Er schüttelte sich, er warf einen verstohlen forschenden Blick zu Sommer hinüber, dann stand er wieder still, nur die Schnauze schnupperte leicht gesenkt über dem Boden, aus dem der scharfe Geruch der Schaflosung stieg, es war nicht der erste Regen, den er ertrug —

Sommer sah zu ihm hin, er fühlte, wie sein totes Herz sich im Anblick des stummen Tieres zu regen begann. Armer Kerl, du kannst nichts dafür, du bist treu, der einzig Treue — treu — seine Lippen formten das Wort, der Hund merkte auf und sah mit wechselnd schräg gestelltem Kopf hinüber.

«Treu!»

Der Hund kam langsam heran und bleibt neben dem Herrn stehen, eine Spanne von seinem Knie, den Kopf ohne ihn zu heben geradeaus gerichtet.

Sommer schloß die Augen. Der graue, struppige Kindheitsgefährte im Garten der Großeltern, die hohen Rüstern auf dem Wall an der „Hexentreppe“, der Steintisch in der Grotte darunter, Treu, der mit gespannten Augen unermüdlich nach dem vorgehaltenen Tannenzapfen hinauf- und heruntersprang, bis er hinter dem endlich geworfenen durch die altmodischen Rosentore auf das Haus zuschoß, ihr beiden guten Alten in der Laube mit der großen Kiefer darüber, Treux. . . wie hat das mir in all den Jahren nicht einmal einfallen können, die Zigeuner, mit denen du hergekommen bist, sie ziehen durch alle Länder, durch Deutschland — Treu — — Sommer beugte sich nieder, erschüttert legte er seine Hand auf den Rücken des Tieres.

Eine graue Regenbö prasselte nieder, unter ihrem Anprall schien sich die Ferme von ihren Fundamenten zu lösen, langsam in eine dämmrige Unendlichkeit hinabzutreiben. Sommer sah es nicht. Er stand noch immer geneigt, die Hand auf dem Rücken des Hundes. Auf dem Dach des Schäferkarrens trommelte besessen der Regen, er übertönte für Augenblicke das Gedröhn der Geschütze, das aus dem nahen Südosten immer herrischer heranwuchs.

Treux wandte den Kopf, mit scheuer Zärtlichkeit leckte seine Zunge die Hand des Herrn.

Vierter Teil

Erstes Kapitel

1

Im Bois du Warrimont liegt der Teil der Patrouille Defflinger, der, als Spitzengruppe reitend, bei dem Zusammenstoß westlich Hénu nach Süden abgedrängt worden ist. Die Patrouille — Gardehusaren von der Gruppe Winckler — hat den Auftrag gehabt, von Ransart aus auf die Bahnlinie Doullens-Arras hin aufzuklären, sie ist entgegen aller Voraussage bis Laherlière an der Strecke auf keinerlei feindliche Gruppierungen gestoßen, wohl aber hat sie aus guter Deckung starke Bahntransporte in Richtung Arras festgestellt. Leutnant Defflinger ist sich der Tragweite seiner Beobachtung klar bewußt gewesen, er hat vom Bois La Bazègue aus einen Meldereiter zurückgeschickt, selbst sich aber entschlossen, auf eigene Verantwortung parallel zur Bahnlinie weiter südöstlich, in Richtung Pas, vorzudringen. Was aus ihm und dem Hauptteil der Patrouille geworden ist, weiß die Spitzengruppe nicht. Sie hat im Anritt auf Pas schräg aus der Flanke Maschinengewehrfeuer erhalten, gleichzeitig erscheint auf der Straße vor ihr eine starke Radfahrabteilung, kehrtmachend sieht sie, daß die Patrouille in eine regelrechte Falle geraten ist: Rückwärts aus dem Ort tönt lebhaftes Schießen herüber, auf der Straße südlich Hénu bewegen sich zwei mit Maschinengewehren bestückte Kraftwagen und halten Leutnant Defflinger unter Feuer, der eben mit seinen Leuten den Schloßpark am Ausgang des Dorfes erreicht hat. Sergeant d.R. Merk erinnert sich seines Auftrags: unter allen Umständen die ihm übergebene Durchschrift der Meldung zur Division zurückzubringen, er läßt querfeldein in die einzige freie Richtung galoppieren, da es aussichtslos erscheint, sich auf der Anmarschstraße durchzuschlagen, sie sind unter heftigem Infanteriefeuer vom Bois St.Pierre aus nach Süden entkommen, sie haben das Tal der Authie erreicht, die mitgenommenen Drahtscheren bahnen ihnen den Weg, das jenseits an einem Bachtal sich entlang ziehende Wäldchen scheint der geeignete Aufenthalt, um darin die schützende Dämmerung abzuwarten und sich über den einzuschlagenden Rückweg schlüssig zu werden, sie sind abgessessen, sie lagern auf dem von Nebel und Nässe herbstkalten Boden.

Werner Merk spürt, wie es ihm in die Schulterblätter kriecht, er lächelt: Wie hat er noch vor Wochen jedes kleine körperliche Mißbehagen wichtig genommen, auf der Restaurantterrasse von Cas-

tello dei Cesari sogleich den Mantel übergehängt, wenn der herrlich kühlende Abendwind von den Albanerbergen herüberzuwehen begann. Wochen? Monate? Jahre liegt das zurück: ein anderer Körper, nein, ein anderer Mensch; so wenig vergleichbar mit jenem, wie dies struppig unrasierte Subjekt hier in der dreckbespritzten Uniform mit dem gepflegten jungen Herrn, der im Café Aragno oder in der Villa Strohl-Fern so leidenschaftlich über Cézanne, Van Gogh, Picasso und Hofer diskutierte, als ob das Heil der Welt davon abhinge; so wenig vergleichbar wie Karabiner, Lanze und Patronentasche mit Pinsel, Schaber und Palette —

«Ob mer jez nit de Päd ens suffe losse künne? Die Diere han Dosch.»

«Bis woll verrückt! Det se uns hier ausbaldowern, wa?» fährt der Berliner jähzornig, aber mit gedämpfter Stimme auf den Kölner los.

«Marjajosef! Friß mich nit op!» Der Kölner rückt ängstlich tuend beiseite. «Su lang mer he sin, is noch kä Minsch da unte durchjekomme.»

Merk richtet sich auf und sieht zu den Pferden hinüber, die gekoppelt in der Nähe stehen.

«Ich weiß nicht, Schmitz —»

«Schmitz II, wenn ich bitten darf, Herr Sergeant. Wenn jemand mal ne Titel hat, soll mer en em gönne, und außerdem ist der Schmitz, ich mein' der Schmitz I, ne fiese Jrosche. — Wenn se uns nun zu meckre anfangen — ich hab dat so in der Nas. — Wat sage ich!» Er schwenkt triumphierend den Kopf, eins der Tiere wiehert klagend auf, die beiden andern schnauben unruhig, über den hochgezogenen Lefzen wittern die Nüstern weit geöffnet zum Wasser hinüber.

Der Berliner ist aufgestanden: «Ick nehme die Ferde, du stellst der da unten an de Ecke und paßt auf, hörste! — Nee, man ja nich, et jeht auch ohne Ihnen.» Er wehrt den Sergeanten, der folgen will, mit einer wie verächtlichen Geste ab und geht zu den Pferden hinüber.

Schmitz kneift mit einer kleinen, einverständlichen Bewegung ein Auge hinter ihm her, er hat auf Merks Gesicht einen Zug der Verstimmung gesehen, der Sergeant kann es nicht gut mit dem Berliner, er versteht seine unwirsche Art nicht, in der nichts von der hingerissenen Begeisterung ist, mit der er selbst diesen Krieg erlebt.

«Dä meint dat nit eso. Dat sin komische Leut, die Preußeköpp von da obe. Wie ich jedient hab' und ens telephoniere wollt — frag'

mich dä unverschämte Patron in der Kneip doch, ob ich überhaupt telephoniere könnt! Hä meint, weil e jemerkt hat, dat ich fremd war und e mer helfe wollt — dat hört sich dann immer an, als ob se eine anschnauze — ich sag', Herr, sagen ich, mer habe in Kölle als telefoniert, da hat et hier noch kein Briefträger jejebe —»

«Also los doch!» Der Berliner lauscht mißtrauisch herüber.

«Einen Monument!— Und so is et mit dem Fehse auch. Du kannst dich auf ihn verlasse, dat is de Hauptsach — Zu Befehl, Herr Major!» In elegantem Schwung legt er die Hand an die Mütze und tänzelt mit wiegenden Hüften den Abhang hinunter.

Merk ist aufgestanden und beobachtet die beiden, wie sie vorsichtig zur Talsohle vordringen, Schmitz, jetzt ganz bei der Sache, auf die Straßenbiegung zu, die einen Blick das Tälchen aufwärts und abwärts gestattet, Fehse mit den Pferden seitlich langsam folgend, so daß er den andern nicht aus den Augen verliert und doch durch das Unterholz gegen die Straße gedeckt, die Stelle erreicht, wo das Bächlein unmittelbar an den Waldsaum herantritt. Er schämt sich ein wenig. Kein größerer Gegensatz als die zwei, der patzige, verschlossene Fabrikarbeiter, der eulenspiegelnde Straßenbahnführer, der jeden Augenblick sein Herz auf der Zunge trägt, durch das Temperament ihrer Landschaft nicht minder getrennt als durch das persönliche — und doch, ist da nicht ein natürliches Einverständnis, das über alle Unterschiede aus das Wesentliche sieht?

«Du kannst dich auf ihn verlasse, dat is de Hauptsach» Und er? Der Kölner liegt ihm mehr, in seinen Schnurrpfeifereien, seiner Freude am spielenden Wort ist ein Stück künstlerischer Phantasie, das ihn unmittelbar anspricht; er fühlt sich ihm nahe wie drüben den Leuten aus dem Volk in einer Osteria vor Porta del Popolo, in der Campagna, dem malerischen Volk, von dem er, er weiß es jetzt, doch so wenig gewußt hat wie heute — von dem Berliner.

Er fühlt eine Unruhe, zu den beiden hinunterzugehen, die Gefahr, mag sie im Augenblick noch so gering sein, mit ihnen zu teilen, er läßt es — zwei sind genug, drei schon zu viel. Er streckt sich von neuem auf dem Boden aus, wieder befällt ihn das berauschende Glücksgefühl, das sich seiner in diesen Wochen oft im unerwartetsten Augenblick bemächtigt hat. Er braucht sich vor ihnen aller Vorsicht entgegen nicht zu bewähren, sie wissen aus hundert Lagen der Gefahr, aus dem Miteinander jeder einzelnen Stunde, daß man sich auf ihn verlassen kann.

Verbundenheit bis in die letzte Probe, die wirkliche Wirklichkeit des Lebens im Angesicht des Todes — muß er noch fragen, was

dieses Glück, diesen Rausch in ihm entzündet hat? Wie verfliegt davor, was jemals Erfüllung hieß: Kunst, Natur, Freundschaft, die Frau — das trunkene Erlebnis Roms, das in Freundschaft, Liebe und Kunst das Leben ins fast nicht mehr Lebbare zu steigern schien. Merk lächelt ernst. Nein. Nicht umsonst ist das gewesen. Es hat ihm erst die Maßstäbe gegeben: das Stein gewordene Ineinander der Jahrhunderte, große Geschichte in großer Form — ja, große Form auch die Frau, die im Sturm dieses unvergeßlichen Frühlings alles in eine einzige rauschvolle Gegenwart zusammenbrannte. Er spürt sie neben sich, das gebräunte, großflächige Gesicht, die riesigen Augen über der breiten Brust — im Gold des Abends drüben das Siegel Roms, ewig, endgültig, die Silhouette der Peterskuppel, er hört im feierlich stummen Schreiten miteinander das meergrüne Kleid um ihre Glieder schlagen, auf der alten Gräberstraße den Bergen zu, indes aus der erhabenen Ode der Ebene um sie her der römische Aquädukt immer mächtiger heranwächst—

Und doch: Es blieb etwas, das quälte und sich nicht zufrieden gab. Warum fand nur ein Abglanz dieses überwältigenden Gefühls den Weg in seine Kunst, in eine kleine Skizze von der geliebten Frau vielleicht — warum mißlang ihm trotz aller Fortschritte jede größere Komposition, Reitergruppen, Badende, unzählige Kreuzigungen in immer neuer Verbindung der Form- und Farbwerte?

Kreuzigungen, Badende, Reitergruppen — Merk sieht an sich nieder. Reiter mit nacktem Oberkörper, einer grünen oder gelben Hose, weil drüben ein Rot, ein anderes Grün oder Gelb es verlangte. Seltsam. Er hat fürwahr nicht mehr an Kunst gedacht seit jenem Augenblick, wo er, von einem Ausflug nach Maccarese zurückkehrend, mit den Freunden im Café an der Esedra saß, die Zeitungsjungen vom Bahnhof herüber den Platz stürmten «Ultimato dell' Austria alla serbia!» — warum ist ihm, als hätten alle Probleme, mit denen er so fruchtlos gerungen hat, hier, jetzt, in diesem Augenblick ihre Lösung gefunden? Es durchfährt ihn: Gestaltete Größe, die erhabenen Monumente einer fremden Vergangenheit — was ist das vor der Schicksalsstunde des eigenen Volkes, was der Rausch einer noch so aufwühlenden persönlichen Leidenschaft vor dem Rausch einer alle Grenzen des eigenen Ichs überflutenden Gemeinschaft — Werner Merks Kopf sinkt zur Seite, er empfindet es als einen Anfall plötzlicher Schwäche: als ströme mit einemmal das Blut vom Hirn zum Herzen — um in einer einzigen, alle Gänge überschwemmenden Welle wieder zurückzufluten. Ein Gewoge von Bildern und Erinnerungen, jedes einzelne mit fast überklarer Deutlichkeit auftauchend, dem neuen weichend: Der

Tunnel unter dem Quirinal an jenem Abend im Straßenverkehr schon wie der Lärm des Krieges dröhnend, Maras Gestalt unter den erschütternd Zurückbleibenden, weggerissen von der schräg kurvenden Wand des Eisenbahnwagens — der Zug bereits eine andere Welt — vorwärts fiebernde Erregung, nur gedämpft durch die fremde Neugier, ja, fremde plötzlich! die um die Abteile streift — die Schweiz, der Gotthard — Ansturm auf allen Stationen — Koffer und Menschen in den Gängen verteilt — im natürlichen hilfsbereiten Hinnehmen ein Vorspiel dessen, was dann der nie erlebte Inhalt der nächsten Tage sein wird — die Grenze, Fahnen, jubelnde Menschen auf allen Bahnhöfen, an den Schlagbäumen der Landstraßen — Truppentransporte, ein einziger ekstatischer, verwehender Schrei, der das Rollen der Räder übertönt — die Heimatstadt — seltsam unwirklich in ihrer lupennahen Vertrautheit jeden Zugs die Gesichter der Eltern, vergehend, einbezogen in das, wovon auch sie nur noch ein Teil geworden sind —

„... Diesen Wunsch nur im Herzen allein,
einer von vielen und — Volk zu sein“:

Merk spricht es vor sich hin: die Verse, die ihm der Freund ins Feld geschickt hat, auch er, einmal der geschworene Feind von allem, was Menge hieß, bis auf den Grund gewandelt im Anhauch eines unahnbaren Geschehens.

Er richtet sich auf. Eine heilige Stille, eine ruhige Klarheit ist plötzlich in ihm. Deutschland — er hat nichts davon gewußt, es ist ihm im brutalen Hochmut seiner Junker, im protzigen Parvenutum seines Bürgertums erschienen, in den leeren Prunkformen der Wilhelminischen „Kunst“. Er hat nichts gewußt von dem Kellner am zweiten Mobilmachungstag, der mit einemmal aus seinem Frack heraustrat und mit schlichter Selbstverständlichkeit seine Hand in der seinen hielt, er hat nichts gewußt von den Arbeiterfrauen in der Düsseldorfer Vorstadt, die für die erschöpft auf der Straße rastende Truppe ihr Letztes aus den Häusern holten, ja nichts von den mißachteten Bürgern, die sie im letzten Quartier vor der Grenze unterschiedslos wie Könige, nein, wie Brüder und Söhne, bewirteten —

Unten erscheint jetzt der Kölner, er geht nach rechts herüber, wo eben Fehse einzeln die Pferde zurückführt. Merks Lippen formen ein Wort, er weiß es nicht in seiner innersten Ergriffenheit. Kameraden — im Rausch, der kein Rausch mehr ist, sondern alltägliche Wirklichkeit, Kameraden im Rausch, der einmal sein wird, wenn wir zurückkehren — Unser Deutschland, euer Deutschland — Er schließt die Augen: Eine riesige Wandfläche ... Gestalten ...

«Sst!» — Der Berliner legt unwillkürlich die Hand auf die Karte, die Merk auf den Knien vor sich ausgebreitet hat. Eine helle Singsangstimme wird hörbar, nähert sich, es muß hinter ihnen am Waldrand oder im Walde selbst sein. Sie lauschen: ein fröhliches einsames Kinderlied, das Bürschlein scheint auf der Schneise zu marschieren, die längs hinter ihrem Rücken verläuft, es schlägt mit einem Stock oder Ast zerstörungsfroh den Takt in die Büsche am Wegrand, jetzt unmittelbar über ihnen, Fehse kauert sprungbereit auf Knien und Händen: Ein harmloser Knabe — gleichgültig, in seinen Augen, die sehen, in seinem Mund, der berichtet, lauert die Gefahr — er wendet sich erleichtert wieder zurück, sein Blick trifft das zärtlich vergnügte Gesicht des Kölners, der mit kleinen Handbewegungen die sich entfernende Melodie begleitet.

«Schad, Jüngerle, hätt's de was Feines erlebe könne, die große Schlange auf dem Kriegsfad. — Pech muß dr Minsch habe.»

«Lieber nicht.» Der Berliner beugt sich über die Karte, um seine Lippen zuckt es bitter, denkt er an eine andere Knabenstimme, drüben in Deutschland? «Schöne Scheiße. Ich hab' gleich jesagt, dat det Blödsinn is. Wenn die Spritzer partu ne Fernpatrouille reiten wollen, sollen set jefälligst alleine machen.»

Merk antwortet nicht. Leutnant Defflinger in seinem kühlen, niemals verantwortungslosen Draufgängertum, ist alles andere als ein „Spritzer“, aber in der Tat, die Aussichten, ungeschunden zurückzukommen, sind düster. Zwischen ihrem jetzigen Standort und die Gegend um Ransart legt sich ein Kranz von Dörfern als ein fast lückenloser Wall, von Laherlière an der Bahnlinie bis zu den drei Dingern da, die förmlich aufeinander gepackt sind, führt keine Straße zwischen ihnen durch — wenn die Straßen hier unten überhaupt frei sind. «Wir hätten vielleicht doch versuchen sollen, uns auf unsere Anmarschlinie durchzuschlagen.»

«Hätten is jefrühstück» sagt Fehse trocken. «Also, wat machen wer nu?» —

«Vielleicht kömmt jrad en Elektrische vorbei, die hinjeht.»

Selbst Merk beachtet diesmal den Scherz des Kölners nicht.

«Wir könnten es darauf ankommen lassen und einfach auf der Straße losreiten. Wenn es gut geht, halten sie uns in den Dörfern wieder für Engländer. Außerdem sind wir ja Gott sei Dank nicht mehr in Belgien.»

«Meinste. Ick müßte mir verdammt irren, wenn da vorhin nich auch Zivilisten geschossen haben. Det wilde Jeknalle — Mensch, wenn de det einmal mitjemacht hast —»

Merk widerspricht nicht. Sie schweigen einen Augenblick. Je-

der weiß, woran der andere denkt. Merk schaudert leise: Die einzige düstere Erinnerung in diesen von Glanz und Bewegung durchstrahlten Wochen, selbst die Niedergeschlagenheit über den zeitweiligen Rückzug ist darin untergegangen —: die nächtlichen Franktireurüberfälle in den Dörfern und Städtchen Belgiens. Der teuflische Lärm, der einen aus dem ersten Schläfe weckte, das Gefühl der Wehrlosigkeit vor dem unsichtbaren Feind, der rasende Hufschlag der Pferde auf dem Pflaster, Schüsse von rückwärts, von unten, von oben, Querschläger, die von den Häuserwänden zurückprallen — und dann hinterher, schrecklicher noch, das harte, aber für die künftige Sicherheit der Truppe unerbittlich geforderte Strafgericht . . .

Das Strafgericht eines Regiments, einer Armee — heute sind sie drei Mann im feindlichen Hinterland.

Es ist nicht mehr die Rede davon, einfach loszureiten, obwohl schon Leutnant Defflinger zur Angleichung an die Engländer die Helme hat verpacken lassen, sie nehmen noch einmal die Karte vor und suchen den günstigsten Weg quer über Feld, obwohl sie sich bewußt sind, was der regenschwere, kreibige Boden für die trotz der Rast schon mitgenommenen Pferde bedeutet. Wenn es ihnen gelingt, westlich des Dings da, Sally oder Saily, durch die Dörferkette durchzukommen, ist das Schwerste überstanden, nördlich bis Ransart hinauf erstreckt sich, drei bis fünf Kilometer breit, ein von Dörfern freier Streifen. «Weiß der Teufel, als ob sie's mit Absicht zur Verteidigung nach Osten so angelegt hätten» verwundert sich Merk; außerdem verlaufen da in gleicher nördlicher Richtung eine Anzahl von Feldwegen, nicht ununterbrochen, aber doch so, daß man sie auf die längste Strecke benutzen kann.

Sie beschließen, in einer Stunde aufzubrechen. Schmitz, den es nirgendwo lange ruhig läßt, stromert leise pfeifend herum, er steht neben Fehse, der aufrecht sitzend noch immer die Karte studiert: «Jung, mach der Schirm auf, et jit Rähn», ohne Übergang prasselt es plötzlich auf das Blätterdach, Fehse wehrt Schmitz unwillig ab, er beugt sich zu Merk hinüber:

«Det heißt also, dat wer an die zwölf Kilometer hinter die Schangels lang müssen.»

Merk nickt schweigend. Er versteht, worauf Fehses Bemerkung zielt: Zehn bis zwölf Kilometer quer zur Anmarschrichtung des Feinds—wenn sich die Front so hoch herauf erstreckt.

Sie wissen es nicht, sie hören nur, wie es herüberdonnert, nichts als das Ohr, das täuschende Ohr, in Sorge, Hoffnung und Angst —

Merk spürt, wie es wider seinen Willen fröstlich und grau in ihm

aufsteigt. Der maßlose Aufschwung jener Minuten — fast graut ihm jetzt, wenn er daran zurück denkt. Die Zeit verschleicht, ein kaltes rieselndes Schweigen, schon bald hat der scharfe Regen das leichte Laubdach durchschlagen, sie liegen in ihre Decken gehüllt, Merk zwängt den Kopf in das Strauchwerk hinter ihm, eine letzte schützende Blätterhöhle. — Wenn es nun niemals sein wird? Wenn die Vision dieser Stunde, die er im Hirn, im Herzen trägt — ausgelöscht wird, eine breiige Masse, ein bißchen gerinnendes Blut — nein, geht mir weg mit eurem billigen Trost, daß es für die andern ist, daß ein anderer vollbringt, was ich nicht vollbracht habe: Dieses Herz hat es gefühlt, dieses Hirn hat es gedacht, was ist ein Deutschland, das größte, herrlichste Deutschland, in dem ich nicht mehr lebe. . . Nicht um meinetwegen — oder doch? Ich weiß es nicht — —

«Aufstehn!»

Werner Merk fährt auf, eben schält sich der Kölner aus seiner Decke, mit seinen blinzelnden Augen, dem zerzausten Haar sieht er wie ein Junge aus, der daheim schläfrig vergnügt aus den Federn steigt. «Aufstehn!» Mit markiertem Unteroffizierston schüttelt er den Berliner, der, zunächst unwillig murmelnd, mit einem verblüfften «Ha ick wahaftig jepennt» nur langsam zu sich kommt.

Sie gehen zu den Pferden und schnallen die Gurte fest. Merk kehrt noch einmal zurück, er hat seine Decke vergessen.

Seine tiefliegenden, leidenschaftlichen Augen umfassen den Platz. Alles, was echt war in dir, hat dich hierher geführt. Sei dankbar. Deutschland? Die Zukunft? Wie es auch sein wird, so ist es richtig gewesen.

Sie haben, vorsichtig sichernd, den Wald verlassen, sie reiten in halber Höhe am Hang, weit und breit ist niemand zu sehen, das diesige Wetter begünstigt sie mit dem spärlichen Licht, das die Dämmerung rückwärts in den Tag verlängert, sie passieren ein paar ziemlich steil abfallende Querfalten, jetzt wieder zur Rechten durch ein Waldstück geschützt, sie wissen, daß ein Dorf dahinter liegt, das erste von den vieren, an denen sie vorüber müssen, um den südlichen Teil des gefährlichen Gürtels hinter sich zu bringen. Der Kölner zieht die Zügel an.

«Was ist los?»

«Hört ihr nix?»

Sie halten, lauschen, Merk schüttelt den Kopf. Sonderbar, Schmitz hat doch sonst keine Nerven.

Sie sind weiter geritten, es hilft nichts, sie müssen jetzt auf den Höhenrücken hinauf, der sich im Halbkreis um sie legt, vor ihnen

quert schräg eine Straße, sie liegt unbegangen, sie folgen ihr, um schneller nach drüben zu kommen — Da! Merk horcht auf, fernher Pferdegetrappel, eine größere Einheit, er wendet sich zurück, Fehse hat sein Pferd herumgerissen: Hinter ihnen auf der andern Seite des Einschnitts tritt die Spitze der Eskadron aus den letzten Bäumen und Häusern des Dorfes heraus. — Sie biegen von der Straße, sie jagen seitlich die steilere Böschung hinauf — gut fünfzehnhundert Meter sind die drüben entfernt, außerdem liegt das Tal dazwischen, man braucht sie nicht bemerkt zu haben — sie erreichen die Höhe, darauf unerwartet eine andere, breite Straße — Merk erreicht sie zuerst, erschrickt: Keine achthundert Meter zur Rechten entfernt eine zweite Abteilung, rote Hosen, dunkler Waffenrock —

Es bleibt keine Wahl. Sie stehen, — er — jetzt Fehse! — Schmitz! — als unübersehbare Silhouetten gegen den Abendhimmel, der sich zum Überfluß grade herbstklar entwölkt. Sie brauchen sich nicht zu verständigen, sie geben den Pferden die Schenkel, Kandare los, die Bügel bis zum Absatz — sie preschen über den schmalen Höhenrücken, einhundert Meter, zweihundert Meter, sie sehen zurück: Drüben hat sich die Spitze aufgelöst, ein paar Dutzend Reiter, Dragoner, ein Teil ist hinter ihnen die Straße hinauf gejagt, der größere nimmt in breiter Front querfeldein über den Höhenrand die Verfolgung auf —

«Hierher!» Eine Schlucht senkt sich hinab — an ihrem Ende eine Wegkreuzung, drüben aufwärts am Hang ein Dorf, es hilft nichts, sie werden durch müssen — Die Gäule gehen gut, die Rast hat sie erfrischt, der Abstand verringert sich nicht — Kugeln — sie schießen hinter ihnen vom Sattel aus — unsicher rechts und links — die drei beugen sich tief auf die Hälse ihrer Pferde — eine Wendung des Wegs —

Werner Merk jubelt auf: Unmittelbar vor dem Dorf eine Straßengabelung, links geht es einen tiefen Einschnitt hoch, niemand hat sie gesehen — nach rückwärts sind sie gedeckt —

Ein Aufenthalt wenigstens für die Verfolger, eine Unsicherheit, die Sekunden vielleicht, die nötig sind —

Die Straße steigt — rechts biegt ein Feldweg ab, sie zögern einen Augenblick . . . Weiter: das Unwahrscheinliche ist jetzt das Bessere — von den Verfolgern ist niemand zu sehen — links schützende Hecken — die Straße senkt sich — Verflucht: Häuser, hinter einer Wendung eingeduckt ein Dorf — ein großer Hof mit eisernem Gitter, ein alter Bauer, sein weißes Haar leuchtet in der Dämmerung, er wirft erschreckt die gebogenen Arme zurück — Rechts! rechts!!

— eine Kreuzung, kaum hundert Meter vom Dorfeingang — ein paar Burschen stehen herum, sie stieben auseinander — die Sporen bohren sich in die Weichen der erschöpften Tiere — eine kurze Steigung — Gärten, Hecken — das freie Feld — —

Sie reiten eine Strecke im Trab, ein kurzes Verschnaufen für Mensch und Tier — sie wissen, es ist noch nicht die Rettung, selbst wenn nicht vor ihnen neue Gefahren auf sie warten sollten. Die Verfolger können nicht weit sein, ein paar hundert Meter Gewinn im besten Fall, die Dorfleute werden ihnen Bescheid sagen, immerhin, sie reiten in der richtigen Richtung, schräg von der Seite scheint der hellere Westhimmel herüber, vor ihnen das schon dunkelnde Land. «Links!» Fehse und Schmitz treiben schweigend die Pferde an, über halb abgeerntete Kartoffelfelder geht es eine flache Kuppe hinauf —

Schmitz, der die Spitze hält, wendet sich zurück, Merk hat eben noch Zeit, sein Pferd zur Seite zu reißen, für Fehse, der dichten reitet, ist es zu spät, der Fuchs des Kölners ist mit dem Vorderfuß in die flache Grube einer vorbereiteten Kartoffelmiete geraten, er überschlägt sich, der Rappe stürzt darüber hin, Schmitz liegt einen Augenblick betäubt, Merk ist vom Pferde gesprungen, er hilft Fehse unter dem bäumenden, schlagenden Tier hervor, der Berliner taumelt ein wenig, er greift benommen nach seinem Kopf, der Fuchs ist von selbst hochgekommen, sie bemühen sich um den Rappen, der die Augen weiß vor Angst, mit der Kruppe schlägt, er steht, sie sitzen auf — Verzweiflung faßt sie, der Rappe lahmt auf der rechten Hinterhand.

«Na schön. Macht datter weiterkommt. — Los doch!» Fehse fährt sie an mit der Unwirschheit, die niemand mehr täuscht, Merk zögert einen Augenblick: die Meldung, die wichtige Meldung, deren einziger Träger er vielleicht ist, hier der Kamerad — er sieht sich um, vom Dorf jagt es graurot im Bodennebel heran, ein Wäldchen vor ihnen, eine Anzahl Pappeln zunächst über niederem Unterholz. «Los!» er greift den Rappen beim Zügel, sie traben an, es geht besser, als sie gedacht haben, die Verletzung kann nur leicht sein, sie haben den Waldrand erreicht, sie springen von den Pferden —

Das weite Geviert des Wirtschaftshofes liegt verlassen, kein Schritt quert hinüber, an den Ställen sind die Tore geschlossen, der cremefarbene Ton der Eingangstür zum Wohnhaus, die sonst immer geöffnet ist, verstärkt noch den Eindruck der Unbehaustheit: als habe das Gedröhn am Horizont die Bewohner davongetrieben, nachdem sie noch einmal der Ordnung, die Ferme de la Haye heißt, ihr Recht gegeben hätten.

Halb ist es so. Ein gewisses aufregendes Ereignis, das alles um und um zu wälzen schien, hat den Arbeitsgang auf Ferme de la Haye kaum für Stunden stören können. Schon am Abend der Haussuchung ist der Herr wieder in den Ställen gewesen, unverändert, vielleicht einmal die Stirn runzelnd, wenn man im Über-eifer die eigene Erregung zu sehr verraten hat. Nichts ist gewesen, scheint's, die einfache Küchenuhr in der Stube im Erdgeschoß schlägt mit ihrem Drosselschlag die Stunde nur um so geregelter, nichts ist, scheint's, daß ihr gleichmäßiges Ticktack überhörbar machen kann: nicht das immer unheimlicher heranwachsende Grollen da drüben, nicht der Marschschritt der Kolonnen, das Rollen der Bagagewagen, das immer häufiger von den Straßen westlich, südlich herüberhallt, nicht das Geklapper fremder Pferde auf dem Hof, das, trotz des Druckes, der auf allen lastet, fröhliche Gelächter vom Leutehaus, von der Scheune her, als sie Einquartierung bekommen haben. Sie haben den Herrn mit den Offizieren auf der Freitrepppe stehen sehen, sie haben mit einer gierigen Erwartung, über die sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochten, hingeblickt, nichts ist geschehen, was hätte auch wohl geschehen sollen, die Truppen sind weitermarschiert, die Arbeit ist weitergegangen.

Dennoch. Es ist etwas anders geworden. Sie lassen sich nicht täuschen, vor allem nicht die Frauen. «Er ist ein Mann zu guter Letzt, man kennt sich mit ihnen aus, was?» Sie klatschen in einer neuen Vertraulichkeit miteinander, die kleinen Eifersüchteleien und Abneigungen zählen nicht mehr, selbst Elise wird wohlwollend und sogar mit einem gewissen Respekt angehört, hat sie es nicht schon vorher gewußt? «Ich sage, daß es nicht normal ist, wie er ist, was sagst du?» Die Männer, die einen Augenblick bei ihnen stehenbleiben, äußern sich nicht, sie gehen unbehaglich zur Seite, wenn Pierre irgendwo hinüberhinkt. — Es stimmt schon, daß es nicht normal ist. Sie fühlen es in jedem Befehl, in der starren Eintönigkeit, die kein Scherz, keine Barschheit, kein persönliches

Wort unterbricht. Dieser Hof, der arbeitet, als sei das Rollen da drüben ein gleichgültig fernes Gewitter — kann man wissen, was »er« sich wirklich denkt? Nicht denkt vielleicht — weiß? Ein dünnes Grauen senkt sich auf die stumm im Regen stehenden Dächer hinab, der und jener erwacht in der Nacht, lauscht — noch nie haben sie so dem Sonntag entgegen gewartet, du bist ja von aller Welt abgeschnitten hier oben, die letzten Arbeiten — das Vieh in den Ställen — fliegen nur so, es ist wie ein allgemeiner Auszug, fast ungemäß im Sonntagsstaat, zum Dorfe hinunter.

Selbst Madame Patte hat es nicht gehalten, obwohl sie wie stets erst spät in den Nachmittag fertig geworden ist. Es ist immer ein Ereignis, wenn sie sich einmal in Bewegung setzt — als läge Souastre, wo sie die Haushälterin des Pfarrers, eine alte Schulkameradin, besucht, nicht gut zwei Kilometer, sondern eine halbe Tagesreise entfernt. Sie entdeckt plötzlich unaufschiebbare Arbeiten, die ebensogut morgen erledigt werden könnten, sie ist mit dem Sitz ihres Kleides nicht zufrieden — immer das gleiche reizlose Wollkleid aus bestem Stoff, daß sie sich in bäuerlicher Selbstachtung jedes Jahr machen läßt, um es, außer zur Kirche, ein-, zweimal zu tragen — sie zögert bis zum letzten Augenblick, ob sie wirklich gehen oder doch lieber die Monogramme in die zur Aussteuer ihrer Nichte bestimmte Wäsche sticken soll. Auch heute wäre sie fast umgekehrt, als ihr beim Öffnen der Haustür der Wind entgegenfährt, ein Tropfen Regen hätte genügt, er tut ihr den Gefallen nicht. Sie seufzt, sie macht, daß sie den Hof hinter sich bekommt, ein tristes Leben ist das schon mit den beiden alten Knackern, dem Hinkfuß, der die Lippen nicht voneinander bekommt, dem Herrn, der eilig »recht, recht, recht« nickt, wenn man ihm ein gutes Wort über »diese niederträchtige Geschichte« sagen will, wenigstens kann man bei Madeleine Sophie einmal sein Herz ausschütten.

Um den großen Mahagonitisch in dem schon dunkelnden Eßzimmer sitzen Berthe und die Kinder, sie haben die Dominosteine vor sich, Yvonne hat es gegen Lucien durchgesetzt, der „Mit der Rollbahn um die Weltausstellung“ spielen wollte, ein Setz- und Würfelspiel, das noch von 1900 her im Kasten liegt, er rächt sich an ihr, indem er ganz unverschämt pfuscht, falsch ansetzt oder Steine unter dem Tisch verschwinden läßt; dennoch strahlt sie, es ist so behaglich, Berthe tut mit, das hat sie lange nicht mehr getan, sie paßt nur nicht richtig auf.

«Fünf — Blanc, Berthe!» «Richtig — und drei — und sieben — und fünf — pass», scheinbar vergnügt legt Berthe die anschließenden Steine, den Rest vor Luciens herüberluchsendem Auge mit der

Hand schützend.

Die Zeit schleicht, ah, wie die Zeit schleicht, wenn dieser untätige Sonntag doch schon vorüber wäre, Gott sei Dank, bald kann man die Lampe anzünden, ein paar Stunden dann noch — wie gern hat sie früher an Herbst- und Winternachmittagen mit den Kleinen — auch der Vater war wohl einmal dabei — gespielt, jetzt sitzt er drüben jenseits des Flurs und ordnet irgendwelche Papiere, wenn ihn der Lärm der Kinder nur nicht verlockt, herüberzukommen! Sie wagt ihm nicht mehr in die Augen zu sehen, nicht weil sie sich schämt — ah, wenn sie sich doch vor ihm schämen könnte, es ist ihr gleichgültig, so schrecklich gleichgültig, sie haben Haussuchung bei ihm gehalten, sie fühlt, wie er darunter leidet, er ist so gut zu ihr, still freundlich, sie hat zuerst gefürchtet — gefürchtet? — daß er sie wieder fragen wird, er fragt nicht, er spricht nicht, müßte sie nicht zu ihm gehen, reden, wo er schweigt, sie kann es nicht, etwas bitter Schmeckendes verklebt ihr die Lippen. . . «Man weiß, was er macht, wiederhole ihm das nur!», sie kämpft verzweifelt dagegen an, sie ist ja so schlecht, er macht doch nichts, was soll er denn machen? — Aber warum sind sie dann zu ihm gekommen? Maurice — er hätte nur noch einmal zu rufen brauchen, damals . . . Sie steht auf und holt die Lampe, um ihre Tränen zu verbergen.

Die Kinder treiben jetzt allerlei ungesammeltes Zeug, wie die Erregung des fortschreitenden Spätnachmittags es ihnen eingibt, sie bauen Türme aus den Steinen und lassen sie klickerdnd zusammenfallen, sie jagen sich um Tisch und Stühle, sie räkeln sich mutwillig und zärtlich um die Schwester herum, sie hat, mit Nerven, die zu schwirren beginnen, Mühe, sie durch den Hinweis auf die Arbeit des Vaters einigermaßen zur Ruhe zu bringen. Gott sei Dank, wieder eine Stunde vorbei, sie geht in die Küche, um den Kindern das Abendbrot zu bereiten, sie ruft sie herüber, sie stellt den dick mit Zucker und Kaneel bestreuten Milchreis vor sie hin, sie sind gleich dabei, mit dem Löffel kunstvolle Wege darin auszuessen.

«Wo willst du hin, Berthe?»

«Ich schließe nur das Pfortchen zu.»

«Nein, bleib, Berthe!»

«Ich bin gleich wieder zurück.»

«Liest du uns dann noch was vor?»

«Vielleicht.»

«Sicher, sag!»

Sie nickt. Luft — einen Augenblick Luft. Sie erträgt es nicht mehr. Sie geht auf den Flur, sie legt sich den schwarzen Schal um

die Schultern, sie huscht mit einem scheuen Blick nach links zur Türe und öffnet sie leise.

Der Hof liegt im letzten Dämmerlicht, das Dach des Stallgebäudes zur linken schneidet noch klar in ein Stück ausgerissenen Abendhimmels, darunter doppelt dunkel das Torgewölbe der westlichen Einfahrt. Berthe sieht mit einem Gefühl sehnsüchtig bitterer Qual hinüber, es ist in seiner schwarzen Tiefe wie die Pforte des verlorenen Paradieses, sie hat es nicht mehr durchschritten seitdem, aber sie geht jeden Abend hinüber, um, wie es neuerdings im Brauch ist, die kleine Gethür im Torflügel zu verschließen. Sie steht dann einen Augenblick, sieht auf die Wiese, die Silhouetten der Bäume gegen den Westhimmel, bis es ihr so das Herz abschnürt, daß sie, hastig den Riegel vorlegend, zurückflüchtet.

Eine kurze kühle Bö schlägt sich nieder, Berthe fröstelt, sie geht die Stufen der kleinen Freitreppe hinunter über den Hof auf das Torgewölbe zu.

Sie stutzt, erstarrt: In der geöffneten Gethür ein fremder, kantiger Umriß, eine Helmspitze — eine Hand ergreift sie, eine andere preßt sich auf ihren Mund, sie fühlt sich vollends in den Torbogen hineingezogen, sie wehrt sich verzweifelt, eine Stimme mit leicht fremdartigem Akzent flüsternd, zischelnd vor ihrem Gesicht:

«Schweigen Sie! Wenn Sie vernünftig sind, geschieht Ihnen nichts. — Wer ist außer Ihnen noch auf dem Hof?»

Sie antwortet nicht, sie sträubt sich mit ihrem ganzen Körper, sie preßt dem Mann, der sie umfaßt hält, die kräftigen Arme gegen die Brust.

Ein paar Worte zur Seite, deutsch! der zweite von den dreien — drei, es sind drei — umfängt ihre Beine in der Höhe der Kniee. Sie schlägt mit den Füßen, es hilft ihr nichts, sie fühlt sich zur Seite gehoben, sie widerstrebt nicht mehr —

«Mein Vater —»

«Recht so. Es geschieht Ihnen nichts. — Wo ist er?» Sie wird niedergelassen, sie steht. «Hüten Sie sich zu schreien! Sie bringen Ihren Vater nur in Gefahr.»

«Was wollen Sie ihm tun?»

«Sst! Wir sind zufrieden, wenn er uns nichts tut. — Sie brauchen sich nicht zu fürchten, wir wollen nur ein paar Stunden Unterkunft. — Also?»

«Drüben — im Haus . . . »

«Wer sonst?»

Sie schüttelt den Kopf.

«Nehmen Sie sich in acht! Sagen Sie die Wahrheit!»

«Es ist die Wahrheit! — Ja: Die Kinder —»

Merk läßt sie los, hält sie nur noch locker beim Handgelenk.

«Sie sagt, daß nur ihr Vater aus dem Hof ist. — Was nun?»

«Wenn mer se mit erüber in de Scheun nähme?»

«Ik glaub det nich.» Der Berliner schüttelt den Kopf. «Son großer Hof und nur der Olle?»

«Wo sind Ihre Leute?»

«Sie sind weggegangen . . . Sicher! — Vielleicht draußen im Leutehaus — Sie kommen zur Fütterung zurück — Ich weiß nicht.»

«Det Beste wär, wemmer wieder vadufteten.»

«Draußen sind wir jetzt unter allen Umständen verloren. Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren. — Kommen Sie!»

Berthe dreht ihr Handgelenk, sie stemmt die Füße schräg gegen den Boden. Plötzlich ist es ihr durch den Kopf geschossen: Der Vater, die Haussuchung — wenn man die Deutschen hier fände — Mit der freien Hand umklammert sie die Hand des Mannes, der sie hält, eine verzweifelte Bitte eher als ein Widerstand.

«Gehen Sie! — Ich bitte Sie! Sie wissen nicht, was Sie über diesen Hof bringen — Mein Vater ist ein Deutscher!»

«Was sagen Sie da? Ihr Vater —? Sie lügen, Sie wollen uns irreführen!»

«Ich schwöre Ihnen! Sie haben Haussuchung bei ihm gehalten — Gehen Sie, ich bitte Sie, gehen Sie!»

Merk hat sie losgelassen. Sie hält die Hände gegen die Brust gepreßt. Schmitz und Fehse stehen verblüfft, sie begreifen nicht, was vor sich geht.

Merk preßt sich die Daumen in die Schläfen. Er wendet sich den andern zu. «Sie sagt, daß ihr Vater ein Deutscher ist.»

«Aber wat denn! Laß der nischt vormachen. Die Bande lügt wie gedruckt. — Wat soll ihr Vater sind?» Er faßt Berthe bei den Gelenken, sie biegt entsetzt den Kopf in den Nacken, Merk zieht Fehse zurück.

«Sie werden uns jetzt zu Ihrem Vater führen! — Es geschieht ein Unglück, wenn Sie uns getäuscht haben!»

Berthe geht schweigend voran, sie ahnt, daß sie vielleicht ein Unheil anrichtet, schlimmer als das, das sie verhüten wollte. Schmitz und Fehse folgen bedenklich: Wenn, wie fast sicher anzunehmen, dieser deutsche Hofbesitzer hier auf dem plattesten Land eine Finte ist, sind sie «für de Katz», wie Schmitz Merk sorgenvoll zuflüstert. Merk beruhigt ihn, die Worte des Mädchens haben aufrichtig geklungen. Es ist ihm nicht wohl dabei, verflucht, daß ihnen das Mädchel, aber auch in der Sekunde, begegnen mußte!

Sie haben die kleine Freitreppe erreicht, rechts aus einem Fenster fällt Licht, Berthe zögert, Merk macht eine ungeduldige Bewegung, sie geht die Stufen hinauf, drinnen preßt sie sich seitlich an die Wand, in dem letzten Dämmerlicht von außen ist ihr Arm, der auf die gegenüberliegende Tür weist, kaum erkennbar. Merk klopf an, eine klangvolle Männerstimme antwortet, er öffnet die Tür.

Sommer ist aufgestanden, er hat die ungewohnt sich nähernden Schritte gehört, er steht bewegungslos, die Hand, die die abgenommene Brille hält, zittert unmerklich, hinter ihm Papiere auf der schwarzen Schreibplatte —

Merks Herz setzt aus, die fremdartige Atmosphäre, die ihm entgegenschlägt, der nicht mehr als natürlich aufgeschreckte Mann ihm gegenüber — er sucht nach den Worten der fremden, ihm sonst so geläufigen Sprache:

«Verzeihen Sie — wir sind gezwungen worden, uns in Besitz Ihrer Tochter zu setzen. Sie sind Deutscher —?»

Sommers Gesicht bleibt unbewegt, die französischen Worte rinnen akzentlos von seinen Lippen:

«Sie irren sich. Sie sind hier in einem französischen Hause.»

Merk schwingt seinen Revolver heraus, er wendet sich nach rückwärts, wo Berthe, der Fehse den Weg nach draußen versperrt, zurückgeblieben ist. «Das Mädchen hat uns belogen!»

«Nein! Sie hat Sie nicht belogen!» Merk fährt herum, Schmitz, der ihm zunächst an der Türe steht, macht unwillkürlich einen Schritt ins Zimmer. Deutsch — deutsche Worte — eine mächtige, zornige Stimme: «Ich habe einmal einem Lande angehört, das Deutschland hieß, aber soviel ich mich erinnere, war das kein Land, wo man in die Wohnung friedlicher Menschen einbrach, wenn es einem grade zu passen schien.»

«Ich versichere Ihnen — Es ist jetzt nicht die Zeit zum reden —»

«Was wollen Sie?»

«Wir sind verfolgt. Sie werden uns beherbergen. Zwei Stunden, drei Stunden!»

«Das werde ich nicht.»

«Sie sind in unserer Hand!»

«Nicht mehr als Sie in der meinen.»

Fehse tritt ein, er führt Berthe am Oberarm vor sich her.

Sommer schäumt auf. «Lassen Sie sofort das Mädchen los!»

«Man langsam, ja Herr!» — Er läßt Berthe stehen und tritt drohend auf Sommer zu. «Sie wern uns jetzt ein Versteck zeigen, wo wir unterkriechen können. Abern bißchen dalli, vastehn se!»

Merk dämpft ab: «Der Mann hier hat Frau und Kinder zu Hause. Sie haben vielleicht einen Sohn im Felde. Denken Sie, wenn er wie ich drüben in Deutschland vor einem Manne wie Sie stände —»

«— und seinen Landsmann in Todesgefahr brächte, und, noch schlimmer, ihn zum Verräter an Ihrem Lande machte?»

— Marcel ... Der Junge, er weiß nicht, wie er trifft... »Ich bin ein friedlicher französischer Staatsbürger. Sehen Sie, ich habe keine Waffe! Ich werde mich hüten, Ihnen einen Vorwand zu geben, wie die armen Teufel, die drüben in Belgien abgeschlachtet worden sind!»

«Schnauze!» — Fehse brüllt, seine Augen sind blutunterlaufen. «Also!»

«Schließen Sie wenigstens die Tür.» Sommer flüstert unwillkürlich. «Es sind Kinder im Hause. Wenn Sie sich nicht auch noch in deren Besitz setzen wollen —»

Schmitz schließt schnell die Tür, Fehse blickt abgelenkt hinüber, Sommer sieht zwei dunkle glühende Augen, ein edles, von fassungsloser Empörung gerötetes Gesicht —

«Schämen Sie sich als Deutscher, und wenn Sie auch nur ein Kind da gewesen sind! — Sie reden von Belgien ... Sie wissen ja nichts: Ein Volk, das bedrängt ist wie das unsere ... Man hat auf uns geschossen — Zivilisten — aus jedem Haus ... Ich bin Künstler, Herr! — Glauben Sie, daß ich zu meinem Vergnügen töte!»

Sommer schweigt. Der echte, ekstatische Ausbruch des jungen Menschen da vor ihm erschüttert ihn. Gewußt? Ah ja, er hat gewußt, Marcel hat es gewußt, jeder Tag seither hat es bestätigt: Das ist der Krieg! — Aber was hilft es ihm jetzt?

Da drüben steht Berthe mit vor Entsetzen halb geöffnetem Munde, ihre Augen hängen an den sprechenden Männern, als bemühe sie sich verzweifelt, ein Wort der fremden, der Sprache des Vaters zu erfassen, im Wohnzimmer drüben oder in der Küche spielen die Kinder — hier die drei Männer, die mit allen Mitteln, gierig, drohend, bittend, hoffend um ihre Freiheit, um ihr Leben kämpfen.

Fehse ist den Worten Merks mit unwirscher Ungeduld gefolgt. Die Jebildeten, janz jut, wenn se ordentlich drin sind, aber wenn et wat zu quatschen gibt ... det sieht doch n Blinder, dat der Bulle da von nischt wissen will, jeden Augenblick kann die Bande hier sein, einfach einen jejen den Detz und irgendwo unterjesteckt, sie fragen dich auch nich, ob es dir paßt — er will grade losfahren, läßt es, gestört, Schmitz ist vorgetreten, etwas hat ihn angerührt, er weiß selbst nicht was, der Tonfall, die Art — er steht vor Sommer, er lächelt ihm zu —

«Härr — ich weiß nich, wie Se heiße Se werden doch ne Köllsche Jung in der Not nit im Stich lasse, wahr?»

Sommer starrt ihn an, er streicht sich über die Brauen zur Schläfe hinüber, er will etwas sagen, die Stimme gehorcht ihm nicht, er wendet sich ab.

«Sie werden uns retten? Eine Stunde nur, daß die Spur verloren geht!»

«Es ist unmöglich! Wo soll ich Sie unterbringen? Meine Dienstleute können jeden Augenblick zurückkommen.»

«Gleichgültig. In der Scheune, unter den Dachsparren —»

«Die Scheune ist zu gefährlich. Der und die haben —» Er stockt, wo gerät er hin? Das ist ja Wahnsinn, Wahnsinn!

Er faßt sich.

«Ja, warten Sie. Da ist eine Abstellkammer — hinter dem Zimmer der Kinder —» Nein, nein, nein! Immerhin, es ist das Sicherste, niemand wird es für möglich halten, daß er dort jemand versteckt hält — «Sie müßten sich nur zuerst völlig ruhig verhalten. Später ist es dann nicht mehr so arg bei ihrem festen Schlaf.»

Merk tritt auf ihn zu und greift nach seiner Hand, Sommer wehrt unwillig, sein Blick fällt an dem Deutschen vorüber auf Berthe, sie steht da mit gekrümmten Fingern, die nach ihrem Munde irren, er schiebt Merk beiseite, er geht zu ihr hinüber, er legt den Arm um ihre Schultern, seine Augen ruhen ernst in den ihren:

«Sie bleiben hier, Berthe.»

Sie sieht ihn an, ihre Wangen sind verzerrt, ihr Kopf irrt in kleinen, langsamen Bewegungen her und hin.

Sommer nickt ihr zu, ein zärtlich düsteres Lächeln, eher ein trauriger Schein —

«Ja, Kind.» — «Kommen Sie!»

Die Männer schweigen. Sommer wendet sich zu Berthe.

«Halte die Kinder zurück. — Ja, und bring sie gleich zu Bett, wenn ich wieder herunterkomme.»

Sie treten auf den Flur, Sommer besinnt sich, es ist auf alle Fälle besser, die Tür nach außen zu verschließen. Fehse folgt ihm, Sommer dreht den Schlüssel um, sie gehen zurück. Fehse zögert; im Licht, das aus der Türe fällt, streckt er Sommer die Hand hin, eine große, schwer ausgearbeitete Hand. Sommer sieht ihn an, in den hellen, gelb-blauen Augen zwischen breiten Backenknochen, steht Mißtrauen, Verlegenheit, eine flackernde Drohung. Sommers Lippen pressen sich unmerklich zur Mitte, ein trübes, bitteres Lächeln, er schlägt ein.

Die Stiefel der Männer trappeln leise auf der Treppe.

Sommer kam herunter, er sammelte sich. Nach dem, was ihm die Leute in der Eile erzählt hatten, mußte es sich um die nächste Viertelstunde handeln. Daß sie im Walde verschwanden, war kaum unbemerkt geblieben, man würde die Pferde finden, die sie zurückgelassen hatten, es lag nahe, daß sie versuchen würden, auf dem Gelände des Hofes ein Versteck ausfindig zu machen. Nun, es war sehr unwahrscheinlich, daß sich die Nachforschungen auch auf das Wohngebäude erstreckten, ein Wort von ihm würde genügen. Er wunderte sich einen Augenblick, wie kühl und klar er alles überdachte, eine Beunruhigung stieg in ihm auf: Die drei waren der Beschreibung nach durch den Ort geritten, es war die Stunde, wo die Dienstleute zurückkehrten, wie leicht konnte nach dem, was vorher geschehen war, ein Verdacht einflößendes Wort gefallen sein!

Aus dem Gang links neben der Treppe lärmten die Kinder heran, Lucien umfaßte ausgelassen die Kniee des Vaters, Yvonne fiel über den Bruder hin, sie schlug mit der Stirn gegen den Treppenhauptposten, sie stand da und rieb sich mit Tränen, die sie tapfer verbiß, die schmerzende Stelle. Sommer hob sie hoch und preßte sie an sich, sie zog, um sich zu helfen, die Schultern zusammen: zu fest! — er setzte sie nieder, er strich Lucien flüchtig über das Haar. Berthe stand mühsam beherrscht dabei. «Mach schnell, und komm dann gleich zu mir! — Keine langen Geschichten heute, ihr beiden, hört ihr?» Sie nickten enttäuscht, grade wo einmal Berthe sie zu Bett brachte.

Sommer ging ungeduldig nach vorn, er mußte Berthe sagen, wie sie sich zu verhalten hatte, am besten, jeder war unbefangen bei seiner Beschäftigung. Er wollte in das Stübchen eintreten, es fiel ihm ein: die zugeschlossene Tür, das war auffällig, er ging hin, drehte den Schlüssel im Schloß und öffnete.

Unwillkürlich fuhr er zurück: auf dem Podest der Freitreppe eine niedere dunkle Gestalt, Pierre — er faßte sich, es durchschöß ihn, wie lange hatte er schon dagestanden, er zog den Türflügel noch weiter zurück: «Herein! — Ich habe abgeschlossen, man hört nichts, wenn man arbeitet und die Kinder lärmten, es ist ein bißchen unheimlich — diese Tage . . . »

Pierre trat schweigend ein und ging auf die Treppe zu, Sommer sah beunruhigt hinter ihm her, er zögerte, wieder in die Stube zurückzugeben, er hielt es nicht aus:

«Heda! — Was gibt es Neues in Foncquevillers?» Er wußte, daß

Pierre dort regelmäßig seine bescheidene Tasse schwarzen Kaffees trank, nach dem einsamen Gang durch die Felder von Ferme de la Haye und der Nachbarn, auch an den Sonntagen, das treue, eiser-süchtige Auge seines Herrn.

Pierre wandte sich um.

«In Foncquevillers ja nun grade nicht. — Und sonst —?» Er schwieg.

«Nun?»

«Nichts. — Nur die drei Kerle, die jetzt hier auf dem Hof sind, Herr Sommèr.»

Er kehrte sich ab und ging die Treppe hinauf. Von oben durch die offenstehende Tür des Zimmers der Kinder kam Gesang:

«Wenn die kleinen Sterne
auf am Himmel gehn,
kann ein jedes Kindchen
seinen Engel sehn.»

Berthe hatte hilflos nachgegeben, obwohl es ihr die Kehle zu-preßte, sie wurde nicht fertig mit den beiden trotz des Befehls des Vaters, sie hatten gebettelt und versprochen —

«— Hat's das gute Kindchen
brav am Tag gemacht —»

Sommer trat in die Stube, er ging zum Sekretär, er legte die Ar-me auf den Sims, er preßte die Hände gegen die Ohren, umsonst, dieses Liedchen, das Lieblingsliedchen der Kinder, jedes Wort —

«— wirft er ihm ein Fünkchen
durch die schwarze Nacht.»

Oben war der Jubel auf seiner Höhe, Lucien schnellte auf der federnden Matratze hoch und nieder, der Schlag seines einteiligen Nachtanzugs aus gestreiftem Flanell war noch nicht zugeknöpft, der kleine straffe Hintern sah aus dem Viereck hervor —

«Schni - schna — Sternenschnuppe,
eins und zwei und drei! —»

Yvonne suchte ihn bei den Knöcheln zu fassen, sie kreischte vor Vergnügen, Berthe griff nach ihr «Nicht so wild, hörst du, Vater kommt herauf!» sie rollte sich zur Seite, ihre starke, helle Stimme plärrte schreiend —

«Ich und du, die Puppe,
die ist —»

Sommer atmete erschöpft, oben war die Tür geschlossen worden, er selbst hatte nicht die Kraft gefunden, die der Stube zuzuma-chen, er ging zum Sessel und ließ sich nieder, seine Hand umfaßte, Halt suchend, die Kante der Platte —

Er blickt auf. Pierres Gestalt ist in der Türe erschienen, er tritt schweigend an den Tisch, er trägt ein kleines Bündel in der Hand, ein buntes, türkisch gemustertes Taschentuch, etwas weich Kantiges, Hefte? Briefe? zeichnet sich ab —

«Ja — Dann müssen wir wohl nun abrechnen, Herr Sommèr. — Achtzehn Franken habe ich noch zu bekommen, und vorgestern in Saily, das waren sechzig Centimes. — Und damit sind wir dann wohl quitt, Herr Sommèr.»

Sommer steht auf, er hebt die Hand zu Pierre hinüber. «Pierre — Laß dir erklären —»

«Sie haben ein Verbrechen begangen, Herr Sommèr!! — Und nun sagen Sie nichts mehr! Denn es hat mich Mühe gekostet, mit Ihnen quitt zu sein. — — — Wenn Sie mir jetzt das Geld geben wollten.»

Er stellt das zu kurze Bein zurück, seine Faust liegt auf der Tischplatte. Sommer wendet sich schweigend zum Sekretär, er hat es aus der Tiefe der Augen da drüben aufglühen sehen, er spürt die gefährliche Beherrschtheit in dem beiläufigen Tonfall der Stimme, er nimmt die aus grünem Drahtgeflecht gefertigte Kasette hervor und zählt das Geld auf den Tisch.

«Fünf Franken, zehn Franken, fünfzehn Franken, sechzehn, siebzehn, achtzehn Franken, zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig, sechzig —»

Pierre streicht die Stücke in die an den Rand des Tisches gehaltene hohle Hand. «Ich danke Ihnen, Herr Sommèr. Ja — und die paar Sachen kann ich ja wohl morgen abholen lassen.»

Er wendet den Kopf, Berthe ist ins Zimmer getreten, sein Blick geht zu ihr hinüber.

Berthe versteht nicht gleich — sie begreift: das Schweigen der beiden Männer, das Bündel in Pierres Hand . . .

«Vater!»

Sie ist zu Sommer hingestürzt, ihre Hände liegen auf seinen Schultern, ihr fassungslos hingewühlter Kopf an seiner Brust.

Sommer regt sich nicht, seine Arme fassen sie nicht; über ihrem schwarz sich kräuselnden Haar sein schmerzliches, erschüttertes Gesicht. Sie wendet sich zurück, Pierre steht auf der Schwelle, sein Gesicht ist ihr zugewandt —

«Es soll Ihnen gut gehen, Fräulein Berthe.» Er nickt, ist gegangen. «Er kommt nicht wieder? — Er weiß, daß diese Männer hier sind? — Er wird uns verraten?!»

Sommer schüttelt den Kopf. Seine Stimme ist sicher: «Nein, Berthe. Der Mann könnte mich totschiessen, aber verraten — nie. Das solltest du wissen, Berthe.» Berthe hat schon nicht mehr hin-

gehört, was soll sie wissen, sie weiß nichts, sie faßt es nicht —

«Er kommt nicht wieder. Pierre. Ich kann das nicht denken. — Vater! Warum hast du das getan?» Sommer schweigt. Was soll er ihr sagen, weiß er es denn selbst? Er wartet, daß sie sich beruhigt hat. «Es ist jetzt nicht die Zeit, um darüber zu reden. Es tut dir wohl sehr weh, daß die Männer in unserm Haus sind?»

Sie schüttelt heftig den Kopf. «Ich habe Angst, Vater!»

«Das brauchst du nicht, Berthe. Die drei sind so gut hinter dem alten Gerümpel versteckt — wer soll sich in die Kammer verirren?»

«Wenn sie aber wieder das Haus durchsuchen — wenn unsere Leute die Männer unterwegs gesehen haben?»

Sie zittert, ihr Adamsapfel ruckt auf und nieder. Sommer sieht es voll Sorge, er muß sie vorbereiten. «Es ist möglich, es ist sogar wahrscheinlich, daß man nach den Dreien hier nachfragen wird. Sie werden verfolgt — erschrick nicht! — Du mußt dich fassen, Berthe! Du bringst uns sonst ernstlich in Gefahr! — Hör zu :» Er drückt sie auf einen Stuhl am Tisch nieder, er lehnt sich eindringlich zu ihr hinüber, «Wenn es nun so käme, ich meine, wenn man die Leute hier fände bei uns —»

«Vater!»

«Ich denke nicht daran! Man muß nur jede Möglichkeit ins Auge fassen. — Wenn du gefragt würdest, so weißt du von nichts. Hörst du, Berthe?» Sie hat die Augen geschlossen, sie hebt aufgeschreckt die Lider, sie nickt.

«Du bist in der Küche gewesen und hast die Kinder zu Bett gebracht — Paß doch auf, Berthe!» Sie nimmt sich zusammen, es gelingt ihr nicht, sie lauscht unruhig zum Fenster hinüber. «Es ist sehr wichtig, daß wir uns darüber verständigen. Es kann unter Umständen unsere Rettung sein. — Außerdem» — er faßt ihre Hand, er sucht ihre Augen, ein warmer zärtlichster Blick. «Selbst, wenn es mich träfe, du dürftest mir das nicht schwer machen, Kind, durch den Gedanken — Berthe!!»

«Ich kann nicht dafür, Vater. Ich habe das Gefühl, daß da überall Menschen sind. Hörst du denn nichts?» — Sommer hebt den Kopf, erbleicht. Menschen, ja, Stimmen, Hufschlag, auf den Kopfsteinen des Torgewölbes, gedämpfter, durch den Lehm Boden des Hofes, Berthe ist aufgesprungen, Schurren von ein paar Schuhen auf der Treppe, Schritte im Flur, Sommer erhebt sich, ein kräftiges Pochen, «Herein!» auf der Schwelle steht ein Dragonerleutnant, er legt grüßend die Hand an die Mütze.

«Désigny. — Verzeihen Sie, Monsieur. — Wir sind in der Verfolgung einer deutschen Patrouille, die Spur führt auf den Hof. Sie

haben nichts bemerkt?»

«Eine deutsche Patrouille? — Nein.»

Désignys Blick gleitet zu Berthe hinüber.

«Glauben Sie, daß sich jemand ohne Ihr Wissen hätte einschleichen können?»

«Ich weiß nicht. Durchaus möglich. Ich habe diesen Raum seit dem frühen Nachmittag nicht verlassen.» «Der Hof ist von meinen Leuten umstellt. Wir werden ihn zu durchsuchen haben. Wenn Sie uns durch Angaben über die Lage der Gebäude, etwaige Versteckmöglichkeiten behilflich sein wollten?»

«Selbstverständlich.»

Designy tritt beiseite, Sommer verläßt die Stube, sie gehen vor das Haus. Ein Dutzend Dragoner halten im Hof, der größere Teil ist abgessen, ihre Lanzen lehnen an den Pferden, der Schein von ein paar Taschenlaternen läuft über die Wände.

«Könnten Sie uns Licht verschaffen?»

«Ja — Meine Leute sind ausgegangen — Wir haben leider keinen Strom hier — Heda!» Sommer erblickt plötzlich zwei von seinen Arbeitern, die unter der Truppe stehen, er runzelt nervös die Stirn, grade betreten ein paar andere, von den Frauen darunter, den Hof. «Stallaternen!» Die Leute sondern sich ab und kehren mit den verlangten Laternen aus der Kammer links vom Torgewölbe, die als Abstellraum für allerhand Gebrauchsgegenstände dient, zurück.

Sommer erklärt die einzelnen Gebäudeteile: Drüben die Scheune, rechts der Pferdestall, die Futterböden darüber, eine Reihe von Kammern, es gibt eine Anzahl von toten Winkeln, die Anlage ist älteren Datums. — Désigny hat einen Sergeanten herübergewinkt: «Sie haben alles begriffen?» Er läßt zwei Abteilungen formieren. «Und Vorsicht vor allem!» Die eine Gruppe wendet sich der Scheune zu, die andere verschwindet in den Kuhställen zur Linken.

Désigny steht rechts neben der Treppe des Wohnhauses, er zündet sich eine Zigarette an, er blickt unauffällig hoch . . . nettes Mädel, Berthe ist aus dem Haus getreten — sein Kopf fährt herum in der Richtung des Torgewölbes, die Kleine ist plötzlich zusammengefahren, drüben führen ein paar Dragoner einen hinkenden Mann herein, ein paar ungeschickt sonntäglich gekleidete Zivilisten, wahrscheinlich Leute vom Hof, folgen, Désigny wendet sich zurück:

«Sie werden sich doch nicht vor französischen Soldaten fürchten, mein Fräulein?» Berthe schüttelt, mühsam lächelnd, den Kopf.

Einer der Dragoner, die Pierre gebracht haben, kommt zu Désigny herüber, der Leutnant tritt ein paar Schritte mit ihm zur Seite,

er begibt sich zu der am Torweg stehenden Gruppe, Sommer glaubt bei dem durch Dazwischenstehende verschatteten Licht einer am Boden stehenden Laterne zu erkennen, daß er lebhaft auf Pierre einredet, er benutzt die Gelegenheit, Berthe einen schnellen, mahnenden und zugleich beruhigenden Blick zuzuwerfen, er spürt, wie sie sich mit aller Kraft zusammennimmt. Désigny kommt zurück, er wendet sich an Sommer, der sich nicht von der Stelle gerührt hat.

«Das ist ein Knecht von Ihnen?»

«Jawohl, mein Leutnant.»

«Hm. Sonderbar. — Sie sind Deutscher?»

«Geborener Deutscher. Naturalisiert seit 1897.» Désigny sagt nichts, er tut an Sommer vorbei ein paar Schritte auf die Abteilung zu, die aus den Ställen zur Linken zurückkehrt. Der Sergeant meldet: «Nichts, mein Leutnant!»

Désigny nickt. Er winkt mit dem Kopf nach rückwärts.

«Das Wohnhaus.»

Sommer tritt vor: «Wenn ich im Haus die Führung übernehmen soll —?»

«Einen Augenblick.» Désigny streckt ohne hinzusehen die Hand aus. Er winkt einen der wartenden Dragoner herüber: «Gehen Sie mit.» Er wendet sich zurück, er blickt zu Berthe hinauf. — «Das wird Ihre Tochter tun.»

Sommer schweigt. Berthe sieht, als habe sie nicht verstanden, als sei es unmöglich, daß sie gemeint sein könne, zu dem Leutnant hinunter. Er nähert sich ihr: «Haben Sie mir vielleicht etwas zu sagen?»

Sie schüttelt, heftig verneinend, den Kopf.

«Also denn.»

Berthe geht ins Haus, die Männer folgen ihr. Sommer und der Leutnant stehen schweigend drei Schritte voneinander entfernt. Aus dem Pferdestall zur Rechten kommt die zweite Abteilung, die vorher die Scheune durchsucht hat. Auch sie hat nichts gefunden. In der Gruppe der Dienstleute, die erregt miteinander reden — Pierre ist abseits geführt worden — entsteht eine kleine Bewegung, eine umfangreiche Gestalt löst sich, Madame Patte überquert resolut zwischen den Pferden hindurch den Hof und geht, ohne Sommer zu bemerken, auf die Freitreppe zu, ein Dragoner hält sie mit ausgestrecktem Arm zurück, sie erhebt begriffsstutzig Einspruch, was denn, man hat seine Arbeit da drinnen —!

In diesem Augenblick fallen im Haus Schüsse. Die Mannschaften auf dem Hof stürzen vor. Gepolter von fallenden Möbelstücken,

Schreie, Stimmen. Neue Abschüsse, ineinander knallend, Tritte in rasendem Abstand die Treppe hinunter, in der Tür erscheint Merk, Blut fließt über sein Gesicht, in der rechten Hand hält er einen Revolver, er hebt ihn, eine wirre Salve vom Hof her, er stürzt über die Rampe der Freitreppe und bleibt bewegungslos liegen.

Désigny eilt die Stufen hinan, ein paar seiner Leute folgen ihm, sie treffen schon im Flur auf den Rest der Abteilung, ein paar erregte Worte, die Männer wenden sich zurück, Säbel blitzen hoch, auch vom Hof stürzen zwei Mann mit gezogener Waffe auf Sommer zu, Désigny wirft sich dazwischen: «Halt!» Die Säbel senken sich zögernd, Désigny geht auf Sommer zu, seine Backenmuskeln spielen, seine Augen funkeln ihn an: «Verräter!»

Sommer schweigt, er macht, fast strauchelnd, eine Bewegung zur Seite: Auf der Schwelle ist Berthe erschienen, sie lehnt, den Kopf zurückgelegt, die Augen geschlossen, am Türpfosten, ihre Knie sinken unter ihr, die Hand klammert sich rückwärts an den rauhen Stein.

Vom Torgewölbe ist ein Teil der Hofleute herübergekommen, sie schreien und gestikulieren hinter den Mannschaften, die sie zurückhalten. Désigny wendet sich nervös hinüber. «Ruhe! — Er wird bekommen, was er verdient hat.» Er erteilt Befehle, Sommer wird mit kreuzweis übereinander gelegten Händen gefesselt, Berthe ist zu sich gekommen, sie macht Miene, zu dem Vater hinüber zu gehn, Désigny winkt ihr streng zu — ein nettes Mädel, sie ist kein nettes Mädel mehr — sie gehorcht, sie kommt langsam die Treppe hinunter.

In der Türöffnung steht ein kleiner Junge im rührenden, an den Armen und Beinen zu kurzen Nachtgewand, sein weißes Gesicht starrt in tränenlosem Grauen in den Hof, Madame Patte stolpert die Stufen hinauf, sie kniet bei Lucien nieder, sie nimmt ihn in ihre Arme «Ah, die armen Unschuldigen! — Wo ist deine Schwester, sag?» Lucien antwortet nicht, plötzlich heult er auf, ein die Rippen verlagerndes, unmenschliches Weinen, Madame Patte faßt ihn fester, sie wirft einen wütenden Blick in den Hof: Elises Stimme «Bastarde, schmutzige Bastarde, schämen Sie sich!», sie streichelt ihm über den Kopf, über die Schultern, über die Glieder seines zuckenden Körperchens, er beruhigt sich ein wenig, sie hält ihn weicher an ihrer breiten mütterlichen Brust.

Die Truppe ist aufgesessen, nur die Pferde der Leute, die auf Anordnung Désignys ins Haus hinausgegangen sind, und die, die ihre Reiter nicht mehr tragen werden, bleiben zurück, die Abteilung setzt sich in Bewegung, Sommer mit einer Leine an den Sattel

eines der Reiter gebunden, Berthe und Pierre werden ungefesselt mitgeführt.

Als sie aus dem Tor biegen, drängt sich eine Frau mit blinder Achtlosigkeit zwischen den Pferden durch. Sommer erkennt sie, eine stille, ältere Person, Witwe eines Tagelöhners, die seit Jahren unauffällig ihre Arbeit auf dem Hof verrichtet, sie tritt auf ihn zu, ihr Mund holt aus, sie spuckt ihm mitten ins Gesicht. Sommer hebt die gefesselten Hände zur Stirn, läßt sie wieder sinken, verwundert betrachtet er den feuchten Handrücken.

Zweites Kapitel

1

Bayencourt wird diesen ersten Sonntag im Oktober nicht vergessen. Sie haben Schwereres erlebt seitdem, aber an jenem Abend — Man ahnte ja von nichts, du warst drin wie in einem Wolkenbruch, du kannst dir nicht vorstellen, wie plötzlich das da ist, der Krieg, wenn du es nicht selbst gesehen hast. —

Bary hing grade den Hörer ein, als der halbwüchsige Nachbarssohn ohne anzuklopfen ins Zimmer stürzte und etwas von «Boches . . . oben im Dorf . . . Kommen Sie schnell!» hervorkeuchte. Er faßte es, verstört durch den Anruf, den er gerade erhalten hatte, zuerst nur halb, sein Herz setzte aus: «Was sagst du?» «Drei Reiter . . . » Er atmete auf. «Drei, und die Unsern dahinter? Das ist nicht gefährlich, nicht wahr?» Er strich dem verblüfften Jungen mit zerstreuter Freundlichkeit über das Haar «Schön, schön. Man hat Wichtigeres zu tun, verstehst du?» und schob ihn zur Tür hinaus.

In der Tat, was sonst ein aufregendes Ereignis für Tage gewesen wäre, verblaßte Vor den knapp hingesprochenen Worten aus Doullens, die ein fassungsloser Dorfbürgermeister eben in Empfang genommen hatte. Ein Stab im Dorfe, ein kommandierender General! «Die Herren sind schon unterwegs. Sie werden Sorge tragen, daß ihnen alles was sie brauchen, zur Verfügung steht.» Bary hatte kaum Zeit gehabt, den Sonntagsanzug, der noch von der nachmittäglichen Schlafstunde her drüben in der Kammer lag, wieder anzuziehen, als draußen auch schon ein Auto vorfuhr und zwei Generalstabsoffiziere, ein Hauptmann, ein Unterleutnant, hereintraten, es schien ihnen nichts auszumachen, daß die eine Seite des Kragens, den er grade umlegte, lächerlich in die Luft stand. Man war sich schnell klar geworden, daß als Quartier des Stabs nur

das, von seiner Besitzerin zur Zeit nicht bewohnte — Ausgezeichnet! — Schloß Madame Léandres in Frage kam. Die Herren fuhren mit Bary hinüber, draußen umstanden schon Neugierige den Wagen, sie machten sich auf die «Blitze» und Streifen der Generalstabsuniform aufmerksam, Bary sah unwillkürlich zurück, wie es wirkte, als sie — er freundlich auf den komfortablen Rücksitz verwiesen — die kurze Strecke hinunterglitten.

Das Schloß lag mit vorgelegten Laden ohne Licht, die helle Zuglocke schwang aus, wie eine Zugglocke nur in einem leeren Hause schwingt, auch ein wiederholtes Hupen brachte niemanden hervor. Statt dessen öffnete sich links zur Seite ein Fenster, Mademoiselle Blaire, die hinten in der Küche ihr Abendbrot bereitet hatte, neigte sich heraus. Bary ging zu ihr hin, sie sprach schon über ihn hinweg, beim Anblick der Offiziere gleich gesammelt im Bilde. Die Zofe — ja, sie hatte sie weggehen sehen, sie war ohne Zweifel bei Bäcker Boyart, dessen Frau sie im Juli in die Irrenanstalt gebracht hatten; sie erbot sich bereitwillig, sie zu holen. Sie erschien einen Augenblick später, einen Schal um die Schultern. «Verzeihen Sie, meine Herren Offiziere! — Das ist verantwortungslos, ein Mädchen allein in einem großen Hause zu lassen und mit Lohn und Kostgeld pünktlich an jedem Ersten. — Ich weiß, was es in Stunden wie diese bedeutet, die Zeit.»

Bary versuchte, bis sie zurückkam, die Herren ein wenig auszuholen, es gelang ihm nicht. Auch die Nachricht über das Erscheinen der deutschen Patrouille, die ihm plötzlich ungeheuer wichtig vorkam, erweckte nur ein kurzes Aufmerken. «Ah? Man hat sie verfolgt? Ausgezeichnet!» Der Hauptmann lächelte Mademoiselle Blaire entgegen, die eben mit Margot, einer etwas rotköpfigen Margot, zurückkehrte.

Die Kinder, die auf der andern Straßenseite in neugierig-scheuer Entfernung gestanden hatten, liefen herüber und preßten die Gesichter gegen die Gitterstäbe, um die Herren im Hause verschwinden zu sehen. Drinnen war eine kellerhaft kühle Luft, Bary schauderte übertrieben. «Sie haben ein warmes Zimmer, nicht wahr?» Margot öffnete verlegen die Tür zu Madame Léandres Wohnraum, einem kleinen Zimmer, das man im Winter, um Heizung zu sparen, als einziges bewohnte. Sie hatte es sich drinnen bequem gemacht, Stoffreste bedeckten den Boden, auf einer an den Kamin gerückten Nähmaschine lag ein halbfertiges Höschen aus feinem Batist; Mademoiselle Blaire entschuldigte sich ungehalten, als ob sie die Dame des Hauses sei, es schien selbstverständlich, daß sie bei dem Gang durch die weiteren Räume die Führung übernahm.

Bary ärgerte sich ein wenig, er kam sich überflüssig vor. Er lebte erst wieder auf, als der Hauptmann in Madame Léandres Salon eine Liste der unterzubringenden Personen hervorzog und sie ihm nach Durchstreichung der Namen derjenigen, die im Schloß selbst wohnen sollten, «zur weiteren Veranlassung» überreichte. Er versicherte eifrig, daß «unseren Braven» — und ihren Pferden versteht sich! — in Bayencourt nichts fehlen werde, und ging nach Hause zurück.

Hauptmann der Reserve Dramont zeigte sich von den Gelegenheiten des Hauses und «unserer lebenswürdigen Führerin» äußerst befriedigt. Im Zivilberuf Rechtsanwalt von der ersten Pariser Garnitur, literarisch interessiert, außerdem Deputierter von Clermont-Ferrand, hatte er Sinn für die «Blüten» der Provinz, dieses brave Mädchen, ein Original ohne Zweifel, amüsierte ihn; darüber hinaus wußte er, daß man von ihrer Art nicht nur eine ekstatische Bereitwilligkeit, sondern auch alle tatkräftige Umsicht erwarten konnte: immer ein Vorteil, wenn man auf die kleinen Bequemlichkeiten der Quartiere, manchmal auch auf Auskünfte und Kenntnis der örtlichen Verhältnisse angewiesen war. Es machte ihm Spaß, ihr gegenüber den richtigen Ton zu treffen, nicht den einer scharmanten Lebenswürdigkeit, mit der er — ein Hauch von Paris — «unsere Damen» von Clermont—Ferrand berauschte, sondern den einer einverstehenden Kameradschaft, wobei «uns» hier der Stab war, als dessen zeitweiliges Mitglied Mademoiselle Blaire sich schon nach wenigen Augenblicken betrachten durfte. Der begleitende Unterleutnant registrierte es mit leicht zuckenden Mundwinkeln, er tat mit, indem er Margot übernahm, der er zwinkernd versicherte, daß sie bei ihrer Arbeit jede angenehme Hilfe von einem halben Dutzend kräftiger Jungens nach Wahl haben werde. Das Ergebnis war von den besten: Margot vergaß strahlend, wie peinlich sie aus ihrer Schummerstunde mit Boyart aufgeschreckt worden war, sie griff bei den Vorbereitungen, Heizung, Lüftung, dem Beziehen der Betten, mit einem Eifer zu, den niemand noch an ihr erlebt hatte — am allerwenigsten Mademoiselle Blaire, die ihr, leicht schockiert über die in solchem Augenblick doch, wie ihr schien, etwas frivole Art des Unterleutnants, die nötigen Anweisungen gab. Sie selbst blieb sich bei allem Glück über die Rolle, die ihr zufiel, der schicksalsschweren Bedeutung des Ereignisses bewußt: «Es steht ernst? Sie können es mir sagen, mein Hauptmann!»

«Nun ja — es ist der Krieg. Man wird sie bekommen! Das ist die Hauptsache.»

Margot war gegangen, um in dem Gemischtwarenlädchen bei Barys Hause Petroleum zu holen, an Lampen fehlte es nicht, sie zierten in vielfältigen Formen, mit Seidenbaldachinen, Majolikasüßen, mattgemusterten Glasglocken, alle Räume, besonders den Salon. Margot blieb länger aus, Dramont rüstete sich grade zum Weggehen, um nach dem fälligen Stabe Ausschau zu halten — als sie in höchster Aufregung, die Kanne gleich bei der Tür absetzend, hereinstürzte. Man hatte Herrn Sommer von Ferme de la Haye verhaftet. ... Dragoner ... auch Mademoiselle ... Es hatte Tote gegeben ... Wie? sie wußte es nicht ... Ja, ja, die Deutschen, die sie versteckt hatten, das halbe Dorf stand an der Bürgermeisterei, wohin sie gebracht worden waren, tobend und schreiend, «ich habe es nicht abgewartet» — atemlos nahm sie die Kanne auf, ohne zu wissen, was sie damit tun wollte.

Mademoiselle Blaire war bleich geworden. Einen Augenblick griff es ihr ans Herz, als ob sie selbst in einer düsteren Weise an diesem schauerlich unvorhergesehenen Ereignis beteiligt sei. Herr Sommer — sie hätte es ihm niemals zugetraut, ihr vaterländisches Gefühl lag immer schon in einem verstockten Kampfe mit der bedingungslosen Achtung, die sie seinem Charakter entgegenbrachte. Sie erklärte Dramont kurz, um was es sich handelte, bis zu Tränen verstört «Ich fasse es nicht, ich fasse es nicht». Dramont schwieg respektvoll. «Tja, das ist so. Er hat uns schon mehr Ungeheuerliches gezeigt, dieser Krieg. — Was denn! Sie werden nicht weinen um einen Landesverräter!» Es klang leicht ungeduldig, der Fall interessierte ihn, Mademoiselle Blaire nahm sich zusammen, nein, sie weinte nicht über einen Landesverräter. Sie folgte ohne zu zögern der Aufforderung des Hauptmanns mit hinüberzukommen «Das sieht aus, als ob sie kurzen Prozeß machen möchten, Ihre Bauern, nach dem was die Kleine sagt», er verständigte sich mit dem Unterleutnant, der hinzugekommen war. Draußen wählte er den Wagen, statt, wie er es zuerst beabsichtigte, zu Fuß zu gehen: «Man ist über den Köpfen, verstehen Sie, abgesehen davon, daß es im Notfall eine Kraft ist, der Motor.»

An der Straßengabelung begegnete ihnen von rechts kommend ein Auto, das ein paar Telegraphisten und Material aus Doullens herausbeförderte. Dramont erkundigte sich in Eile, sie hatten unterwegs den Unterchef des 3. Büros überholt, dessen Wagen durch einen Reifenschaden aufgehalten worden war, er gab Anweisung, ein Telephonkabel zum Schloß hinüberzulegen und fuhr die Straße hinauf. Eine johlende, schreiende, pfeifende Menge belagerte die Bürgermeisterei. Wenn sie auch durch einige Dragoner, die vor

dem verschlossenen Hoftor Posten gefaßt hatten, von unmittelbaren Angriffen zurückgehalten wurde — es war offensichtlich, daß sie die Justiz an den drinnen in Gewahrsam Gehaltenen als ihr eigenes Recht betrachtete. In dem Geheul, das sich immer wieder zu einem leidenschaftlichen «Geben Sie uns die Boches!» verdichtete, blieben Dramonts Erscheinen und seine Zurufe fast unbemerkt; erst das grelle Kläffen der Hupe setzte sich durch, langsam schob sich der Wagen durch die Zurückweichenden, er hielt vor dem Tor, die wachehaltenden Dragoner drängten die Menge zurück, während Dramont und Mademoiselle Blaire, die ein paar verständige Worte an die zunächst Stehenden richtete, durch die kurz geöffnete Gethür das Anwesen betraten.

Eine dunkle Gruppe im Hofraum: die Gefangenen zwischen Pferden und Mannschaften. Dramont trat heran, Berthe sah ihm angstvoll entgegen, er musterte die drei, ohne das Wort an sie zu richten, aus der offenstehenden Stube fiel Licht, Dramont ging die Stufen hinauf, Mademoiselle Blaire zögerte, er wandte sich zurück und ließ sie höflich «Entschuldigen Sie!» vorgehen. Leutnant Désigny, der über den Tisch gebeugt stand und etwas schrieb — die Bestätigung, daß er die Gefangenen an Bary übergeben habe — richtete sich auf und erstattete Meldung, ohne sein Erstaunen über die unvermutete Anwesenheit eines Generalstabsoffiziers zu zeigen. Bary, der zerschlagen sitzen blieb, als Dramont hereintrat, hatte versäumt, ihm davon Mitteilung zu machen, jetzt erhob er sich mechanisch, er schien nicht zu begreifen, was um ihn vorging, Denise, die rückwärts im Halbdunkel stand, sah besorgt zu ihm hinüber — er zuckte zusammen, draußen setzte der Lärm wenn auch gedämpfter, von neuem ein, er griff nach der mit flüchtigen Bleistiftzügen geschriebenen Bestätigung und hielt sie von sich ab, obwohl er sie ohne seine Brille, die er irgendwo hingelegt hatte, unmöglich entziffern konnte.

Dramont hatte ein paar Fragen gestellt, Désigny antwortete knapp und in sicherer Formung.

«Ich sagte mir, daß der Vorfall vielleicht mehr als örtliche Bedeutung habe. Über die Rolle des Knechtes bin ich mir nicht im klaren. Ich habe ihn für alle Fälle mitgeführt. Es war meine Absicht, dem Herrn Bürgermeister einige von meinen Leuten zum Transport der Gefangenen nach rückwärts zurückzulassen. Ihre Anwesenheit war mir unbekannt, mein Hauptmann, ich würde sonst nicht verfehlt haben —»

Dramont winkte liebenswürdig ab. «Sehr umsichtig in der Tat, mein Leutnant.» Er sah ihn wohlgefällig an. «St. Cyr, oder ich müß-

te mich sehr irren?»

Désigny errötete fast, etwas betreten. «Zu Befehl, mein Hauptmann.»

«Sie sind inzwischen von Ihrer Truppe abgekommen? Ihre Marschrouten —?»

«Coigneux, Souastre, Pommier — eventuell weiter.»

«Hm. Das beste wäre, wenn Sie für heute hier im Ort zur Ruhe übergängen. Kann sein, daß ich Sie noch brauche. — Sie werden so freundlich sein, das Erforderliche zu veranlassen, Herr Bürgermeister!»

Bary nickte, er griff ohne ersichtlichen Grund nach der Liste des Stabes, die vor ihm auf dem Tische lag. Er war mit Denise grade dabei gewesen, die Quartiere einzutragen, die Ankunft des unheilvollen Zuges hatte die Arbeit jäh gestört, ein im Buchstaben abbrechender Name legte Zeugnis davon ab.

«Also denn —» Dramont runzelte ärgerlich die Stirn, draußen schwoll das Toben der Menge, er trat zum Fenster und riß es auf: «Seid doch vernünftig! Bedenkt, das ganze Land hat ein Recht zu erfahren, was hier geschehen ist. — Geht nach Hause, ihr werdet unsre Braven zu bewirten haben!»

Die Mahnung wirkte, die Menge beruhigte sich, es schien jedoch nicht, als ob viele der an sie ergangenen Aufforderung Folge leisteten. Dramont wandte sich zurück «Ich übernehme die Leute, mein Leutnant. — Ja so, wie bringen wir sie am besten unter? Sie haben keine Gelegenheit gehabt, miteinander zu reden? Ausgezeichnet. — Drei einzelne Räume?» Er sah Bary an, der sich ein wenig erholt hatte und sich angestrengt zu sammeln suchte.

«Hier? — Aber ich wüßte nicht. Ich hatte an — warten Sie —» er fuhr suchend mit dem Finger die Liste entlang «an Rittmeister Drouard gedacht für die Stube oben, es ist sehr behaglich —» Mademoiselle Blaire, die sich schweigend zurückgehalten hatte, trat vor: «Wenn ich Ihnen dienen kann: das Schulhaus, es sind grade drei Räume, außer dem Klassenzimmer —»

«Ich möchte Sie nicht gern derangieren. Es ist Ihnen vielleicht peinlich —»

«Das zählt nicht, mein Hauptmann. Es darf nicht zählen! Verfügen Sie, wie es der Sache entspricht.»

Dramont nahm dankend an. Désigny ließ das Tor öffnen und draußen den Weg frei machen. Bary, der mit schwach ineinandergelegten Händen hinter dem Tisch stand und durch die offene Tür starrte, fuhr hoch, Dramont hatte sich an ihn gewandt: «Sie können gegebenenfalls über die Leute und ihr Treiben Auskunft ge-

ben, Herr Bürgermeister?»

Bary riß sich zusammen. «Selbstverständlich, mein Hauptmann. Ich habe Haussuchung gehalten ... Es ist nichts versäumt worden.» Er schwieg unglücklich.

Die Menge war still geworden, schweigend folgte sie der Abteilung, die die Gefangenen nach der Schule brachte. Dramont, der etwas später mit Mademoiselle Blaire hinunterfuhr, fand sie wieder in erregter Bewegung. Bei der Gruppe, die darauf wartete, Einlaß in die Schule zu erhalten, stand ein Ordonnanzoffizier, der von dem inzwischen eingetroffenen Oberstleutnant herausgeschickt worden war, um sich zu erkundigen, was es gäbe. Dramont verabschiedete sich mit liebenswürdigem Dank von Mademoiselle Blaire «Ich werde noch das Vergnügen haben, mein Fräulein» und ging mit dem Stabskameraden hinüber. Der General war aufgehalten worden, ein Telefongespräch mit dem Großen Hauptquartier in Romilly, «Scheint, daß er nicht schlecht geladen ist, mein Lieber», Dramont wandte sich um: «Heda!» — es galt dem überflüssig gewordenen Teil der Eskorte — ! Räumen Sie die Straße bis hier herunter!», sein Begleiter wandte sich an die Nächststehenden, «Los, los! — Nicht herumstehen, es wird gearbeitet da oben.»

Die Menge, die sich schon sichtlich gelichtet hatte, verzog sich langsam zum Dorfplatz hin. Ah, keine Rede davon, daß ihre Erregung nurmehr den drei Gefangenen galt, obwohl es die erbarungslose Wut gegen sie nur noch hitziger schürte — sie hatten die Wagen, sie hatten die Offiziere des Stabes gesehen, an dem Schloß, dessen Läden seit Wochen geschlossen gewesen waren, leuchteten die gelben Fenster, sie begriffen in einem jähen, wachsenden Schrecken, *was* da oben gearbeitet wurde.

2

Ratour erschrak.

Etienne hatte die Losung ausgegeben, fünf, zehn, fünfzehn griffen sie im Handumdrehen auf: «Nach Ferme de la Haye!» Es war vorerst nichts mehr zu erwarten hier unten, die ungelöste Erregung drängte nach neuen Erlebnissen, oben lag die Ferme, die finstere, blutige Stätte. — Eine unklare, wölfische Gier lockte hinauf: zu wittern, zu sehen, zu tun — Ratour erschrak. Ferme de la Haye — er hatte nicht daran gedacht, einen heiligen Eid, daß er nicht daran gedacht hatte! es wunderte ihn selbst. Er hatte unter der Menge gestanden, schäumend vor Empörung seines alten leidenschaftlichen Herzens: «Verräter, Verräter!» Der niederträchtigste,

heimtückischste Verräter, man faßte es nicht. Er war sich nicht bewußt geworden, daß es für ihn ein einziger ungehemmter Triumph hätte sein sollen, er fühlte sich blind überwältigt vor der verabscheuungswürdigen Tat. Jetzt tauchte es wieder auf: Ja so, er hatte erreicht, was er wollte und mehr als er je erwarten konnte. Ein herrenloser Hof, jedem entschiedenen Zugriff preisgegeben, der Sohn und Erbe im Felde, selbst wenn es ihn nicht traf, er würde sich hüten, jemals hierher zurückzukehren. Ein herrenloser Hof: Ratour erschrak, er blickte feindselig um sich — was wollten die hier da oben, was hatten sie dort verloren? Er suchte mit fadenscheinigen Gründen dagegen zu reden «Was denn! Man darf ihn nicht aus den Augen verlieren», sie ließen sich nicht abhalten: «Er ist gut unter Verschuß da drin; komm mit! Es wird interessant sein, sich den Bau einmal anzusehen. — Alle Teufel nochmal, daß sie ihn nicht schon früher ausgeräuchert haben!» Er widersprach nicht mehr, etwas hatte ihn getroffen, er schloß sich an und zog mit den andern die Straße hinauf.

Er sah sich um, sein Gesicht verfinsterte sich. Nicht die beste Gesellschaft, in die er da geraten war. Außer ein paar jungen Bauernsöhnen, denen die Gier nach Grauen und dem Ungewöhnlichen in den Gliedern juckte, fast nur Leute, mit denen er sich bei Tage nicht hätte antreffen lassen. Fremde Gesichter, Tagelöhner und Arbeiterinnen, die durch den Krieg erst zugezogen waren, selbst von den älteren Knechten, die auf sich hielten, war nur der und jener zu sehen. Etienne machte mit Recht den Anführer dieses zweifelhaften Haufens, hinter ihm stolperte Victor Gosette, der Epileptiker, ja und natürlich Sosias Malot, ein unbescholtener Mann, aber der niemals fehlte, wenn sich zehn Meilen in der Runde etwas ereignete. Ratour riß unwirsch seinen Arm aus dem Madame Tapins, die sich «Man hat ihn, man hat ihn!» familiär bei ihm einzuhängen versuchte, Hippolythe stand am Straßenrand, sie waren im Gedränge voneinander abgekommen, er tat unsicher verblüfft einen Schritt auf den Vater zu, Ratour verspürte einen Augenblick die Neigung zu ihm hinauszutreten, er ließ es verbissen und wandte den Kopf ab.

Sie hatten das Feld erreicht, vor ihnen mahlten Räder heran, Hufgeklapper von Pferden im Schritt: Aus der nur schwach erhellten Nacht tauchten die Umrisse der Reiter, eines Leiterwagens, einer aus der Menge hob die Laterne, die er wie noch ein paar andere, im Vorbeigehen schnell daheim geholt hatte, ihr Licht fiel auf ernste Gesichter; in dem Wagen, auf Stroh gebettet, fünf reglose Gestalten, bis über den Kopf mit ihren Mänteln zugedeckt —

zwei blauen, drei grauen — ohne Unterschied nebeneinander, ihnen zur Seite, den Kopf notdürftig verbunden, ein zu Tode verwundeter Mann, sein Atem ging röchelnd aus dem schlaff geöffneten Munde.

Die Menge, die aufgeregter schwätzend herangekommen war, verstummte, sie traten zur Seite auf das Feld und zogen die Mützen ab, sie sahen die hinten angebundenen Pferde, die folgten, sie gingen weiter, gedämpft durch die düstere Begegnung, der Sergeant, der den Zug leitete, hielt sein Pferd an und blickte ihnen stirnrunzelnd nach — «Ach was, geht, es ist nicht meine Sache», im langsamen Trab erreichte er die Vorausgezogenen. —

Der Hof füllte sich mit Gestalten, sie traten zögernd ein, beim Leutehaus hatten die alten Knechte gestanden und sie herankommen sehen, als ob es sich um ein Trauergeleit handle, sie mochten an den Zug denken, der vor Wochen fröhlich lärmend hier eingezogen war, sie folgten ihnen langsam, man stand herum und redete halblaut: Der Fleck dort — peng klatsch, so über die Rampe war er gefallen; man ging zu den Ställen, öffnete die Türen und sah von außen hinein, ein paar näherten sich dem Hause, in dem hinter mehreren Fenstern Licht brannte, und verschwanden wie beiläufig in dem dunklen Hausflur.

Ratour folgte ihnen nicht, sein Herz pochte. Einer der Knechte, der vor Jahren bei ihm gedient hatte, ehe ihn die besseren Verhältnisse von Ferme de la Haye hierher lockten, sprach mit lamentierender Zerknirschtheit auf ihn ein, er hörte nicht hin. Drüben lag es, wenige Schritte von ihm entfernt, das böse Märchen eines halben Menschenalters. . . Dreiundzwanzig Jahre, daß er das Haus nicht mehr betreten hatte, jeder andere hatte einen Blick hineinzu tun gewußt «Ein Zimmer feiner als das andere, mit Teppichen, wo du hintrittst, der Präfekt brauchte sich nicht zu schämen, drin zu wohnen», oben erhoben sich jetzt streitende Stimmen, eine Frauensperson erschien und schloß heftig das Fenster, das sie vorhin geöffnet hatte, um zu sehen, was es gab, der Knecht unterbrach sein Lamento in plötzlicher Neugier «Das ist Dénise, ah, das Luder!», er ließ Ratour gleichgültig stehen und lief hinüber, andere folgten ihm, die Treppe knatterte unter ihren Tritten.

Das Erdgeschoß lag verlassen. Ratour stand im Hausflur, links durch einen Spalt drang Licht, er schob die Tür auf, er trat ein. Drinnen auf einem großen runden Tisch stand eine Lampe; Dominosteine unordentlich durcheinander, ein Buch ohne Einband, die ersten Seiten angerissen, lagen auf der Platte, drüben an dem Halbschrank, der als Anrichte diente, waren die Schubladen über

den achtlos offen gelassenen Türflügeln weit herausgezogen, von oben scholl das Geschrei der Streitenden. Ratour stand schweigend, die Runzeln um seine altersblassen Lippen vertieften sich, er ging schwerfällig zu der jenseits gelegenen Tür und öffnete sie, er kehrte zurück, nahm die Lampe vom Tisch und leuchtete, auf der Schwelle bleibend, in den dunklen Raum: grüner Brokat mit breiten silbernen Mustern glänzte aus den mit sparsamen Bronzesaufgaben geschmückten Formen eines strengen Empire. Ratours Lippen preßten sich stärker zusammen, er trat zurück, er stellte die Lampe auf den Tisch, er beugte sich über die Platte, aus der rotverschommen sein verzerrtes Gesicht ihm entgegentauchte. Betrug, der abscheulichste Betrug! Was hatten die für Augen im Kopf gehabt, die benommen von hier zurückkehrten, sie saßen unten bei ihm im Salon, die Beine der Stühle und Sessel wölbten sich golden, auf dem Tisch lag eine Decke mit Lochstickerei und Servietten für zwölf Personen. . . Eine Glasplatte, eine lächerliche Glasplatte, um das Holz zu schonen und Wäsche zu sparen, alter Plunder ringsum, ein wenig aufgemacht, dies und das Stück hinzugekauft: Darum der brennende, ohnmächtige Neid durch Jahrzehnte? — Er hatte ihnen das Hirn verkleistert, sie sahen nicht mehr was sie sahen, die Teppiche, Ratour stieß verächtlich mit dem Fuß unter den Tournai, der ringsum einen breiten Rand des gedielten, lackierten Fußbodens preisgab: Ein Spiegelfechter, ein Betuer, ein schwindelhaftes, verräterisches Nichts! Er nahm den Kasten für die Dominosteine und schlug heftig damit auf den Tisch. Die Platte lag unbeschädigt, er warf ihn unter die Steine, daß er mit einigen von ihnen auf der andern Seite herunterschlepperte, er verließ das Zimmer, ohne sich noch einmal umzusehen, und ging die Treppe hinauf. Oben hatte der Streit noch immer nicht sein Ende erreicht, im Gegenteil, er schien sich grade jetzt bössartiger zu steigern. Er ging zwischen Elise, ein paar Leuten vom Hof, Arbeitern und Frauen, und einem Teil der von Bayencourt Gekommenen, sie hatten Elise und die andern dabei getroffen, sich aus Schränken und Schubladen mit allen, was ihnen brauchbar schien, zu versehen, Elise war grade dabei, Berthes Unterwäsche in einen Tragkorb zu stopfen, Kleider lagen mit den Bügeln auf dem Bett hinter dem zur Seite gezogenen Vorhang, ein schwarzseidenes zuoberst. Man hatte friedlich mittun wollen: Was denn, es gab genug! Elise und die Ihren hatten sich ihnen wütend entgegengestellt, sie stieß Etienne in die Seite, der nicht entschieden genug für sie Partei nahm. Grade waren die aus dem Dorf zu Taten übergegangen, drinnen in Sommers Zimmer riß man sich erbittert um einen Man-

tel, dessen einer Ärmel schon halb aus den Nähten gegangen war, ein paar Besonnenere und Ängstliche suchten zu vermitteln und abzumahnern »Das ist Diebstahl zu guter Letzt, sie werden es nachprüfen vom Gericht!«, man hörte kaum auf sie, Ratours Erscheinen blieb unbeachtet, er warf einen finstern Blick in den Raum und setzte seinen Gang durch die Zimmer des oberen Stockwerks fort.

Auf einer schmal sich emporwindenden Treppe, die neben Bertbes Zimmer in das Dachgeschoß führte, standen zwei Frauen mit ängstlich-gierigen Gesichtern, von oben kamen Schritte herunter, Sosias Malot mit noch zwei anderen. Sosias schüttelte sich künstlich, aber sein Gesicht war bleich, er wollte nur noch mehr Eindruck auf die Frauen machen, unnötig, he: Alphonse Trot griff schluckend nach seinem Hals, Blut überall und nicht nur Blut — sogar auf den Federbetten der Kinder, nicht einmal die eigenen kleinen Wesen sind ihm heilig gewesen, die Haushälterin hatte sie, schien's, sofort zu einer Freundin nach auswärts gebracht. Sosias erblickte Ratour, er wollte gleich noch einmal mit ihm hinaufgehen, Ratour lehnte unwirsch ab, Malot mußte sich mit den Frauen begnügen, die sich, nur scheinbar schaudernd und widerstrebend, hinaufziehen ließen.

Hinten war der Streit verstummt, man schien sich plötzlich geeinigt zu haben. Ratour ging die Treppe hinunter ins Erdgeschoß, auch aus dem Eßzimmer kamen jetzt Stimmen, er wandte sich zur Tür gegenüber: Monsieur Paradis Büro — wie oft hatte er, bei der Hitze in Hemdsärmeln dort drinnen gesessen und geplaudert mit dem alten Sonderling, der eine seltsame, durch brutale Neckereien und Anzüglichkeiten gewürzte Neigung gegen ihn bekundete. Er war eingetreten, er stand einen Augenblick wie benommen: Über die gespenstisch unveränderte Einrichtung — selbst der abgebrochene Aufsatz des Regals zur Rechten war nicht ausgebessert — breitete sich gleichsam eine zweite Schicht: Papiere in Mappen und lose gehäufte, achtlos Herausgeschleudertes bedeckte den Boden; offenbar war nicht nur der Besitzer beim Ordnen und Einregistrieren überrascht worden, dahinter wurden andere Hände sichtbar, oben auf dem Sekretär stand eine leere Kassette, Papiere zwängten sich aus einer eilig zugestoßenen Schublade. Ratour trat an den Tisch, er griff nach einem Stoß entfalteter und glattgelegter Korrespondenz, Rechnungen, Briefe, einige mit angekniffenen Prospekten über landwirtschaftliche Bedarfsartikel, er durchblätterte sie hastig, welche mit Briefköpfen in fremden, gedrechselten Buchstaben fielen ihm auf, er griff nach einem kleineren Stoß, der offenbar aus einer danebenliegenden Mappe herausgenommen war:

Zahlen, Berechnungen, alle in derselben gleichmäßig liegenden Schrift, er ließ sich nicht die Ruhe zu sehen, um was es sich handelte, er ging zum Sekretär hinüber, ein Geschäftsbuch mit vielen Sparten lag aufgeschlagen — Einnahmen, Ausgaben, Ackerland, Gartenland, Wiesen, Weiden —, sein Blick glitt die Kolumnen entlang, eine abgenutzte Mappe schaute darunter heraus, er zog sie vor, die seltsame Aufschrift machte ihn stutzen, «Achtung! Nicht zu wiederholen! Ein kostspieliger Traum», er schlug sie auf, seine Augen hakten sich fest: Auf vergilbendem Papier in kargen Titeln und Ziffern ein Vergleich zwischen den Kosten des Dampfplugs mit einer entsprechenden Zahl von Arbeitspferden, sorgfältig nach festen und veränderlichen Kosten aufgegliedert, mit Ansatz jeden abseitigen Postens, zusätzliche Futterration, Instandhaltung der Geschirre, Schmieröl, Arzneimittel für die Pferde — Ratour hatte vergessen, aus welchem Anlaß er hierher gekommen war. Über seinem Kopf trampelte es, das ganze Haus schien plötzlich in Rufen und Schritten, im Rücken von Möbelstücken lebendig zu werden, er hörte es nicht. Er saß über Papiere gebeugt, seine unsicheren Hände griffen nach dem und jenem, blättern nervös. . . Der Halunke, ah, der Halunke! Zwei Prozent, drei Prozent Skonto auf jede Rechnung, er ließ sich das Ziel — dreißig Tage, drei Monate im höchsten! — nicht entgehen, überall war Zahltag und Zahlweise vermerkt, am Fuß der eingegangenen Briefe verwies eine Notiz auf Nummer und Seite der Kopierbücher, die die Antwort enthielten, sie standen, schwarz mit grünem Etikett, in einer Reihe auf dem Regal zur Seite, die Presse auf einem kleinen Tischchen daneben. . . Ratour hob unwirsch den Kopf, sah sich um, jemand hatte nichtsahnend die Tür geöffnet, schloß sie wieder vor dem zornigen Blick des Alten. — Sein Gesicht färbte sich in jäher Wut, ein Abschluß über Futtermittel war ihm in die Hand gekommen, derselbe Lieferant bei dem er bezog, nur, er hatte gleich alles, was er brauchte, zum Winter eingekauft, die Preise waren gefallen seitdem. Der Gauner hier — er hatte es vorausgesehen, er schloß nur auf Lieferung ab, um die Großhandelspreise zu bekommen, aber zum jeweils bei Abruf geltenden Tagespreis — ah, der niederträchtige, abscheuliche, niederträchtige, niederträchtige Halunke!

Stimmen kamen vom Hof, aufgeregte, eifrige, gutlaunige Stimmen, man stritt sich nicht mehr, wenn auch noch um diesen oder jenen Gegenstand ein jäher, schnell verglichener Streit entstand. Recht hatten die von unten, es gab genug, für alle genug, du brauchst dich nicht um jeden Knochen zu balgen, wenn dir auch sein Fett bis zum blutigen Haß auf den Nebenbuhler am andern

Ende einen Augenblick in die Augen sticht. Man hatte zögernd und überlegsam seine Wahl getroffen im Anfang, das war nichts für Jeanne, diese feine Wäsche bei der Arbeit, oder ein silberner Suppenlöffel, der seltsamerweise in dem schon ausgeleerten Schubfach liegengeblieben war — wo man daheim doch alle zusammen aus der Terrine aß. Aber im Rausch des Raubs, der mühelosen Aneignung, wuchs es, ohne daß sie es merkten, zu unterschiedsloser Gier. Dinge fanden einen neuen Besitzer, der unmöglich etwas mit ihnen anfangen konnte, Clémence Bésinche, dessen Loch am Dorfende kaum Raum für einen Spiegel zwischen den Fenstern bot, schleppte einen riesigen Kupferdruck „Jesus treibt die Händler aus dem Tempel“ herunter, der noch von Marie Louise her im Schlafzimmer gehangen hatte, man tat sich zu zwei und zwei zusammen, einer, um den wachsenden Stapel im Hof zu bewachen, während man umschichtig auf Beute ausging, nur besorgt, wie man sie zum Dorf hinunterbringen könne. Wenn man jetzt noch stritt, geschah es um eine Schubkarre, das Eselwägelchen der Kinder, schon führte eine Gruppe ein paar Pferde heraus und spannte sie an einen der draußen stehenden großen Wagen, man würde sie zurückbringen, versteht sich — die Ställe, ah ja, die Ställe, die Vorratsräume, man hatte sie zuerst vergessen über dem Wohnhaus, eine Reihe von Säcken, bester Weizen standen zum Abtransporte bereit, Dutzende von Gegenständen, die du in der Wirtschaft brauchen konntest, alles im Überfluß, zwei- und dreifach, wo einmal genügt hätte, du gieperstest seit Jahren danach. Längst waren auch die Leute vom Hof, die sich zunächst nicht beteiligt hatten, mitten dabei, du wärst ein Narr, wo du siehst, daß doch alles in die Luft geht, Francois Lévêque stieß ärgerlich seine Frau zurück, die sich an ihn hängte und ihn beschwor, sich auf seine alten Tage nicht unglücklich zu machen; sie saß dann in ihrer gemeinsamen Stube und betete weinend den Rosenkranz. Nur ein paar Bauernsöhne aus Bayencourt standen verschlossen beobachtend beiseite, unweit von ihnen Jean Verbueken mit dem alten zitternden Vater Bidon, der im Leutehaus das Gnadenbrot aß (Sosias Malot war schon einige Zeit vorher, als er sah, wie sich die Dinge zu wenden begannen, mit ein paar andern ins Dorf hinuntergegangen): Man beachtete sie nicht, gelegentlich ein auffordernder Zuruf zu ihnen hin, wie durch Nebel hindurch, er glühte in den Hirnem das Blut da oben in der Kammer, der Donner der Geschütze am Nachmittag, der Stab unten im Schloß Madame Léandres... «Drauf auf den Boche!»: sie griffen ihn, sie hielten ihn in jedem Gegenstand, ein patriotisches Werk zuletzt, wer konnte wissen, ob das hier übermorgen, morgen

noch stand, nimm heute, nimm heute — du lebst! — was heute zu nehmen ist! —

Ratour blickte hoch, sein Herz schlug matt, seine Augen blinzelten in das Licht der Lampe, er lachte hüstelnd auf: Esel, Esel, die sie waren. Ein Tisch mit einer lächerlichen Glasplatte, ein minderwertiger Salon — er hatte sich von ihnen nasführen lassen, ihren plumpen Augen, ihrem ahnungslosen Schädel. Hier lag es, in diesem heimtückisch unscheinbaren Raum, die Mitte, das Geheimnis, das Märchen von Ferme de la Haye! Er sah Monsieur Paradis vor sich, der fluchend und stöhnend seine Jahresbilanz aus nicht vorhandenen Belegen zusammenzubekommen versuchte, er sah sich selbst, wie er einen Viehverkauf mit ein paar Zahlen ohne weitere Angaben auf der Rückseite einer Kunstdüngerreklame verzeichnete, genug für sein gutes Gedächtnis, das aus den bloßen Ziffern den Vorgang nach Monaten fast immer sicher wiederherstellte. Genug, wenn alles den gleichen, überlieferten Trott ging, sein Vater hatte es nicht anders gemacht, genug, wenn man mit Mühe und Not das, was man hatte, wahren wollte. Zu wenig, vielmal zu wenig, wenn es zu mehren, zu steigern, zu erringen galt — Konnte er sich noch wundern, daß alles bei ihm verkümmerte seit jenem gierigen Kauf, der ihm der Anfang vom Ganzen geschienen hatte? Eine elende, kaum zu ertragende Scham überkam ihn: Fünf Wochen, sechs Wochen vorher, er hatte in seinem prächtigen Salon gesessen — ah, kein Vergleich mit dem aufgeplusterten Althändlerkram da drüben! — er war sich weiß Gott wie umsichtig vorgekommen. Und? Und? Zahlen, die schwindelten, leere Annahmen, Tausende, Zehntausende, wo es — er wußte es jetzt — Franken und Sous hätten sein sollen! Ratour zog die Schultern zusammen, etwas streifte ihn, wehte ihn vom Rücken an, der lautlose schweigende Raum im Lärm, der von draußen drang, er wollte sich umsehen, er wagte es nicht, sein Blick fiel auf einen Paken Briefe, der mit einem blauen Leinenbändchen sorgsam zusammengebunden vor ihm auf der Erde lag, Privatbriefe augenscheinlich, er bückte sich, er streckte die Hand danach aus, er ließ es — Wozu? Der Kampf war vorüber, der Feind lag am Boden — wozu?

Ratour fuhr auf. Schreie, aufgeregte Stimmen, ein lang hingezogenes tierisches Geheul — er eilte zum Fenster, erschrak: In dem dunklen, nur durch das Licht aus dem Hause erhellten Hof hinten rechts in der Ecke ein hellerer, flackernder Schein, hin und her eilende Menschen, eine dichtere Gruppe, aus der die tierischen Laute drangen. Ratour stürzte hinaus, drüben wurde grade das Tor der Scheune geöffnet, in der eindringenden Luft fuhr die Flamme feu-

riger auf, Funken und Qualm in einem jähen Ausbruch ins Freie treibend, die Nächsten wichen zurück, gingen zögernd wieder vor

Niemand hatte es bemerkt gehabt, erst der Rauch, der aus dem Scheunentor, zwischen den Schindeln des Daches, hervordrang, machte sie aufmerksam, sie fanden Victor Gossette irr taumelnd in der Durchfahrt, rechts und links an den aufgetürmten Strohbündeln, kohlenden Garben, leckte die Flamme hoch, sie schleppeten ihn, der sich sträubte und zurück wollte, ins Freie, Philippe Godard, der Pferdepfleger, der grade mit einem funkelnagelneuen Halfter aus der Stalltür trat, stürzte sich auf ihn und schlug in blinder Wut auf ihn ein; der Krampf brach bei ihm aus, ein paar fielen Philippe in den Arm, er stieß sie zurück und peitschte nur um so wilder auf den Unglücklichen los, der sich brüllend und mit Schaum vor dem Mund vor ihm aus den Boden wand.

Ratour stand unbeweglich oben auf der kleinen Freitreppe, seine Gestalt verwuchs mit der dunklen Mauer hinter ihm, ein paar Leute eilten, aus dem Haus kommend, an ihm vorbei, keiner beachtete ihn. Er hatte im ersten Entsetzen zu denen dort hinüberlaufen wollen, die Ferme, grundgütiger Himmel, die Ferme! Er erkannte die Gefahr: die reichen Vorräte, ein einziger Anzünder bis in die Dachsparren hinauf, die Ställe unmittelbar nebenan, Werte von Tausenden und aber Tausenden, die auf dem Spiele standen, er dachte in seiner Bestürzung nicht daran, wem das da in Flammen ausgehen würde — dem Verräter, der vielleicht morgen schon nicht mehr lebte, dem Sohn und Erben, ihm selbst? Er bezwang sich: Ein kühler, klarer Gedanke. . . Drüben entstand jetzt ein neuer heftiger Streit, ein Teil der Leute, die vom Hof zumeist, bildeten eine Kette, aus dem Abstellraum zur Rechten kamen die Feuereimer zum Vorschein, überreichlich wie alles hier oben; ein anderer, kleinerer Teil, versuchte laut schreiend das Rettungswerk zu verhindern, aus den Flammen dahinten raste der Wahn in die von der wilden Plünderung berauschten Gehirne: Recht hatte er es gemacht, ein braver Junge, der Fallsüchtige — sie drangen nicht durch, die Vernünftigeren behielten die Oberhand, von der Schwemme in der Mitte des Hofes her wanderten die Eimer, drüben zischten die ersten Wassergarben in die Glut, die fauchend hinter einen schwarzen Rauchball zurückwich, heller aufflackerte in der ohnmächtigen Mühe, die sich ihr entgegenstellte.

Ratour ging die Stufen hinunter auf das westliche Torgewölbe zu. Niemand bemerkte ihn, wer konnte behaupten, daß er nicht schon vorher gegangen war? Er öffnete das Pfortchen, er trat auf

die kleine Wiese, er tastete sich seitlich zur Straße hinüber, er ging ohne innezuhalten den Weg nach Bayencourt hinunter. Stimmen kamen hinter ihm her, eine Gruppe junger Leute offenbar, sie sahen mit unwillkürlich verlangsamten Schritten zu ihm hin, als sie ihn überholten, er hatte den Kopf abgewandt und setzte schweigend seinen Weg fort, sie erkannten ihn nicht. — Ein junger Fuchs, der sich auf der Fährte betreffen läßt . . . Hinter ihm brannte die Ferme, mochte sie brennen, mochten die es verantworten, die sie angezündet hatten, mochte sie stehen oder vergehen, herunter damit — Die Erde verliert ihren Wert nicht. . .

Er hatte den Waldrand erreicht, die Grenze zwischen dem eigenen und dem fremden — noch fremden — Besitz, er blieb stehen, eine plötzliche Mattigkeit hatte ihn überfallen. — Wie lange war es her, daß er in der Nacht hier heraufgestolpert war? Vier, fünf Tage, der Mann, das Mädchen oben in den Fenstern, niemand konnte ahnen, wie schnell es geschehen würde, es war geschehen — nun, und? Ein Anwesen, auf das Doppelte vergrößert, elfhundertfünfzig statt sechshundert Morgen . . . Unsinn, Unsinn, wo die Mittel nicht einmal reichten, das Eigene richtig zu pflegen, alle würden sich darauf stürzen, Basche, der an jedem Finger einen kapitalkräftigen Käufer hatte — Ratour preßte die Lippen zusammen: Ein Alterstraum, ein zuchtloser, kindischer Alterstraum, weil das heiße Blut, das ungelebte Leben sich immer noch nicht zufrieden gab — wozu? Die Kleine — er würde nicht mehr da sein, sie zu behüten, irgendein plumper Bauer, der ihnen für sie passend erschien . . . oder wenn sie sich noch einen Erben heckten — Euphrasie war nicht zu alt dazu — mit unbeholfenen Gliedern, einem schwerfälligen Gehirn . . . Er würde nichts wissen von zwei oder drei Prozent Skonto, von Lieferungsverträgen, von Ertragsberechnungen, von den ausgeklügelten Kniffen, die nötig waren — wie der Mann es wußte, von dem man nichts geahnt, den man nie gekannt hatte. —

Tropfen, die schnell dichter niederfielen, der Regen, der ein paar Stunden ausgesetzt hatte, rauschte von neuem herab. Ratour fröstelte, er zog die Jacke über der Brust zusammen, er sah zu der Waldwand auf. Dunkel ohne Färbung stand der Himmel dahinter — Die Geschütze schwiegen — Friede, Friede — ewige Nacht . . . Er wandte sich ab und ging zum Dorf hinunter.

Hippolythe und Euphrasie erwarteten ihn unruhig, sie hatten die Brotsuppe auf dem Herd für ihn warm gestellt, sie setzten sich mit ihm an den Tisch. Hippolythe wagte nicht zu fragen, wie es «oben» gewesen sei, er kannte die Art des Vaters: daß keine oder eine nichtssagende Antwort von ihm zu erwarten war. Er berichte-

te mit einer bei ihm ungewohnten Erregung, was sie sich im Dorf erzählten. In Saily hatte es neue Flüchtlinge gegeben, ganz nah, aus dem Ancretal schien es, «sie meinen, daß wir hier auch drankommen könnten und daß man sich vorbereiten müsse, was sagst du? — Ja, und Cabochette war hier: Ob du nicht zu dem Hauptmann ins Schloß gehen wolltest, des Boche wegen, wo doch Bary —.» Ratour fuhr auf: «Ah — immer ich! Sag ihm, daß ich mich nicht darum kümmere. Das ist ein Dreck für mich — Ferme de la Haye.»

Er griff nach seinem Herzen, der Löffel entglitt seiner Hand, die Suppe spritzte auf die Tischplatte. Euphrasie und Hippolythe waren aufgesprungen, Euphrasie ging um den Tisch zu ihm hinüber, er lehnte an der Wand, sie legte den Arm um ihn, er ließ es geschehen, sein Kopf lag an ihrer Schulter — Hippolythe hatte ein Glas Wasser geholt, er hielt es dem Alten an die Lippen. Ratour wehrte ab, die Lider geschlossen.

«Nichts, nichts. Es geht schon vorüber.»

Er öffnete die Augen, er lächelte zu Euphrasie hinauf. «Aber was denn! — Das ist immer ein Leben — achtundsiebzig Jahre!»

3

Leutnant von Lossen, Ordonnanzoffizier beim Stab des Garderegiments Elisabeth, der in Bucquoy untergezogen ist, hat den Befehl für den nächsten Morgen nach vorn gebracht. Das zweite und dritte Bataillon, die am Westrand des Bois du Biez und nördlich davon stehen, werden um sechs Uhr dreißig auf Gommécourt-Foncquevillers angreifen und nach Einnahme der beiden Orte die Verfolgung in südlicher Richtung fortsetzen.

Hauptmann von Kreß hält den zerknitterten Umschlag zwischen Ballen und Handfläche, er läßt das Licht der Taschenlaterne noch einmal dicht über die Zeilen gleiten, die den Befehl enthalten: «Schön. Befehl wird ausgeführt. Wenigstens was den Angriff betrifft. Was die Verfolgung anbelangt —» Er zuckt die Achseln.

Leutnant von Lossen schweigt, aus der Dunkelheit zur Seite lacht es leise auf, eine halblaut geführte Unterhaltung. Er wartet, was der Hauptmann ihm noch zu sagen hat.

«Sie müssen noch zum zweiten? Kommen Sie, ich begleite Sie ein paar Schritte.»

Sie gehen den Weg hinauf, der am Waldrand entlang führt. Links sind die Umriss eines Bauernhofs sichtbar.

«Sehen Sie sich das Ding da an. Eine volle Stunde hat uns das

gestern aufgehalten. Krenelierte Mauern, sie können es in der Dunkelheit nicht erkennen, eine regelrechte Burg. — Der Teufel soll die Gegend hier holen! Ein Dorf hinter dem andern, jedes langgestreckt, mit gutem Schußfeld, zwei, höchstens drei Kilometer seitlich voneinander entfernt, ganz abgesehen von den Fermes und Chateaus, die sich dazwischen herumtreiben. — Es ist um junge Hunde zu kriegen: Wir haben gestern mit zweifelsfreier Überlegenheit gekämpft, die Truppe Ia, und das Ergebnis? Ein Dorf, lumpige paar Kilometer. Nun, ich sage Ihnen ja damit nichts Neues, nur, es geht bei den entsprechenden Verlusten den Leuten verdammt auf die Nerven.»

Leutnant von Lossen nickt. «Oberst von Neubrunn hat schon Bericht an die Division gegeben. Er meint, daß man mit starkem Einsatz von schwerer Artillerie arbeiten müsse. Aber woher nehmen und nicht stehlen?»

«Na ja, überhaupt die Artillerie! Unsre Leute möchten sie am liebsten vierundzwanzig Stunden am Tage feuern hören. Obwohl wir es am Ende schaffen müssen. — Also . . . Hauptsache, daß wir vorwärts kommen. Einmal muß dies Panoptikum mit Durchblick hier ja auch sein Ende haben.»

Sie stehen am obern Rand der Senkung, die durch das spitz nach vorn verlaufende Wäldchen ausgefüllt wird. Auf dem Feldweg von Bucquoy her nähert sich ein Wagen, der unter dem Schutz der Dunkelheit Munition nach vorn bringt. Hauptmann von Kreß tritt an ihn heran und wechselt ein paar Worte mit dem Fahrer, der Wagen biegt seitlich aufs Feld und hält in Deckung hinter dem Waldrand.

Leutnant von Lossen ist wartend stehengeblieben, sein Blick, der gedankenlos über das dunkle Land vor ihm geht, bleibt an einer helleren Stelle des Horizonts haften, ein flackernder, verbläsener, wieder aufflackernder Schein — er macht den Hauptmann, der zu ihm zurückgekehrt ist, darauf aufmerksam.

«Ein Brand. — Da drüben.»

«Donnerwetter! Nach der Entfernung ein ganz ordentlicher Kasten. Sicher einer von den Franzmännern im Quartier dem Stroh zu nahe gekommen. — Warten Sie, was kann das sein?»

Der Hauptmann zieht die Karte aus dem Rockärmel, sie treten vorsichtig in den Wald zurück, die Taschenlampe mit den Händen abschirmend.

«Souastre vielleicht»

«Hm. Ein bißchen zu nördlich. Eher Bayencourt. — Was sage ich: Wieder so eine vermaledeite Ferme genau in der Mitte hinter den

drei Nestern da! Würde auch besser mit der Entfernung stimmen.
— Na, wir werden ja sehen morgen — hoffentlich.»

Drittes Kapitel

1

Margot kann sich nicht helfen, sie findet den Krieg pikfein. Zuerst, seit Madame weg ist, diese unverhofften Ferien — du hast ja gar nicht gewußt, was für ein Sklave du gewesen bist, mit der Alten, die in die Vertiefungen dieser ekelhaften Goldrahmen fährt, ob du auch überall Staub gewischt hast, oder ihrem Gezeter um die Vorhänge bei jedem Sonnenstrahl, daß nur gar die kostbaren Tapeten nicht vergilben — und nun jetzt diese Einquartierung! Feine Leute, vom Herrn General mit seinem «Seien Sie so freundlich» und «Danke schön» bei jedem Dienst, bis zu den Schreibern und Ordonanzen, wirklich feine Leute, die Léandres, dieser hochnäsige Herr Gaston mit inbegriffen, könnten sich ein Beispiel daran nehmen, dabei so lustig, auf dem Mittfastenball in Pas hat man nicht so gelacht, das ist wie eine fröhliche Brummbaß- und Paukenmusik, die Männerstimmen und Männerschritte überall im Haus. Dumm nur, daß es so kurz sein wird, wie sie glauben, der schwarzhaarige Unteroffizier zum Beispiel mit dem Scheitel in der Mitte und dem interessanten gelben Gesicht — «Legen Sie ruhig die Füße auf das Sofa, das schadet nichts» (im Gegenteil, es ist schöne Rache, die schweren Stiefel auf dem hellgemusterten Mokette). Der Schwarzhaarige, Konzertgeiger im Zivilberuf, schwenkt bereitwillig die dünnen Schenkel heraus und blinzelt ihr zu, ein leckeres Huhn, die Kleine, schade, daß ein halbes Dutzend Kameraden rundum mit ihm derselben Meinung sind —

Oben im Salon Madame Léandres geht der General erregt auf und ab. Unter dem weißen Haar ist sein Gesicht frisch und jugendlich, auch die gepflegte Gestalt in der fast kokett geschnittenen Uniform, der lebhaft Gang verraten seine Jahre nicht. Er stößt mit dem Fuß einen Sessel zur Seite, der ihm im Wege steht, er schüttelt ärgerlich den Kopf: «Sie haben, scheint's, die Sesselmanie, diese Leute!» Er hat gleich bei seiner Ankunft ein halbes Dutzend von Madame Léandres seit Jahren nicht mehr benutzten Sitzgelegenheiten in den kleinen Salon hinüberschaffen lassen, der seine Aufgabe, nun auch sichtbar eine Rumpelkammer für überflüssiges Zeug zu sein, auf das natürlichste erfüllt, der

kleine Schreibtisch und eine Glasvitrine mit herausgenommenen und achtsam wieder verstauten Zierstücken, Porzellan und Lackkästen unterschiedlichen Geschmacks — ein Biskuitchinese mit beweglichem Kopf dicht hinter der Glasscheibe — klemmen sich gekränkt dazwischen, sie haben dem Eisenbett Platz machen müssen, das jetzt drüben in der Ecke neben dem Fenster an der Längswand steht. Der General hat nur einen Blick in Madame Léandres Schlafzimmer geworfen, wo Mademoiselle Blaire ihn festlich unterzubringen gedachte, seine Nase wittert, ohne daß sie es merkt, die säuerlich muffige Luft, lauter Deckchen und Spitzen, er hat liebenswürdig gedankt: «Es ist besser, wenn ich drinnen gleich an Ort und Stelle bin.»

Hauptmann Dramont hält sich stumm im Hintergrund. Sein Gespräch mit dem General über «das Drama von Ferme de la Haye» ist durch die Ankunft Leutnant Bels, Verbindungsoffiziers zu den Divisionen, unterbrochen worden, der eben von seinem Ritt zu den Stäben zurückkommt. Er steht am Kamin, über dem statt des heruntergenommenen und mit der Spiegelfläche zur Wand gestellten Trumeaus eine Karte des Abschnitts angeheftet ist, und markiert mit verschiedenfarbigen Fähnchen die französischen Stellungen und die angenommenen deutschen nach den letzten Meldungen, die man draußen erhalten hat. An dem Louis-XVI.-Tisch in der Mitte des Zimmers sitzt der Unterchef der Operationsabteilung des „3. Büros“, Oberstleutnant Brécaire, er rückt Tisch und Sessel etwas näher heran, damit der Schein der Lampe, die mit abgenommenem Schirm neben der Karte auf dem Kaminsims steht, voller auf den Notizblock in seinen Händen fällt.

Das Gesamtbild, das sich aus dem Bericht Leutnant Bels ergibt, ist entmutigend. Die 81. Territorial-Division ist nach dem mißglückten Gegenangriff gegen Bucquoy um fünf bis sechs Kilometer zurückgegangen, weiter südlich hat die 82. Pusieux-au-Mont verloren, auch sie «mit leichtem Fuß» im Rückzug begriffen. Was aber schlimmer erscheint: Die seit acht Tagen in schwersten Kämpfen stehende Truppe ist unter der feindlichen Geschützwirkung, der man nichts gleiches entgegenzustellen hat, überall am Rande mehr noch ihrer moralischen als physischen Kraft, sie wird nach der einmütigen Ansicht ihrer Führer nicht imstande sein, morgen die geringste Bewegung nach vorn zu machen, ja nicht einmal die festgesetzte Rückzugslinie zu halten.

Der General ist hinter Leutnant Bel stehengeblieben, sein unwilliger Blick unter den weißen Augenbrauen heftet sich auf die Karte: »Ah, lassen Sie! — Ein Kilometer mehr oder weniger ... Ich

habe es ihnen gesagt: Man kann einen Krieg nicht mit Großvätern führen! Was entgegnen sie mir zuletzt? 'Der Himmel wird ein Einsehen haben.' Ich habe geantwortet- 'Sehen Sie zum Fenster hinaus: Der Himmel ist grau, mein General!'» — Dazu nicht einmal Korpsartillerie! Sollen sie uns wenigstens 90er und 95er geben, wenn die 75er für die besseren Leute reserviert sind, Großhimmelnocheinmal!»

Der Oberstleutnant nickt bedrückt zustimmend. «Übrigens bestätigt sich die Nachricht der Flüchtlinge aus dem Ancretal, daß wir die Garde gegen uns haben. Man hat bei dem Gegenangriff bei Bucquoy einige Gefangene gemacht. Regiment Elisabeth.»

«Die Garde, nicht mehr als die Garde!» Der General ereifert sich von neuem. «Der Befehl 33 des Oberstkommandierenden ist das einzig Vernünftige gewesen! Ich habe in Romilly angerufen, daß man die Ablösung der Divisionen aufrecht erhält. Man hat Castelnau recht gegeben. — Was soll ich mit den paar Brigaden, der Kavallerie vor allem — es sei denn, daß sie auf ihren Pferden unsre braven Männer in den Norden beförderten, wohin sie schon lange gehören! — Ich mache das nicht mehr! Man hat am Ende nicht das Vertrauen seiner Leute, um sie dann hilflos zusammenschießen zu lassen!»

In diesem Augenblick schellt das Telephon, dessen Notleitung durch die Fensterfüllung an der Längswand entlanggeführt ist.

Leutnant Bel will hingehen, der General kommt ihm zuvor. Er nimmt den Hörer ab. «Ja. Ich selbst.» Er wendet sich zurück und nickt zu Oberstleutnant Brécaire hinüber. «Doullens. Nachrichten von —» er bricht ab und hört zu, sein Gesicht verfinstert sich.

Die drei im Raum schweigen regungslos, ihre Ohren hängen an dem ununterscheidbaren Blubbern der Membrane, an den kleinen Fragen und Antworten, die keinen Sinn verraten. «Ah! ... Schön ... Tjetje ... Bitte? ... Das ist schlecht», sie wissen, daß es schlecht ist, sie sehen es an dem Ausdruck des Hörenden. Schließlich ein paar zusammenhängende Worte, aber sie beziehen sich auf den Zustand hier, den sie leider zur Genüge kennen.

«Gut. — Sagen Sie, daß die Divisionen alles tun werden, was in ihren Kräften steht. Aber daß man sie dann sofort ablöst! — Gut.» Er streckt die Hand mit dem Hörer nach der Gabel aus, er nimmt ihn wieder ans Ohr: «Hallo, hallo! — Sie haben Verstanden? Sofort! — Gut.»

Er kommt herüber, aller Ärger ist aus seinem Gesicht verschwunden, statt dessen ein gespannter Ernst, eine ernste Entschlossenheit.

Der Chef des 3. Büros, das in seinem Stamm am Dauerstandort des Truppenkommandos zurückgeblieben ist, berichtet über einen Anruf aus Bréteuil dem Hauptquartier der 2. Armee, dessen Inhalt nicht nur für die Gruppe Brugère von schwerstwiegender Bedeutung ist. Die Unterarmee de Maudhuy hat sich bei ihrem Überflügelungsversuch über Arras selbst von Lens her umfaßt gesehen. Die Gruppe Plantey, die als Territorialtruppe trotz der achtzig Kilometer in der Luftlinie betragenden Entfernung zu Doullens gehört, ist aus Douai geworfen worden; man «nimmt an», daß sie die Höhen nördlich der Stadt besetzt hält.

Was aber die Lage an Ort und Stelle angeht, so ist durch das Zurückgehen der 84. TD eine höchst bedenkliche Situation entstanden. Die schon immer bedrohliche Lücke zwischen ihr und dem nördlich anschließenden X. Korps hat sich auf zehn Kilometer erweitert. «Es scheint, daß das Zehnte nur durch eine Drehung der Front nach Süden Schlimmeres verhütet hat.» Die Gefahr eines Durchbruchs des Gegners an dieser Stelle bleibt bestehen. Die 2. Armee bittet den General, mit seinen Divisionen bis zum letzten auszuhalten.

Die Männer im Zimmer schweigen. Die große Hoffnung dieser Tage und Wochen, die Umfassung des Gegners im Norden ... Es läßt ihnen die eigenen Sorgen, so schwer sie sind, fast wesenlos erscheinen. Der General hat seinen Gang durch das Zimmer, die Hände auf dem Rücken, mit langsamen Schritten wieder aufgenommen, er bleibt bei Brécaire stehn.

«Also denn. Der Befehl für morgen darf kurz sein, nicht wahr?» Er lächelt ihm zu.

«In einer Schlacht von der Somme bis nördlich der Scarpe, — nördlich der Scarpe ... die über das Schicksal Frankreichs entscheiden kann, werden die Divisionen morgen ihre Stellungen befestigen und an keinem Punkte zurückweichen.»

Der Oberstleutnant erhebt sich, um mit seinen Mitarbeitern den Generalbefehl für die Lage in den einzelnen Abschnitten auseinanderzufalten und zuzurichten. Leutnant Bel will ihm folgen, der General hält ihn. «Ein paar Fragen noch nachher» zurück, er mag ihn, besonders in schweren Augenblicken wie diesen, gern um sich haben — ein junges Gesicht zwischen soviel älteren! — auch möchte er das Gespräch mit Hauptmann Dramont nicht zu sehr ins Breite fließen lassen. «Also, mein lieber Hauptmann. Sie verzeihen. — Wie war das?» Der General hat, so geradeheraus er im Bedarfsfalle werden kann, die verbindlichsten Formen, und er bedient sich ihrer vor allem, wo die zivile Macht in Erscheinung tritt, mit der

er während seiner ganzen Laufbahn hat rechnen müssen und gut gerechnet hat. Er stammt aus der Zeit, wo nach siebzig die Armee eine geschlagene Armee war, er hat die schmachvollen Tage des Dreyfußprozesses erlebt, als die öffentliche Meinung das Heer zuständehalber an den Pranger stellte, für die das Regime selbst mit seiner Protektionswirtschaft der politischen und gesellschaftlichen Gruppen ein groß Teil Verantwortung trug. Er hat sich durch die empörte Verbitterung in den eigenen Reihen den Blick nicht vernebeln lassen: Es sind die zivilen Mächte, die — heute wie damals — das Ruder in Frankreich in der Hand halten, man muß es hinnehmen, wenn man dem Vaterland, das mehr ist als ein Regime, dienen will. Gut denn, Beziehungen, unverbindliche Liebenswürdigkeiten, die billig sind, sofern man sie beherrscht, es hat ihn auf der Grundlage seiner militärischen Fähigkeiten zum Vorsitzenden des Obersten Kriegsrats und zum vorbestimmten Oberstkommandierenden gemacht gehabt. Dieser Krieg acht, zehn Jahre früher ... Heute — man hat keinen beruflichen Ehrgeiz mehr, man könnte nur noch Soldat sein, aber es ist zur zweiten Natur geworden: Sie sind glücklich gewesen in Paris, daß sie eine Stelle gefunden haben, wohin sie all die Herren abschieben können, die als Deputierte oder aus wer weiß welchen Gründen den Anspruch erheben, dem Großen Hauptquartier oder mindestens einem Armeestab zugeteilt zu werden. An die hundert private Luxuswagen parken um das jeweilige Gruppenhauptquartier des Generals Brugère, er läßt es geschehen, innerlich lächelnd, wenn auch nicht nur: Ein lebenserhöhender Genuß wie jeder andere, gesellschaftliche Formen, gesellschaftliche Macht. In feinem Herzen aber brennt, außer der selbstverständlichen Pflicht des Soldaten gegen sein Land nur ein Gedanke: «Zu beweisen, daß die Alten die Jungen wert sind.» —

Dramont wiederholt und beschließt seinen Bericht über die Vorgänge auf Ferme de la Haye, in dem ihn das Erscheinen Bels unterbrochen hat. Der General schüttelt bedauernd den Kopf. «Traurig für die Jungens. — Was wollen Sie: Auch das ist der Krieg. Wer weiß, was die Meldung, von der Sie berichten, uns sonst gekostet hätte. — Schön. Wird der Präsident unseres Kriegsgerichts in Doullens sich freuen, daß er zu tun bekommt.»

«Gewiß —» Dramont zögert. «Ich kam mit der Absicht, mein General — Ich glaube, daß das Gericht, ein Standgericht also, in Anbetracht der Bedeutung des Falles gleich hier an Ort und Stelle stattfinden sollte.»

«Aber wieso denn? Wir haben, scheint mir, Wichtigeres zu tun. Der Fall ist klar, nicht wahr?»

«Für das Urteil — ohne Zweifel. Aber nicht für die propagandistischen Möglichkeiten, die er enthält und die ich ganz besonders hoch bewerte.»

«Aber mein lieber Hauptmann! Ein Deutscher, der der Stimme seines Blutes folgt! Das ist nicht aufregend. Wir würden im Gegenfall einen Helden daraus machen. — Warum erzählt man uns nicht lieber von den Lumpen in den eigenen Reihen, die sich für elendes Geld haben kaufen lassen?»

Dramont lächelt unmerklich. «Weil man es nicht gern hört, mein General, und weil das nicht Propaganda ist, was man nicht gern hört. Man hört gern von dem eigenen Heldentum, lieber noch von der Niedertracht, der Skrupellosigkeit des Gegners. Das ist ein wollüstiger Kitzel, der Schauer und die Entrüstung, für die kleinen Seelen.»

«Sehr richtig: die kleinen Seelen —»

«Die immer noch, trotz allen breiten Heldentums, in der Mehrheit sein dürften, wenigstens im Hinterland.»

«Glauben Sie nicht, daß es die beste Propaganda für sie wäre, wenn wir die Deutschen hier vorn aus Frankreich herauswürfen?»

«Unbedingt, mein General! Obwohl es im Augenblick nicht so aussieht, als ob diese beste Propaganda von heute auf morgen wirksam werden würde.»

«Sehen Sie den Witzbold!» Der General nickt leicht gereizt zu Leutnant Bel hinüber. «Nun und? Was versprechen Sie sich von dem Gericht an Ort und Stelle — das doch wohl von Ihnen aufgezogen werden soll, nicht wahr?»

«Die Aufzeigung der Hintergründe, Einzelheiten» — Dramont turnt sich sachlich über eine leichte Verlegenheit hinweg, er spürt den anzüglichen Unterton — «Das Volk liebt immer die Anekdote. Man hat ihm soviel von Verrat erzählt, sie haben trotz der Marine, die ihnen sonst unbegreiflichen Mißerfolge des Anfangs nicht vergessen. Das deckt tausend unbestätigte Gerüchte, ein einziger klar durchgeführter und bewiesener Fall — auch dem Ausland gegenüber.»

«Schön, schön. Am Ende müssen Sie das ja wirklich besser verstehen.» Der General gibt nach. Sein Widerstand ist mehr aus der Spannung zwischen der Schicksalsschwere des Augenblicks und der vergleichsweisen Unbeträchtlichkeit des Gegenstandes, der da seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, entsprungen.

«Was brauchen Sie?»

«Nur Ihre Ermächtigung, mein General. Ein Leutnant-Beisitzer, einen Schreiber — ja, und die Anwesenheit Leutnant Désignys von

den 7. Dragonern, der die Verfolgung geleitet hat.» Der General runzelt die Stirn.

«Glauben Sie nicht, daß er bei der Truppe dringender gebraucht wird?»

«Er wäre der einzige Zeuge für die Vorgänge auf der Ferme — übrigens umsichtig, sehr umsichtig — und es bleiben da doch noch manche Unklarheiten. Außerdem handelt es sich höchstens um eine halbe Stunde.»

«Recht. Ordnen Sie das Nötige an.»

Hauptmann Dramont dankt und verläßt den Raum. Der General blickt kopfschüttelnd hinter ihm her, er wendet sich zu Leutnant Bel: «Sagen Sie, was Sie wollen: Er ist kein übler Mann, Dramont, aber das läßt die Welt um sich untergehen, ein Advokat, wenn es wem den Prozeß zu machen gilt.»

2

In Mademoiselle Blaires bescheidener Wohnung brennt hinter allen Fenstern Licht. Eine kleine fröhliche Gasterei, könnte man meinen, und Gäste in der Tat; nur, daß das Licht, das jeden von ihnen bescheint — drei einzelne Räume, wir erinnern uns — nicht zu ihrer Freude angezündet wurde. Es soll den beiden Posten, die vor und hinter dem Häuschen aus und ab gehen, ihre Aufgabe erleichtern, das ist schnell geschehen, ein Sprung aus dem dunklen Fenster, und was wagst du schon, wenn die Mündungen von Gewehren, mindestens ein halbes Dutzend, unsichtbar auf deine Brust gerichtet sind!

Sommer sitzt auf einem der kleinen Zierstühlchen in Mademoiselles Antikenkabinett, vielleicht dem gleichen, das er bei seinem Besuch vor sechs, acht Tagen innegehabt hat. Es steht in der Ecke zwischen Wand und Sekretär, er hat sich gleich beim Eintritt triebhaft darauf niedergelassen, vielleicht auch; — weil es von hier am weitesten bis zu den Fenstern ist, vor denen auch jetzt trotz der späten Stunde die Unruhe, Stimmen und Schritte, nicht verstummt.

Der Schein der Lampe fällt nicht voll zu ihm hin, obwohl sie erhöht steht, auf dem ragenden Ofen, der mit seinem Marmormantel wie das Modell eines klassischen Grabmals wirkt. Dafür setzt er um so heller Mademoiselle Blaires historische Kostbarkeiten ins Licht, nicht nur das parische Beinpaar, das in dieser Beleuchtung doppelt verwirrend, lächerlich und edel zugleich, erscheint: auch die Bilder bis hoch hinauf bekommen ihr Teil, man kann sie genau

betrachten, wenn man den Blick darauf richten will.

Es ist verständlich, daß Sommer für all das kein Auge hat. Was soll ihm, selbst wenn er es verstünde, ein griechisches Kunstwerk — das ist kein Trost für echtes Leben, die Schönheit in den Stunden der Not —, und auch Napoleon, der Kaiser und Schlachtenlenker, dürfte ihm zu seinem eigenen, geringen Schicksal wenig zu sagen haben. Aber da hängt doch dieser Arnold von Winkelried mit den Lanzen in seiner Brust, und das ist nun ein Gegenstand, zu dem ein Mann, der zwar nicht Lanzen, aber, dem Fortschritt der Zeiten entsprechend, mindestens ein halbes Dutzend Gewehrläufe freiwillig auf die seine gelenkt hat, sehr wohl einmal aufsehen könnte, um Mut und Stärkung daraus zu gewinnen. Nun, es muß gesagt werden, um der Wahrheit die Ehre zu geben, an die zu halten wir uns nicht minder verpflichtet fühlen als der gewissenhafteste Geschichtsschreiber: Wenn Sommer jetzt zufällig seinen Blick hinüberschickte — er würde ihn gleichgültig wieder abwenden, ohne den geringsten Gedanken, daß er mit dem Helden, der da oben „der Freiheit eine Gasse bahnt“, irgend etwas zu schaffen habe, und das kann uns, wenn wir es nur ein wenig überlegen, kaum wundernehmen.

Wir haben den Weg dieses Mannes verfolgt, wir wissen vielmal mehr von ihm, als er selbst von sich weiß. Ist da irgend etwas in ihm gewesen, ein leidenschaftliches Gemüt, ein zäher Glaube, das ihn, einen einfachen tüchtigen Menschen, zum Helden vorherbestimmte? Hat er nicht vielmehr alles getan, um in gewissenhafter Erfüllung seiner bürgerlichen Pflichten zu vermeiden, was irgend Anlaß zu der Heldenrolle sein konnte, die wir ihn — höchstens für uns, die weiter und tiefer Blickenden nicht ganz unerwartet — spielen sahen? Und als er sie spielte — nun, es hat sich angesehen, als ob es nach kurzem innerem Kampfe mit klarstem Bewußtsein, mit kühler Umsicht geschehe. Irren wir uns nicht! Es ist jene berühmte Klarheit, die in der Luft vor zermalmenden Gewittern steht, die trügerische Ruhe, die in den Augenblicken jäher Entscheidung die Möglichkeit zu unerwarteten, verächtlichsten Rückschlägen offen läßt. Nein, wir wollen uns nicht wundern, wenn wir diesen Mann jetzt in einem Zustand verzweifelter Selbstanklage, dumpfer Verbitterung, schmachlicher Verleugnung der Tat finden, die er begangen hat. Wir machen es uns zu leicht mit den Helden und ihrem Heldentum, der Heldenrolle — ein verräterisches Wort, nicht wahr? — die wir sie so gerne spielen sehen. Wir möchten uns in unsern erhabenen Gefühlen bestätigt finden, wobei wir keineswegs zu wohlfeile Ansprüche stellen: Wir haben es gelernt, daß

kreatürliche Angst dem wahren Helden keinen Abbruch tut, ja, daß sie ihn erst zum Helden macht, indem er sie überwindet; wir sind bereit, ihm das tiefste Elend, das übermenschlichste Leiden, ja, das äußerste „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ , zuzugestehen. Gewiß, es ist nichts Trauriges um den Mann mit den Lanzen, ein Glücklicher im Rausch des Opfers, das er vollbringt. Aber müßten wir, wenn wir das Recht zu den erhabenen Gefühlen haben wollen, nicht auch wissen um die unheldische Erbärmlichkeit ungezählter anderer, die, wie jetzt hier Sommer, sich einem blinden Schicksal ausgeliefert gefühlt haben? Nicht wissen um die Armseligkeit gefolterter Menschenleiber, um die unwürdigste Not jedes einzelnen Tages, in den Kerkern der Jahrtausende — ungezählter anderer, die in einer gefräßigen Welt den Weg ihres Heldentums bis zum bitteren Ende gegangen sind. —

Aus dem weißen Marmorkadaver in der Ecke geistert es heran ... , ein schmaler Junge im Nachtanzug ... , wenn die kleinen Sterne auf am Himmel gehn ... , er starrt in den Hof. Die Kleine, grundgütiger Gott! Du hast sie nicht mehr gesehen, nichts von ihr gehört, kein Weinen, nicht der leiseste Schrei — wenn sie jetzt da oben läge — Nein, nein, nein ... ! Du mußt die Männer ja wohl da oben verstecken, es war das Sicherste, sagtest du nicht so? Es war das Sicherste, sie haben sie mit ihrem Leben bezahlt, deine Sicherheit ... Drei fremde Männer, sie gingen, scheint's allem andern vor, es kam dir nicht darauf an, deinen eigenen Kindern für die Zeit des Lebens das Grauen in ihre jungen Seelen zu jagen ... drei fremde Männer, die du nie gesehen hattest, fein haben sie es angestellt, die hier im Dorf, dich so mürbe gemacht, daß ein listiges Wort, ein heimtückisch biederer Tonfall genügte, dich ins Netz zu locken — willst du nicht wieder einmal weise zu deiner Tochter sein? Sie ist ganz nah, zwei Türen nur entfernt, unter dem gleichen Dach, du hast sie hierhergebracht, es war wohl nicht genug, daß du dich selbst an die Gewehre lieferdest, du konntest sie nicht wegschicken währenddem, meinestwegen aufs Feld hinaus? — Du hast sie ohne mit der Wimper zu zucken „im Haus die Führung übernehmen“ lassen ... Sommer stöhnt auf, er krümmt sich zusammen, er preßt die Fäuste gegen die Augenhöhlen — Berthe, Berthe! Marcel! Yvonne! ... Ja, ruf nur Yvonne, sie antwortet dir nicht, selbst wenn ihr Mund zu antworten vermag, frag lieber warum ... Warum hast du es getan? Da ist keine Antwort? nicht der kleinste tiefere Sinn? Nur Wahn, Verrat — Verbrechen an den Deinen — zwecklos vergossenes Blut? ... Keine Antwort — So saß Sommer und sah seine Tat und faßte sie nicht.

Mademoiselle Blaire stand in der Küche und schnitt entschlossen einen Flatschen des weißen Stangenbrottes ab, das sie am Nachmittag frisch gekauft hatte. Sie fügte Käse und Butter hinzu und ging zu Pierre hinüber. Sie hatte keine Anweisung von Hauptmann Dramont erhalten, aber auch kein Verbot, der Posten draußen, an den sie sich wandte — er war auf Ferme de la Haye dabei gewesen — hatte finster die Achseln gezuckt: «Er wird schon in seinen Bauch bekommen, was er braucht», sie wagte bei einer so ausgesprochenen Ablehnung nicht, zu Sommer hineinzugehen; aber Pierre — er war am Ende Franzose, dabei sicher fälschlich in Verdacht geraten, selbst in der Zwangsarbeit erhielten die Strafgefangenen, überführte Verbrecher, was zum Leben nötig ist.

Pierre drehte hinhorchend den Oberkörper herüber, als sich der Schlüssel im Schloß bewegte und Mademoiselle Blaire hereintrat. Er saß mit dem Rücken zur Tür in dem schmalen Raum, der, an das Wohnzimmer anstoßend, mit übriggebliebenen oder sonst nicht unterzubringenden Möbeln ausgestattet war, den Arm auf eine von ihrem Spiegel getrennte Konsole gelegt. Sie stellte «Kommen Sie, essen Sie etwas» den Teller vor ihn hin, er griff mit seinen schon altersglänzenden Händen nach Messer und Brot, das er in Brocken abbrach, strich einen Stich Butter und Käse darauf und begann schweigend zu kauen.

Mademoiselle Blaire blieb stehen und sah ihm zu, sie seufzte, ein wenig künstlich, auf: «Ach ja — ein Trauerspiel, ein tragisches, tragisches Trauerspiel —» Sie sprach gedämpft, der dünnen Zwischenwand wegen mit ihrer nur zu dreiviertel Höhe durch einen Schrank verstellte Tür. «Ich glaube nicht, daß Sie etwas damit zu tun gehabt haben.»

Pierre blickte flüchtig zu ihren Augen auf, ohne im Kauen innezuhalten; er beugte den Kopf und hielt sich die Hand vor den Mund, er hustete, schluckte.

Mademoiselle Blaire blickte ihn mitleidig an, es wurde ihr zum erstenmal bewußt: ein alter Mann trotz seiner kräftigen vierschrittigen Gestalt.

«Ich habe es dem Herrn Hauptmann gesagt: ‚Ich lege meine Hand dafür ins Feuer, mein Hauptmann? — Sie können ohne Sorge sein, wenn Sie die Wahrheit sagen.›

Pierre schob den Teller zurück, er nickte «Danke. — Es ist gut.»

Mademoiselle Blaire spürte die Anstrengung in den wenigen Worten. «Ich lasse Ihnen den Rest stehen», er schüttelte den Kopf

und schob den Teller näher zum Rand, sie nahm ihn und schritt zur Tür. Sie zögerte, sie wollte etwas sagen — noch einmal und deutlicher die Mahnung, die nur eine unbestimmte Antwort gefunden hatte? —, sie ließ es vor dem grau in sich zurückgekehrten Blick, den gebogenen Schultern, die nichts mehr von ihrer Anwesenheit zu wissen schienen, und ging hinaus; fast unhörbar drehte sich der Schlüssel im Schloß. —

Berthe saß, wie Mademoiselle Blaire sie verlassen hatte. «Leg dich hin, du bist mitgenommen, versteht sich», sie hatte sich nur hinaufgehockt auf das fast körperschmale Eisenbett, besorgt, die Schuhe nicht an die helle Kamelhaardecke kommen zu lassen, die, statt der dünnen des Sommers ausgelegt, in dem selbst an warmen Tagen zum Frösteln kahlen Raum den nahenden Winter anzeigte. Nein, Mademoiselle Blaires Bewunderung spartanischer Tugend und Härte war nicht etwas, was sie nur anderen predigte, sie stand an eisigen Tagen in Bluse und Rock draußen vor der Riege ihrer Schüler und Schülerinnen, die sich schämten, wenn sie, dem ärgerlichen Befehl ihrer Eltern zufolge, den langen Wollschal um den Hals behielten, sie hatte ihren Schlafraum — das größte aller Zimmer — zum ausdrucksvollen Schauplatz der aufregenden Dinge gemacht, die sie im Anfang lange nicht das Vertrauen des Dorfes, der Väter vor allem, gewinnen ließen: Kalte Abwaschungen am Morgen und am Abend und in jeder Jahreszeit, Turnübungen bei offenem Fenster, Turnübungen mit Hanteln wie ein Jahrmarktsathlet, schlimmer noch: pudel-splitterfasernackt; der alte Perpignan, ihr Nachbar zur Rechten, hatte es mit lüsterntem Entsetzen herumerzählt, als er einmal spät am Abend zu seinem geheimen Örtchen hinübergegangen war und sie, sich sicher fühlend, versäumt hatte, den Vorhang vorzuziehen. — Berthe sah um sich, erschöpft und leer: die weißgetünchten Wände im Licht der ungeschützten Küchenlampe, die Sitzbadewanne aus Zink drüben in der Ecke, der hohe Spiegel mit seinem ungemäß üppigen Goldrahmen, der, ohne Untersatz, fast bis zur Decke reichte, der große leere Raum in der Mitte, der die wenigen Gegenstände noch karger an den Rand zu drängen schien — Sie schrak zusammen, Mademoiselle Blaire war eingetreten, kam herüber, griff eilig das auf dem ovalen Tischchen neben dem Bett zusammengestellte Eßgeschirr und ging damit in die Küche, — ja so, sie hätte es wohl schon herausragen müssen? Sie nahm die Beine herunter und lauschte unschlüssig durch die offen gebliebene Tür. Nein, Mademoiselle wusch nicht ab, sie stellte die Sachen nur hin, gleich würde sie zurückkommen, wieder zu sprechen anfangen ... Berthe rieb ver-

zweifelt den Kopf in der Hand, sie konnte nicht mehr, konnte nicht, konnte nicht —

Nicht so sehr das, was Mademoiselle Blaire ihr sagte und wieder sagen würde — es war nur zu viel: die hohe, eindringliche, bered-same Stimme, die sie fast körperlich fürchtete. Was konnte Made-moiselle Blaire ihr über den Vater sagen, was nicht jeder Gedanke, jede Erinnerung, jede Faser ihrer mißhandelten Nerven schrie! Sie hatte es mit diesen Augen geschaut, mit diesen Ohren gehört, vor ihren Füßen war der Mann zusammengebrochen — Ah ja, das war das Schrecklichste in diesen schrecklichen Stunden: der Vater, sie sah ihn nicht mehr, wie er einmal gewesen war, ernst, gewissenhaft, fordernd, aber warmherzig und voll tätiger Güte, ein Vorbild für alle — die schwarze Gestalt sog ihn auf, die bösen Augen, das verzerrte Gesicht, als er hinter Maurice herschimpfte. So war er in Wirklichkeit, sie hatte ihn nicht gekannt. — Ein dämmerndes Begreifen und Verknüpfen mühte sich in ihr heraus: die unver-ständlichen Dinge, die Gereiztheit des Vaters, die Gänge ins Dorf, von denen er verdüstert zurückkehrte, sein Mißtrauen gegen alles und jeden, das seltsame Gespräch in der Nacht, daß er wirklich ein Deutscher sei, die Haussuchung ... Sie hatte es beiseite gescho-ben, fest in ihrem kindlichen Vertrauen trotz der Fremdheit des Augenblicks, sie war darin herumgegangen, alle hatten es gewußt, Maurice hatte es gewußt, Maurice ... er war im Recht gewesen, warum hörte sie nicht auf ihn, sie hatte ihn gestoßen und geschla-gen. Eine heiße leidenschaftliche Reue überkam sie, eine böse Ver-bitterung. Drüben saß der Vater, gefangen, zu Tode gefährdet — sie empfand keine Liebe, kein Mitleid, nicht einmal Angst um ihn, er hatte ihre Liebe zerstört, er hatte sein Vaterland verraten. Sie schauderte — Nein, nein, nein! Sie wollte aufstehen, sie schwank-te, sie setzte sich wieder und sah stumpf vor sich hin. Zuviel —

Mademoiselle Blaire kam leise herein und setzte sich zu ihr hin. Sie schwieg und ergriff Berthes Hand, die es fast ohne Bewußtsein geschehen ließ. Armes, braves, unglückliches Kind — Zaire sah er-griffen auf den gebeugten Scheitel vor sich, die kräftigen hilflosen Schultern. Einen Augenblick vergaß sie, was sie, auch jetzt noch, auf diese Schultern, dieses Haupt zu legen entschlossen war. Sie hatte sich wie für Pierre so auch für Berthe mit aller Überzeu-gung, bei Hauptmann Dramont eingesetzt. «Ich kenne sie, über-lassen Sie sie mir bis morgen früh, mein Hauptmann. Sie wird die Wahrheit sagen, ich schwöre es Ihnen!» Dramont war keineswegs so überzeugt. Nach dem Bericht Désignys, eines scharfen Beob-achters ohne Zweifel, mußte die Mitschuld, zumindest die Mitwis-

serschaft des Mädchens angenommen werden. Dennoch hatte er Mademoiselle Blaires Absicht bereitwillig zugestimmt, er glaubte trotz der Kürze der Begegnung genug von ihr zu wissen: daß eine Verdunklungsgefahr von ihr zuletzt zu befürchten war, es konnte nichts schaden, wenn das Mädchen vorher freundlich in Bearbeitung genommen wurde. Er hatte sich nicht getäuscht, wenn auch Zaires Antrieb weit ab von seiner sachlichen Erwägung war. Sie hatte Berthe wirklich gern, sie wollte ihr helfen, so wie sie Hilfe in einem solchen tragischen und heiligen Augenblick allein empfand: als Stärkung zur Pflicht, zum Mut, zum Opfer des Persönlichen vor dem Dienst an dem Größeren, der Wahrheit und dem Vaterland. Der Vater war schuldig — nein, es tötete die Achtung vor ihm nicht — sie hatte es vorausgesehen, sein Unglück, daß er sein wollte, was er nicht war, sich versündigte an dem eingeborenen Gesetz der Natur — «Ah die mystische Stimme der Heimaterde, mein Kind!»—, er hatte das Verbrechen begangen, es gab jetzt nur eine Ehre: des aufrechten Bekenntnisses, der Wahrheit, der Sühne, welche immer sie sein mochte.

Berthe hatte ihr, wenn auch abirrend oder widerstrebend, zugehört, solange sie es noch aufzunehmen vermochte; zum erstenmal fanden Mademoiselle Blaires große Worte den Weg zu ihr, obwohl es sie nur noch mehr verwirrte: die Achtung vor dem Vater, die aus ihnen sprach, irgend etwas dahinter, das in ihren, durch die Zeit, die Wetterwand des Krieges geweckten Gefühlen Widerhall fand. Mademoiselle Blaire hatte es gespürt, sie suchte ihr den letzten Aufschwung daraus zu geben: Auch Berthe hatte eine Pflicht, der schonungslosen Offenheit über das, dessen Zeuge sie geworden war — Wie war das gewesen da oben . . . ? Sie biß sich auf die Lippen, Berthe fiel plötzlich zurück, in sich zusammengezogen wie ein Tier, das etwas Bedenkliches vor sich wittert, sie hatte geschwiegen, auf neues Drängen nur eigensinnig den Kopf geschüttelt. Mademoiselle Blaire ärgerte sich über ihr pädagogisches Ungeschick, sie hatte das Gespräch abgebrochen und ihnen vorerst einmal etwas zu essen bereitet —

«Siehst du, Kind» — Mademoiselle Blaires große Augen glänzten auf, ein glücklicher Gedanke war ihr gekommen —

«Ich weiß, daß es euch manchmal zuviel gewesen ist, wenn ich euch von den römischen Helden erzählte. Ihr begriffst es eben noch nicht, obwohl ich euch immer gesagt habe, daß wir für das Leben und nicht für die Schule lernen. — Erinnerst du dich an Lucius Junius Brutus?»

Berthe sah auf, ihre Augen zwinkerten nervös, ihre Stirn zog

sich angestrengt in Falten, sie saß auf der Schulbank, sie mußte die Antwort wissen — «Er hat Julius Caesar —» «Aber Berthe!» Mademoiselle Blaire lächelte gütig. «Wie oft ich euch das nun wohl gesagt habe! Nicht der feige Mörder — er hieß leider auch Junius, Marcus Junius — Lucius Junius, der Konsul — Na? Na?»

Berthes Schultern zuckten verdächtig, Mademoiselle Blaire begriff, sie legte ihr herzlich beruhigend die Hand um den Nacken: «Nun, nun! — Es ist verständlich, daß du dich jetzt nicht besinnst. Paß auf, du wirst dich sofort erinnern: Die Söhne des Lucius Junius Brutus waren an einer Verschwörung gegen die Republik beteiligt. Die Konsuln hatten sie zu richten — Nun? . . .» Mademoiselle Blaire fuhr fort, die Sätze flossen ruhig und edel von ihren Lippen. «Die angesehensten Jünglinge wurden von den beiden Konsuln mit dem Beile hingerichtet und die ganze tausendköpfige Volksmenge war dabei von nichts so sehr ergriffen, als von dem Anblick der beiden Söhne des Brutus, die vor den Augen ihres Vaters den Tod empfangen. Mit patriotischer Strenge befahl Brutus die Vollziehung der Strafe und ungebeugt sah er das Blut der Seinen fließen.»

Berthe schwieg, den Kopf gesenkt. Ein leichter Druck, ein Ziehen der Hand, die noch immer um ihren Nacken lag — — — «und ungebeugt sah er das Blut der Seinen fließen!» Mademoiselle Blaire erschrak, Berthe schluchzte auf, ein langhochgezogener, röhrender Laut, ihr ganzer Körper zuckte zusammen, ein leise wimmerndes, schüttelndes Weinen — Mademoiselle Blaire sprang auf und setzte sich zu ihr hinüber, sie umschlang sie und preßte sie an ihre magere Brust, den linken Arm bergend um ihr Haupt gelegt. Minuten vergingen, ihr Griff lockerte sich nicht, über Berthes Haar sahen ihre Augen ernst und groß in die Tiefe des Zimmers.

Der Krampf löste sich. Berthe seufzte auf, ein letzter, beklemmender, den Kopf zurückwerfender Atemzug — sie sank zurück, sie lag in Zaires Armen, eine warme, vergessende, wohlige Mattigkeit umfing sie. Mademoiselle Blaire hielt sie eine Weile, geduldig und fast ohne zu atmen, dann hob sie ihr Gesicht hoch und sah ihr aus nächster Nähe in die Augen: «Es ist nicht leicht. — Es ist nicht leicht. — Du wirst mir Ehre machen, ich weiß es!»

Sie löste Berthe leise, sie setzte sie gleichsam hin, sie stand auf und kam wieder zurück: «Denk an alles, was ich dir gesagt habe — in dieser Nacht, in dieser heiligen Nacht!»

Sie sah sie noch einmal an, alle betende Wärme in ihrem Blick, sie ging hinaus, verschloß die Tür und stieg auf den Boden hinauf, um sich eine Matratze für die Nacht herunterzuholen, sie fand sie

nicht gleich, sie entdeckte sie endlich im Winkel des Daches, zusammengeschnürt und hinter einen verrosteten Sprungfederrahmen geklemmt. Berthe war in den Kleidern eingeschlafen, als sie zurückkam.

4

Bary erwacht mitten in der Nacht. Eine Stimme hat unmittelbar neben seinem Ohr ein lautes deutliches Nein gesprochen. Er richtet sich auf, er lauscht, neben ihm im Dunkeln gehen Dénises leise gleichmäßige Atemzüge. Sein Herz schlägt schal und schwer. Kein Traum, zum Schwören sicher kein Traum, ein Ruf irgendwoher . . . Nein. Wieso denn Nein? Sein Pulsschlag ebbt ab, der erste Schreck ist vorbei, er legt sich zurück. Nein — Es muß doch etwas zu bedeuten haben. Er grübelt daran herum, die Gedanken der Nacht werfen sich drüber hin, der gestrige Tag, die letzten fünf, sechs Stunden, Bary schläft nicht mehr ein.

Er ist nach Mitternacht ins Bett gefallen, eine abenteuerliche Zeit für das Land, er hat einmal erfahren, wie es wirklich ist, wenn einem „die Arbeit bis über den Kopf“ steht. Nicht genug mit der Unterbringung des Stabes, den schlimmen Dingen auf Ferme de la Haye: Spät am Abend sind unerwartet zwei Eskadrons Husaren erschienen, es hat ein wüstes Durcheinander gegeben — gerade während er oben auf der Ferme war, kein Gedanke, daß einer von den gemeinderätlichen Stoffeln sich darum gekümmert hätte —, sie sind untergezogen, wo es gerade ging, besonders schwer, für ihre Pferde Platz zu schaffen, die Leute liegen in den Scheunen, in Stuben und Dachkammern, im Zimmer nebenan hat ein Leutnant mit zwei Sergeanten es sich so bequem gemacht wie es gehen will, Bary und Denise haben ihnen bereitwillig ihr Ehebett angeboten, der Leutnant hat es mit herzlicher Höflichkeit abgelehnt. Dazwischen aber diese Narren, ein Dutzend mindestens, aus dem Dorf, die plötzlich Passierscheine ausgestellt haben wollten, aus purer Angst, sollte man es für möglich halten, wo doch jeder Offizier oder Unteroffizier ihnen gesagt hat, daß man den Boche drüben in die Ancre werfen wird; die Witwe Côteau vor allem, die das Gemischtwarenlädchen hält, sie hat lamentiert, als ob in jedem Augenblick, den Bary seine Unterschrift später unter den Schein setzt, oben eine Granate durchs Dach fahren könne. — Bary erschrickt, er hat nicht daran gedacht: Wo wird man denn morgen die Kleinwaren herbekommen, wo dazu noch die Truppen im Dorf sind, sie hat abgeschlossen und alles stehen und liegen lassen. Bary zerbricht sich

den Kopf, man kann doch nicht einfach einbrechen und nehmen, es scheint ihm ein einziges, daß einziges, unlösbare, Problem.

Die Gedanken treiben. Nein . . . Nein . . . Irre dich nicht, mein Lieber, daß sie sich abweisen lassen in der Nacht, wenn sie dich wecken, wie du geweckt worden bist, und wenn du dich auch noch so hartnäckig mit der Frage beschäftigst, wie man im Krieg lebensnotwendige Waren einkauft, deren Besitzerin sich auf die Strümpfe gemacht hat. Bary seufzt aus, er wälzt sich herum, nur bemüht, Dénise nicht zu wecken: Sommer, die schreckliche Gruppe zwischen den Lanzen der Reiter auf dem dunklen Hof . . . Er hat sie stehen lassen, keinen Versuch unternommen, zu ihnen hinunterzugehen und ein Wort an sie zu richten, er hat im Gegenteil alles getan, sich von ihnen abzusetzen, er hat dem Leutnant eifrigst mitgeteilt, daß er Haussuchung da oben gehalten habe — ein Judas, ein wahrhaftiger Judas, oder doch Petrus, der den Herrn verleugnete — Nein! Was braucht er sich fälschlich zu schmähen, das ist kein reines Sündenlamm, Herr Sommèr, er hat Verrat geübt, den klarst zutage liegenden Verrat, jeder ist sich am Ende selbst der Nächste . . . Er braucht sich nichts vorzuwerfen, er hat treu zu ihm gestanden, bis zur Verdächtigung durch die hohe vorgesetzte Behörde — was denn noch um Himmels willen, wenn es nicht die törichtste, sinnloseste Selbstaufopferung sein soll? Es ist nichts gegen diese Erkenntnis einzuwenden, sie hält auf Stich und Faden genau. Warum gibt Bary sich nicht damit zufrieden, warum atmet er nicht kräftig auf und schläft wieder ein, wo nach der kurzen Ruhe der nächste Tag ihm sowieso das Seine an Mühe und Aufregung bringen wird? Nein, es ist nicht damit getan, daß du dich vor dir selbst rechtfertigst, — ah, die Gerechtigkeit, eine wahrhaft französische Tugend! — auch Petrus, der den Herrn verleugnete, hat Schlimmeres getan als ihn verleugnet, er hat geschlafen, wo er wachen sollte, ich schlafe nicht, aber nur, weil ich nicht schlafen kann, ich muß daran herumdenken, wie es gewesen ist, wie es hat sein können . . .

Es ist nicht Barys Wille, wenn sein Kopf sich mit einer immer klarern Überzeugung, sein Herz mit einem immer sicherern Gefühl erfüllt — nein, nicht sein Wille, wo es die verhänglichsten und unbequemsten Forderungen an ihn stellt. Zwanzig Jahre, die er mit diesem Mann in unerschütterlicher Freundschaft verbunden gewesen ist, zwanzig Jahre, daß er ihn gekannt hat, wie kaum sonst jemanden in seinem Leben . . . die jüngsten Wochen mit ihren zu nur um so größerer Nähe überwundenen Trübungen und Prüfungen . . . ein Ehrenmann . . . Die ganze Welt, jedes Ding um dich

lügt, wenn das nicht Wahrheit gewesen ist! — Also? Das heißt, das heißt doch — daß es unmöglich ist, nicht die Tat, deren Opfer drüben hinter den schwarzen, vom Regen beprasselten Fenstern nur zu sichtbar zum Friedhof hinuntergerollt sind —, aber bist du etwa oben dabei gewesen, weißt du, unter welchen äußeren und inneren Umständen es geschehen ist? Zum Beispiel . . . Barys Gedanken jagen sich . . . Ja! So und nicht anders muß es gewesen sein, und was die inneren Umstände angeht — man ist oben gewesen, man hat es in einem einzigen, niederdrückenden Blick gesehen, wohin es geführt hat: das ausgeweidete, mehr noch durch den strömenden Regen als eine Handvoll plötzlich ernüchterter Menschen gerettete Haus, sie haben ihn, Gott weiß aus welchen Gründen, gehetzt, verstört, bis er nicht mehr wußte, was er tat . . . Und du? Bist du auch nur ein einziges Mal bei ihm gewesen nach der Haussuchung, obwohl du hättest sehen können, wie es auf ihn wirkte? Du hättest wissen müssen, wie ihm zumute war, du hast ihm, ein schöner Freund! sich selbst überlassen, seinen einsamen, bitteren Gedanken — aus stumpfer, gedankenloser Bequemlichkeit. . .

Bary klagt sich an mit den bohrenden Selbstvorwürfen der einfältigen und großmütigen Seelen, die nur die eigne, noch so geringe Schuld sehen, wo sie sich einmal mit ganzem Herzen hingegeben haben. Er erträgt es nicht mehr, ein mitteilbares Gemüt: die dunkle Einsamkeit, in die von nebenan das Schnarchen der müden Männer hineinsägt. Er tastet nach den Wachszündhölzchen auf dem blechernen Kerzenleuchter, er zündet die Kerze an, die Flamme zieht sich klein zurück in den trocknen Docht, reckt sich hoch — Dénise öffnet die Augen, schließt sie, kauend und knörend, vor dem herüberfallenden Licht.

«Was gibt's denn?»

«Nichts. Stört es dich?»

Eine scheinheilige Frage, er weiß sehr wohl, daß so leicht kein Laut, wohl aber der kleinste Lichtstrahl sie aus dem Schläfe weckt.

«Nein . . . Ja.» Sie will sich schläfrig verdrossen nach der andern Seite hinüberdrehen, Bary kommt ihr zuvor:

«Es ist — Ich kann nicht schlafen, weil ich immer an Herrn Sommer denken muß. Ah, ist das traurig, ist das traurig!» Dénise antwortet nicht, sie ist so müde, die Zunge, liegt ihr trocken im Mund.

«Meinst du nicht, daß man etwas tun müßte? Schon des Mädchens wegen, und Pierre — sie haben sicher nicht damit zu schaffen.»

«Was denn tun?» Dénise ermuntert sich, halb ohne zu wissen wodurch: ihre Wachsamkeit ist angerufen, was will er da wieder?

«Ich weiß nicht. — Mit Herrn Sommèr sprechen vorher, Vielleicht. — Fragt sich, wie man es anstellt —»

Sie richtet sich auf, sie zieht unter dem Kinn den Knoten des Tuches fester, das sie sich zur Nacht umlegt, und sieht unruhig zu Bary hinüber: «Du müßtest den Hauptmann fragen —»

«Den Hauptmann? Er ist freundlich, der Hauptmann. Nur, was soll ich ihm sagen?»

«Was richtig ist, was sonst?» «Natürlich. Du meinst vielleicht, ich sage, was nicht richtig ist, he? — Ich frage mich nur, ob er es verstehen wird — Ach laß! Man wird schon sehen morgen früh.»

Dénise bleibt aufrecht sitzen und sieht vor sich hin. Sie spürt, daß er etwas vorhat, was er nicht sagen will. Es besorgt sie, er hat sich so schon fast die Finger verbrannt, der Topf ist nur um so heißer geworden seitdem.

«Du wirst mir glauben, daß es mir leid tut, Herr Sommèr und die Kinder. Aber schließlich, er hat es getan — das hat keinen Zweck, helfen zu wollen, wo man nicht helfen kann. Du wirst nur deine Haut zu Markte tragen dabei.»

«Wer spricht davon? Du bist nicht die einzige, die klug ist am Ende. — Also schlaf schon.» (Wenn sie sich doch nur wieder hinlegte!) «Man wird früh wieder auf sein müssen.» Er wendet sich zur Seite und löscht das Licht aus.

Sie liegen unbeweglich, nicht der kleinste Atemzug ist zu hören, sie halten beide die Augen geöffnet.

... ich fühle, daß sie nicht schläft ... Sie hat recht ... Ich werde es trotzdem versuchen —

... er schläft nicht ... er sollte das nicht tun ... Er ist zu gut ... ich möchte seine Hand fassen ... es würde ihm sonderbar vorkommen ... man ist alt geworden —

Stimmen von nebenan, jemand ist in die Stube getreten, Gepolter von Stiefeln. Madame Bary steht auf, sie tastet sich um das Bett und zündet die Kerze an, sie kehrt zurück, setzt sich auf den Bettrand und streift sich die Schlappen an die Füße, eine Schlaguhr holt aus.

»Drei Uhr, guter Gott!« Sie spricht, ohne sich umzusehen, hinter ihr hat Bary sich auf den Ellbogen gestützt, er sieht auf ihren Rücken in der weißgemusterten Barchentjacke. »Ich werde ihnen eine Tasse Kaffee machen.«

Viertes Kapitel

1

In dem kaum dämmernden Morgen, den dazu noch die niedrig ziehenden Wolken gewaltsam zurückhalten, zeichnen sich auf dem dreieckigen Platz und der Straße daneben die dunklen Umrisse seltsamer Fahrzeuge ab. Die Umwohner sind trotz der unruhigen Nacht aus den Häusern gekommen oder wenigstens in Nachtjaken oder Unterhosen hinter die Fenster getreten, das Rattern zurücksetzender, schwerer Motoren, vergnügtes Stimmengewirr, Gelächter hat sie geweckt, sie trauen ihren Ohren nicht, in denen noch das verstörte Gehufe der Pferde, das Fluchen der Reiter liegt, die in dem strömenden Regen mißmutig aufgebrochen sind, ihren Augen nicht im Anblick der ausgelassenen Schar, die dort ein neuankommendes der fremdartigen Ungeheuer mit lautem Hallo, launigen Zurufen und Scherzworten empfängt. «Endstation! — Place de la Bastille — Alles aussteigen!»

Pariser Autobusse, reguläre Wagen, die noch vor Wochen ihren friedlichen Dienst verrichtet haben: von den Seitenschildern grüßt es verblaßt und schwer lesbar in dem langsam zunehmenden Licht, aber doch deutlich genug, für die, die es wissen, herunter: «Bastille — Porte Rapp» «Panthéon — Place Courcelles», die Leute aus Bayencourt wissen es nicht, sie würden auch nicht begreifen, was daran so Fröhlichmachendes sein soll, hat doch auch der Großteil der Truppe es zunächst nicht begriffen — bis die ausgelassene Seligkeit der Pariser unter ihnen, das von tausend Erinnerungen, fröhlichen gerührten, zärtlich-ironischen Erinnerungen genährte Geschnatter sie so einbezogen hat, als seien sie selbst jeden Morgen und Abend auf der Strecke Madeleine — Bastille oder Bahnhof Mont Parnasse — Bahnhof Batignolles hin- und hergefahren. Es hat keinem etwas ausgemacht, daß sie die sechzig Kilometer hierher wie Ölsardinen aufeinander gepackt gewesen sind, es hätte ihretwegen in die Ewigkeit so weitergehen können, das ist ein warmes Geprassel von ganz oder halbverstandenen Anspielungen, Fauburg-Ausdrücken, Wortspäßen, Liederrefrains: «Wenn wir nur nicht den Anschluß verpassen!» — «Quatsch nicht, Idiot, den letzten bekommen wir immer noch» ... «Ah ist er süß, der kleine Friseur, mit seinem Mund wie ein Karten-Coeur, und dem Lockenhaar ...» — «den Theater-Bus» — «Sag Kriegstheater, dann stimmt's ...» Man hat ihnen alles verziehen, diesen braven Kästen, was sie einem jemals angetan haben: ihr Gerüttel, ihre Verspätungen, das

Warten mit kalten Füßen im Schnee, das gleichgültige «Besetzt» der Schaffner, wenn man in höchster Not war, um zur Arbeit zu kommen. Die anderen fühlen es mit: das ist plötzlich nicht mehr nur ein Pariser Autobus mit Boulevards und Haltestellen, die du nicht kennst, es ist die Straßenbahn in Nantes, der Dampftram in Marseille, das Bähnchen, das du jeden Morgen von weither hast heranbimmeln hören, um damit in die Stadt zu fahren — es ist das friedliche Leben vergangener Tage, das kleine Vaterland in dem großen. Sie spüren den immer noch sprühenden Regen nicht, in den die kullernden Regenrohre melancholisch hineinmurmeln, sie denken nicht daran, daß diese nächtliche Eilfahrt nichts Gutes bedeutet, da unten oder hier, es trifft dich oder trifft dich nicht, sie grüßen die zurückkehrenden Wagen noch einmal mit kessen Abschiedsrufen, sie stehen in Reih und Glied, sie hören, daß sie sich jeden Augenblick bereitzuhalten haben, sie zerstreuen sich in die umliegenden Häuser, um noch eine Stunde, eine halbe Stunde im Trocknen zu sein. —

In Mademoiselle Blaires Schulstube sitzen drei Offiziere. Das heißt im Augenblick sitzt keiner von ihnen, zwei haben sich auf die kurzen Bänke gelegt, so gut es gehen will, und es geht nicht gut: Rechts preßt sich ihnen die Pultkante in die Seite, unten gleiten die so schon hochgestellten Füße von den durch kleine Mädels und Jungens glatt gewetzten Sitzflächen herunter. Der dritte, Leutnant Morel, steht vorn bei dem erhöhten Tisch, der als Katheder dient, er hat seine Kaffeetasse darauf gestellt, aus der er hastige, aber genießende Schlucke tut, und betrachtet gerührt und aufgewühlt die simplen Dinge, die, Schmuck und Lehrmaterial zugleich, die Wände zieren: buntfarbige Kartons, einer die Entwicklung der Seide darstellend, ein anderer den Stammbaum der Merowinger mit Szenen aus ihrer Geschichte dazwischen, der dritte einen großen Adler auf einer Felszacke, er blickt kühn und verächtlich zu dem ausgestopften Gevögel hinüber, das sich links auf einem Wandbrett zusammendrängt, Fauna der Gegend, einigermaßen ramponiert und verstaubt, aber immerhin mit echten Federn, Schnäbeln und Klauen. Morel tritt vor die Karte von Frankreich, die entrollt an der Stirnwand hängt, er lacht auf, er wendet sich zu den beiden anderen «Bayencourt! — Da haben sie das Loch wahrhaftig mit Tinte in die Karte Von Frankreich hineingemalt», er erhält keine Antwort, er hat sie auch nicht erwartet, er sieht zärtlich lächelnd wieder auf den dicken Fleck mit den großen Tintebuchstaben daneben, ein Fleck vielmal größer als die Punkte und Kreise, für Amiens, Arras, ja Paris — warum auch nicht, kann so ein Nest für die, die darin

leben und erleben, nicht ebenso vielmal wichtiger sein? Er denkt daran, wie es ihn ins Herz getroffen hat, als da unten, hinter Rosières die Lichter des Wagens einen Wegweiser aus Eisenguß ins Helle rissen: „Maily-Maillet 35 km“, er hat sich nicht enthalten können, den Kameraden aufgeregt davon zu erzählen: Sein armes, kleines Mädels, das dann starb, sie ist als Säugling in einem Nest da oben, Hébuterne, bei der Amme gewesen, «wir sind einmal für acht Tage hin in die Ferien gefahren, ein kleines Gasthaus mit Ulmen davor und Glyzinien um das Wirtshauschild» — die Kameraden haben es mit freundlich flüchtigem Anteil angehört, wie gut, daß sie jetzt schlafen oder doch zu schlafen versuchen, es tut so wohl und weh, die Erinnerungen, überklar im leichten Rausch des Kaffees nach der durchwachten Nacht . . . Wir haben abends noch lange nebeneinander am Fenster gestanden und hinausgeschaut, wir sind unter ihrem Sonnenschirm aus Perkal spazierengegangen, ein Weißdornast hat ihn eines Tages zerrissen, als wir uns küßten und sie ihn unachtsam zur Seite hielt . . . Da war eine Ferme halbwegs hier herüber, wir sind jeden Morgen hingegangen und haben Milch getrunken . . . Leutnant Morel preßt die Zähne zusammen, er hat seine Karte aus dem Lederfutteral genommen, Hébuterne — Wenn es dort sein sollte, wo sie eingesetzt werden, er mag sich hüten, der Boche, ein kleiner Leutnant steht hier, entschlossen, ein Häuschen unter Ulmen, das Andenken eines toten kleinen Mädels bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen . . . «Ergeben Sie sich, es hat keinen Zweck!» «Merde! . . .»

In der Mitte des Zimmers knackt der Ofen, er ist mit einem rundherumgehenden Holzgitter umgeben, das gleichzeitig die darüber hängende Azetylenlampe vor unvorsichtigen Kinderhänden schützt. Seine Wärme lockt erst richtig den versäumten Schlaf, selbst Leutnant Morels Kopf nickt herab. Ein angenehmer Unterstand, den sie da mit guter Nase gefunden haben, sie sind die Straße heraufgegangen, der Posten fällt ihnen auf, sie haben sich erkundigt — «Ein Standgericht, ah?» Der Stab dahinter im Schloß — dicke Luft, Leutnant Moncey, abseits, hat sich jungenshaft an die Fensterbrüstung geklammert, die Füße auf einem schmalen Sims, er lüchelt in den leeren Raum, eine Frau drinnen, die den Ofen anzündet, das flackernde Holz leuchtet verführerisch, er hat an die Scheibe geklopft, Sybille Choquet, Alcibiades' Schwiegertochter, die die Schulstube sauber hält und die Heizung besorgt, ist zögernd ans Fenster getreten, Leutnant Moncey bedeutet ihr, einen Arm abhebend und um sich herumzeigend, den andern nur noch fester auf die Brüstung geklemmt, die Haustür zu öffnen und

die hereinzulassen, sie sagt etwas hinter der Scheibe, was er nicht versteht, sie verschwindet durch die Tür rechts, er springt elastisch herunter und geht zu den andern, die noch mit dem Posten sprechen, eine ältliche magere Person erscheint, die Lehrerin, wie sich herausstellt. Sie zögert, das Standgericht ist auf eine halbe, dreiviertel Stunde von jetzt angesetzt, «Eh nun, es wird immer das sein», sie sieht sie an, sie bringt es nicht übers Herz, sie abzuweisen: eine halbe Stunde vor wer weiß was für Geschicken. Der Posten wendet vor den Offizierstreifen nichts ein, sie hat sie hineingeführt und ihnen, ziemlich einsilbig übrigens, ein paar Tassen Kaffee gebracht.

Leutnant Moncey hebt den Kopf— es spannt bis in die Bauchmuskeln — und sieht an seinen Knien vorbei zur Tür, die zögernd geöffnet worden ist und sich wieder schließen will. Ein kleiner, rundlicher Mann, eine große Hornbrille auf der Nase, kommt herein, als er sich gesehen weiß, Moncey richtet sich auf und blickt ihn fragend an. Bary tritt zu ihm hin und stellt sich vor. «Bary!» Er sieht die Köpfe der beiden andern, die sich ihm zuwenden, er schwenkt mit feststehenden Füßen den Oberkörper zu ihnen hinüber. «Bary! — Bary! — Ich sehe . . . Die Herren haben vorlieb nehmen müssen. Verzeihen Sie, man war ja auf nichts vorbereitet.» Es fällt ihm ein, daß «die Herren» ja unmöglich ahnen können, warum sie es grade ihm verzeihen sollen. «Ich bin nämlich der Bürgermeister von Bayencourt — Herr Hauptmann Dramont hat mich als Zeuge geladen. Die Herren wissen vielleicht nicht — So, doch? — Eine traurige Geschichte, nicht wahr? — Ja —» Bary seufzt aus und bleibt unschlüssig stehen.

Die Offiziere schweigen, Moncey verkrampft ein Gähnen, lästigt dieser Dorfschulze, der natürlich eine Viertelstunde zu früh kommen muß. Bary weiß nicht, wo er mit sich hin soll, er fühlt sich verpflichtet, etwas zu sagen: «Man weiß wirklich nicht, wo einem der Kopf steht! Der General gestern, und diese Sommèrs — dann die Einquartierung heute nacht, volle zwei Eskadronen, ja— und kein Mensch weiß, was daraus werden soll, meine Herren?»

Morel lächelt. «Doch. Ein Gefecht wird daraus, Herr Bürgermeister. Vielleicht eine Schlacht.»

«Eine Schlacht?! — Sie haben gut lachen, meine Herren! Aber wenn man nicht daran gewöhnt ist — Es besteht doch keine Gefahr? Wir werden doch siegen, meine Herren? — Selbstverständlich!»

«Selbstverständlich.»

Bary schweigt betreten, er hat das kleine ironische Augenzwin-

kern bemerkt, mit dem Leutnant Morel zu Moncey hinüberblinzelt, der es, mißmutig, nicht erwidert. Es wird ihm plötzlich bewußt: er stört die Herren in ihrer kurzen Rast. «Ich bitte Sie, lassen Sie sich nicht stören, legen Sie sich ruhig wieder hin», er dreht sich um und geht, als gelte es, die Schlummernden nicht zu wecken, die er angetroffen hat, auf den Zehenspitzen zu einem Bänkchen, an der dem Katheder gegenüberliegenden Wand, das Mademoiselle Blaire als Schand- und Eselsbank dient, und läßt sich darauf nieder. Die Offiziere folgen seiner Aufforderung nicht, das ist jetzt doch vorbei, sie sitzen zurückgelehnt, den Kopf auf der Brust, und dösen vor sich hin.

Bary hockt, den linken Arm auf dem kurzen Oberschenkel, den breitrandigen Hut, einen wahrhaften Künstlerhut, zwischen den Knien herunterhängend, er lauscht angespannt zur Tür. Guter Gott, wenn es nur glückt! Eine peinliche Überraschung, die Offiziere hier, er hat ursprünglich draußen auf dem Flur warten wollen, es ist ihm nicht günstig erschienen: es würde kaum gelingen, aus dem kurzen Gang herüber an Herrn Sommer heranzukommen, auch scheut er sich, mit Mademoiselle Blaire zusammenzutreffen. Der Raum hier ist nicht groß, die Herren drüben, es wird schwer sein, frei sprechen zu können — als ob man hätte erwarten dürfen, frei zu sprechen — Schwierigkeiten über Schwierigkeiten! Was hat es schon für Mühe gekostet, rechtzeitig wegzukommen, mit der Tür, die jeden Augenblick seit dem ersten Morgengrauen gegangen ist: neue Passierscheine, teilweise gar nicht für Einwohner aus dem Dorf, sondern für fremde Leute, die aus den westwärts gelegenen Ortschaften, manche schon aus Foncquevillers und Gommécourt, Hals über Kopf geflüchtet sind — nur die Kaltblütigeren bleiben bei Verwandten und Bekannten hier im Ort, um abzuwarten, wie sich die Dinge da vorn entwickeln —, Frager wegen der Einquartierung, ganz unverschämte, die gleich wissen wollen, ob und wieviel sie dafür bezahlt bekommen, er hat sich nicht retten können, und Denise ist keineswegs so eifrig wie sonst gewesen, ihm beizustehen; sicher, daß sie etwas ahnt nach dem Gespräch in der Nacht. Er hat sich schließlich nur davonmachen können, indem er einfach «einmal hinausgegangen» ist, um nicht wiederzukommen. So sitzt er nun und weiß, daß sein Plan neunzig zu hundert Wahrscheinlichkeit des Mißlingens hat, ein Zufall, wenn Zeit und Gelegenheit bleibt, mit Herrn Sommer zu sprechen, es kümmert ihn nicht: Da ist der Kopf über dem Herzen, ein zäher, schlauer, hartnäckiger Kopf, wenn er Befehle wie diese erhält. Mag kommen, was will, es wird nicht an diesem Kopf gelegen haben,

wenn es anders kommt als ein treues, bis in die letzte Probe treues Herz es gewollt hat. Draußen vor der Tür und gleich darauf drinnen im Flur wird es lebendig. Stimmen in lauter Unterhaltung, Schritte von schweren Stiefeln, die sich in den rückwärtigen Gang entfernen. Bary sieht gespannt zur Tür, ein Unteroffizier mit den Abzeichen des Stabes öffnet sie und hält sie, nach Meldung bei den Offizieren hin, zurück, um einem Mann Platz zu machen, der ein Tischchen hereinträgt und es auf Anweisung rechts neben das Podest des Katheders stellt. Der Unteroffizier selbst, der eine Mappe unter dem Arm trägt, entnimmt ihr Aktenpapier und Schreibmaterial und versieht die beiden Tische damit, er blickt sich um und legt einen Teil davon auf die vorderste Bank, während sein Begleiter eins der irdenen, mit Tinte verklebten, Tintenfässer aus seiner Höhlung zieht und es auf das Tischchen stellt — er nimmt die Hacken zusammen: Leutnant Désigny ist eingetreten, er nickt Bary freundlich einverstehend zu und geht zu den Offizieren, die vorn zusammengetreten sind, unschlüssig, was sie beginnen sollen. «Désigny!» Sie erwidern seine Vorstellung, erklären ihre Anwesenheit, «Ein Standgericht, wie wir hören». «Ja, und wie es scheint von äußerster Wichtigkeit, nachdem ich auf ausdrücklichen Befehl als Zeuge habe zurückbleiben müssen.» Désignys Lippen zucken leise verräterisch. «Es wird Sie vielleicht interessieren, ich glaube kaum, daß Hauptmann Dramont etwas gegen Ihre Anwesenheit einzuwenden hat.» Sie bleiben beieinander stehen und unterhalten sich, zeitweise gedämpfter, über die eigenen Erlebnisse, die Lage

Barys Herz setzt aus; geleitet von einem Posten, der an der Tür zurückbleibt, tritt Sommer herein, Sommer allein . . . Er macht ein paar Schritte in den Raum und bleibt stehen, die Offiziere unterbrechen ihr Gespräch und sehen neugierig finster zu ihm hin, er wendet den Blick und läßt ihn fast ohne innezuhalten, über Bary durch die rückwärtigen Fenster gleiten. Ein Augenblick der Stille, drüben setzt das Gespräch halblaut wieder ein, Bary steht unentschlossen, er räuspert sich, Sommers Blick kehrt zu ihm zurück, ihre Augen begegnen sich, Barys, mit einem kleinen, scheu einverständlichen Zwinkern, er sieht sich um und schiebt sich an Sommer heran —

«Es ist — Ich dachte, daß ich es Ihnen sagen müßte: Sie können ohne Sorge sein —» Er unterbricht sich, der Posten, ein Mann aus der Eskorte des Stabes, sieht zweifelnd herüber, Bary nickt ihm zu. «Vollkommen in Ordnung! Ich bin der hiesige Bürgermeister! Es geschieht im Sinne Hauptmann Dramonts.» Der Posten beruhigt

sich, zumal auch die Offiziere nur flüchtig aufmerkend Notiz davon nehmen.

«Was ist mit den Kindern, Bary?»

«Alles recht! Madame Patte hat sie vorläufig zu ihrer Freundin nach Souastre gebracht. Sie sind gut aufgehoben dort. Eine wackere Frau, Madame Patte. Ja, und der Hof —» Sommer atmet auf. Yvonne, es ist ihr nichts geschehen — Etwas streift ihn. Der Hof —? Er sieht Barys mühsam auf ihm verweilende Augen.

«... Steht wohl nicht mehr —»

«I wo denken Sie hin! Es hätte freilich — Der Regen ist wahrhaftig zur rechten Zeit gekommen. Es ist übrigens einwandfrei festgestellt, daß Victor Gosette das Feuer angelegt hat, ein Epileptiker, ein Unzurechnungsfähiger, Sie wissen es selbst. — Ihre Leute haben sich bei den Löscharbeiten teilweise geradezu vorbildlich benommen ... Ja, die Scheune und das Dachgeschoß des Kuhstalls — es macht nichts, es ist durch Versicherung gedeckt, nicht wahr? Und was das Wohnhaus angeht — Ich gebe zu, ich hätte es nicht für möglich gehalten: Franzosen, Leute, die man seit Jahren gekannt hat! Aber wir werden schon jeden verschleppten Gegenstand wieder herausholen, wenn das hier vorüber ist, verlassen Sie sich drauf. Ja —»

Er blickt Sommer unsicher an. Sommer schweigt. Er sieht den Hof, die fessellose Meute, die sich darüber stürzt, er sieht die aufgerissenen Schränke, die gierig durchwühlten Schubladen — Eine harte Kraft zieht ihm das Herz zusammen.

Bary spürt, was in ihm vorgeht, er blickt bedrückt zu Boden. Herrgott, er dürfte keinen Augenblick verlieren, er schaut auf, das Wort, das er sagen will, bleibt ungesprochen: Drüben durch die Tür werden Berthe und Pierre hereingeführt.

Berthe sieht zu Sommer hinüber, ohne auf ihre Füße zu achten, die Backen krampfzig zu den Augen hochgezogen, sie bleibt stehen, ihr Kopf, die Augenlider senken sich zwangvoll. Bary nähert sich ihr unauffällig, er flüstert ihr zu: «Mut, Mut, Fräulein Berthe! Sie haben es doch jetzt mit gebildeten Leuten zu tun! Es wird sehr darauf ankommen, wie Sie Ihre Aussage machen. — Nicht wahr?» er wendet sich halb zu Sommer «Das muß doch dem viereckigsten Kopf einleuchten: Wenn da so ein paar graue Kerle kommen, mit Schießdingern und was weiß ich, und man selbst hat nur seine beiden Fäuste — Sie sind doch dabei gewesen, Fräulein Berthe, sie haben ihn doch gezwungen, nicht wahr?»

Berthes Kopf zuckt tiefer herab, Bary sieht sie ergriffen an, er hebt die Hand und streicht ihr ungelentk über die Schulter: «Mut,

Mut!»

«Merkwürdig.» Bary sieht aufgeschreckt hoch: eine scharfe Stimme, sie kam dort her, wo die Offiziere stehen. Leutnant Morel löst sich aus der Gruppe und schlendert zwischen den Bänken herüber; er hat mit wachsender Befremdung dem Vorgang da drüben, Barys vertrauten Verkehr mit den Gefangenen, beobachtet, er bleibt vor ihm stehen:

«Haben Sie Erlaubnis, mit dem Angeklagten zu reden, Herr Bürgermeister?»

Bary schluckt. «Selbstverständlich, mein Leutnant! Hauptmann Dramont — Wenn ich Ihnen erklären darf . . . »

«Danke. Ich wollte nur feststellen, ob Sie zu dieser Unterhaltung berechtigt sind.» Er läßt Bary stehen und kehrt zu der Gruppe zurück.

Désigny lächelt. «Harmlos. Ein gutmütiges, verwirrtes Huhn, das den Lauf der Welt nicht mehr versteht.»

Morel bleibt finster. «Ich weiß nicht.» Er schwenkt den Kopf zu den Gefangenen hinüber. «Dergleichen erklärt schließlich manches.»

Bary ist verstört zurückgeblieben. Eine handgreifliche Lüge, der Leutnant braucht nur den Hauptmann zu fragen. Er wagt die drei nicht mehr anzusehen, er geht, den Kopf gesenkt, den Hut auf dem Rücken, die paar Schritte zwischen ihnen und dem Fenster auf und ab — Er hält in der Wendung ein: Hauptmann Dramont, gefolgt von dem Unterleutnant, der ihn gestern nach Bayencourt begleitet hat, ist eingetreten.

«Guten Morgen, meine Herren.» Dramont hebt leicht verwundert den Kopf, Leutnant Bruat, der älteste der Offiziere, wendet sich um und begibt sich zu ihm hin: «. . . wir haben nur für eine halbe Stunde Unterschlupf gesucht, mein Hauptmann. Wir werden selbstverständlich . . . » Seine Kameraden schnallen die Degen fester.

«Aber nein, meine Herren! Ich werde Sie nicht aus der Wärme vertreiben.»

«Wenn wir nicht stören?»

«Im Gegenteil! Ich gönne diesem Vorfall, der für unsern Propagandendienst wichtig werden wird, jede Verbreitung.» Die Offiziere danken. Sie treten links hinten in die Fensternische, Dramont geht nach vorn, er spricht mit dem Unteroffizier, der, als Protokollführer, schräg und nicht eben bequem auf einer der Vorderbänke sitzt, und gibt ihm ein paar kurze Anweisungen über die Abfassung des Protokolls. Er nimmt hinter dem Tisch auf dem Katheder, der Un-

terleutnant an dem Tischchen unten zur Seite Platz. Désigny tritt vor: «Verzeihung, mein Hauptmann. Wäre es wohl möglich, daß ich zuerst vernommen werde?»

«Sie möchten natürlich möglichst schnell zu Ihrer Truppe zurück. Hm. Es wäre nur, daß eine Ihrer Angaben nachträglich bestritten würde . . . Schön. Wir schreiten dann einfach in der Reihenfolge der Tatsachen fort.» Er wendet sich erklärend an die Offiziere. «Wir sind nämlich bei dieser Art von Gericht, das ja immer unter Ausnahmeständen stattfindet, an keinerlei Formalitäten gebunden. Was selbstverständlich» — das ist an Sommer gerichtet — «nicht heißt, daß Sie in Ihrer Verteidigung irgendwie beschränkt werden sollen. Es geht nach Recht und Gesetz zu in Frankreich. — Treten Sie heran, der Mann auch. So. — Das Mädchen kann sich hinsetzen.»

Berthe hat nicht verstanden, der Posten, der hinter ihr steht, weist auf die Bänke, sie sieht sich unwillkürlich um: der Platz da, links, der im letzten Schuljahr der ihre gewesen ist, sie setzt sich mit der schnellen Bewegung, auf die Mademoiselle Blaire immer soviel Wert gelegt hat.

«Also —» Dramont hebt den Kopf — Wrm — wrm mwrmm — Wrm — wrmmwrmmwrm — wrmm — wrm . . .

Schon seit einiger Zeit sind drüben die Geschütze aufgewacht, jeder hat es, mehr oder minder aufhorchend, gehört, Bary mit beklommenen Gedanken an das, was die Leute aus Gommécourt und Foncquevillers ihm erzählt haben, jetzt verdichtet es sich, ein von Augenblick zu Augenblick gleichmäßiger werdendes, wachsendes Rollen, ein näheres, helleres, dünneres Bellen dazwischen, die französischen Batterien.

«Nicht übel da vorn, scheint's.» Dramont fühlt eine leichte Nervosität in sich aufsteigen: Leutnant Bels Bericht über den schlechten Zustand der Truppe, ein Gericht unter ungewöhnlichen Umständen in der Tat . . .

«Na. — Einen Augenblick noch, mein Leutnant: Die Personalien.» — Dramont wiederholt Berthes leise gesprochene Angaben, er wartet, bis der Schriftführer die Daten der einzelnen vermerkt hat. «Nun: Wie Sie auf den Hof kamen, mein Leutnant, ganz kurz, und wie sich dann die Dinge abgespielt haben.»

Désigny beginnt mit der überraschenden Begegnung nördlich von Bertrancourt — überraschend immerhin: zehn bis fünfzehn Kilometer hinter unserer Front — er erwähnt den Aufenthalt vor Saily, die wichtige Auskunft in Bayencourt über die Richtung, die die Deutschen eingeschlagen haben.

«Auf der Höhe hinter dem Ort sahen wir die Verfolgten in auffällig langsamer Bewegung auf ein links von der Straße liegendes Waldstück zu. Ich habe mir gleich gedacht, daß ihnen etwas in die Quere gekommen sein müsse: ein Beinschaden eines ihrer Pferde, wie sich später herausstellte. Sie entkamen uns leider in den Busch. Ich nahm an, daß sie versuchen würden, auf der andern Seite irgendwo zu Fuß in die Felder zu tauchen, was bei der wachsenden Dämmerung nichtso ganz aussichtslos erschien. Ich habe deshalb zwei kleinere Gruppen abgesondert und das Wäldchen ohne Aufenthalt östlich und westlich umreiten lassen, während ich selbst es mit dem Hauptteil meiner Leute von Süden her durchkämmte. Unweit der Ferme fanden wir dann die drei Pferde herrenlos herumgrasen.»

Dramont nickt beifällig. «Ausgezeichnet.»

«Inzwischen hatte mir ein Mann von der linken Gruppe gemeldet, daß ringsum nichts zu bemerken sei, auch böten die flachen, abgeernteten Felder weithin keine Versteckmöglichkeit. Es war mir also klar, daß die Gesuchten nur auf der Ferme selbst Unterschlupf gesucht haben könnten. Ich habe den Hof umstellen lassen und bin mit meinen Leuten hineingegangen. Ich muß bemerken, daß ich gegen den Besitzer selbstverständlich keinen Verdacht hatte — ein französischer Gutsherr, wie ich annehmen mußte —, auch später noch nicht, als ich mit ihm sprach. Er benahm sich nämlich durchaus entsprechend und hilfsbereit. Erst der Mann da — Désigny nickt zu Pierre hinüber — «und vor allem das Verhalten des Mädchens haben dann meinen Verdacht geweckt.»

«Der Mann, wieso? wenn Sie uns das bitte sagen wollen. Sie erzählten mir, daß er draußen von Ihren Leuten angehalten worden sei?»

«Ja, er benahm sich nämlich, scheint's, recht sonderbar. Er kam vom Hof, meine Reiter, die Bewegung um die Ferme, waren immerhin nichts Gewöhnliches. Er wollte aber vorbei, als gehe ihn das gar nichts an, und als man ihn fragte, ob er nichts Auffälliges bemerkt habe, antwortete er 'nein', ziemlich mürrisch. Man hat ihn dann etwas lebhafter ausgeforscht, und nun kam heraus, daß er auf dem Hof gedient habe und nun entlassen worden sei, oder weg wolle —»

Bary, der wieder hinten auf seinem Bänkchen sitzt, hebt verblüfft den Kopf: «Verzeihung, das muß doch wohl ein Mißverständnis sein.»

Désigny wendet sich halb zu Bary zurück: «Jedenfalls habe auch ich dann so verstanden, obwohl es vielleicht nicht ganz klar wurde

—»

«Aber meine Herren! Sie können das natürlich nicht wissen: Es ist ganz ausgeschlossen, daß Herr Sommèr — daß der Angeklagte Pierre, ich meine Herrn Pierre, entlassen oder daß er selbst gekündigt hat. Wer auch nur einigermaßen die Verhältnisse kennt —»

Dramont winkt ab. «Ein Augenblick, Herr Bürgermeister. — Das dürfte ja leicht aufzuklären sein.»

Er winkt Pierre zu. «Haben Sie den Leuten des Herrn Leutnant und später ihm selbst gesagt, Sie seien von dem Hof entlassen?»

«Nein, mein Hauptmann.»

Bary schwenkt befriedigt den Kopf. «Ich habe gesagt, daß ich nun gehen wollte.»

«Was heißt das 'gehen wollte'?»

Bary mischt sich wieder ein. «Er wollte weitergehen, verstehen Sie. — Das ist ganz Pierre! Nur mit nichts befaßt werden, was einen nichts angeht, nicht wahr?»

«Daß ich nun von dem Hof weggehen wollte.»

«Gehen wollte, weggehen wollte! Drücken Sie sich verständlich aus! — Wußten Sie von der Anwesenheit der Deutschen auf dem Hofe?»

Pierre hebt den Kopf, seine Augen funkeln finster zu Dramont hinüber.

«Sie sollten mich das nicht fragen, mein Hauptmann»

«Ich weiß genau, was ich Sie zu fragen habe, verstehen Sie mich! — Wußten Sie von der Anwesenheit der Deutschen?»

Pierre antwortet nicht. Désigny lächelt leicht kopfschüttelnd. «Dieselbe Antwort, die ich gestern auf meine Frage, ob er etwas wisse, erhalten habe. Nur, daß er mir schließlich noch in fast drohendem Ton bedeutet hat, man solle ihn in Ruhe lassen, wir seien ja dazu angezogen, uns um dergleichen zu kümmern.»

«Hm.» Dramont balanciert überlegend den Bleistift zwischen den Fingerspitzen. «Sie können es uns ruhig sagen, wenn es so ist, es würde verständlich, wenn auch nicht ganz entschuldigbar sein: Sie haben nicht den Angeber gegen Ihren Brotherrn spielen wollen? Machen Sie es wenigstens nachträglich gut — wenn wir nicht annehmen sollen, daß Sie ernsthafter daran beteiligt sind. Es könnte Ihnen schlecht bekommen. — Nun?»

Pierre nimmt unwirsch die Schulter zurück, sein Blick schweift finster abwehrend zur Decke. —

«Schön. Sie verweigern die Aussage. Sie haben sich die Folgen selbst zuzuschreiben. — Mein Leutnant?»

«Ja — Es muß da irgend etwas zwischen dem Mädchen und dem

Knecht vorgegangen sein oder zwischen ihm und ihrem Vater, wobei sie zugegen war. Sie erschrak nämlich heftig, als der Mann von meinen Leuten hereingeführt wurde.» Dramont blickt zu Berthe hinüber. «Sie haben gehört, was der Herr Leutnant gesagt hat. Wie ist das damit?»

Berthe steht auf, sie sieht angespannt geradeaus.

«Ich habe mich erschrocken, weil ich sah, daß Pierre von den Leuten gefangen war.»

«Seinetwegen? — Oder aus einer näherliegenden Sorge? Ich meine, weil da ein Zeuge von gewissen Vorgängen, über die Sie uns noch berichten werden, gefangen war?»

Berthe faßt den Sinn der Frage nicht gleich. Sie schüttelt den Kopf. — Désigny fährt fort:

«Ich bin dann, leider, auf den Gedanken gekommen, sie im Haus die Führung übernehmen zu lassen, weil ich annahm, daß sie sich leichter verraten würde. Ich muß gestehen, daß ich auf den blutigen Ausgang nicht gefaßt war. Eine so offenbare Übermacht — Irgend jemand muß da nicht bei Sinnen gewesen sein, oder wer weiß wie die Schüsse losgegangen sind. Wir haben bedauerlicherweise keinen Zeugen darüber. Das Mädchen stand mit dem Rest der Gruppe auf dem Treppenpodest—»

«Sie wissen nicht, ob sie sich bei der Annäherung an das Versteck, laut Ihrem Bericht einem Abstellraum hinter dem Kinderzimmer, beunruhigt gezeigt hat?»

«Nach den Äußerungen der überlebenden Leute keineswegs. Sie waren freilich abgelenkt durch das kleine Mädchel, das erwachte — der Junge hat trotz des Lärms offenbar ruhig weitergeschlafen.»

«Eine mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit vorausberechnete Ablenkung.» Dramont wendet sich zu dem Schriftführer «Wollen Sie diese bezeichnende Einzelheit gehörig hervorheben» Es lohnt allein, daß ich Sie bitten mußte zu bleiben, mein Leutnant.« Er wirft einen finsternen Blick zu Sommer hinüber. «Das traurige Endergebnis ist uns bekannt. Der dritte Mann, nach Ihren Angaben ein besonders guter Soldat, hat den gestrigen Abend nicht überlebt.»

Schweigen. Sommer hält den Kopf gesenkt. Durch die geschlossenen Fenster donnert die Schlacht —

«Ehe ich es vergesse —» Dramont sucht in seinen Papieren. «Die Durchschrift, die man bei dem Führer der Deutschen gefunden hat, habe ich oben übersetzen lassen. Wie Sie mit Recht vermuteten, eine außerordentlich wichtige Meldung, nicht mehr und nicht minder, als die Feststellung einer Lücke —» Er bricht ab

(nicht nötig, das vor sämtlichen Anwesenden auszusprechen) und reicht Désigny das Blatt hinüber, der es interessiert überfliegt. Dramont läßt seinen Blick über Sommer und die beiden andern schweifen.

«Wird die Aussage des Herrn Leutnant in einem Punkte bestritten? — Das ist nicht der Fall. Protokollieren Sie —» Désigny reicht den Zettel zurück, ihre Augen begegnen sich einverständlich. «Ich danke Ihnen, mein Leutnant. Sowohl für die Genauigkeit Ihrer Beobachtungen und die Klarheit der Wiedergabe wie — nun, das ist nicht meine Sache: Ihr Verdienst, durch das umsichtigste Vorgehen vielleicht Ereignisse von höchster Tragweite vereitelt zu haben — obwohl ich nicht verfehlen werde . . . « Er lächelte Désigny zu. «Und viel Glück auf den heutigen Tag!»

Désigny legt dankend die Hand an den Helm und verläßt, zu den Kameraden hinübergrüßend, den Raum.

«Also — Wir wollen das zunächst zum Abschluß bringen.» Dramont fordert Berthe mit einer Kopfbewegung auf. «Erzählen Sie, was drinnen im Hause geschehen ist.»

Berthe erhebt sich gehorsam. Sie findet den Anfang nicht, Dramont kommt ihr zu Hilfe.

«Sie sollten also die Männer im Hause führen. Was haben die nun getan?»

«Sie sind zuerst unten in die Zimmer gegangen . . . und in die Küche — und dann haben sie mich gefragt, was drüber für Räume sind, und der eine hat gemeint, daß sie erst ganz nach oben gehen wollen —»

«Das Haus hat zwei Stockwerke?»

Berthe zieht die Stirn zusammen. «N-nein, nur das Kinderzimmer in der Mitte und ein paar Kammern. Rechts ist der Boden —»

«Also ein Giebelgeschoß. Weiter.»

«Ich habe ihnen gesagt, daß drinnen die Kinder schlafen, einer hat die Tür aufgemacht und der andre ist hineingegangen — ich glaube, er hat die Tür zu der Kammer dahinter geöffnet —»

«Der Kammer dahinter. Aha.» Dramont stößt plötzlich vor. «Sie wußten, daß Ihr Vater die Deutschen dort versteckt hatte?»

«Meine Tochter ist in der Küche gewesen, um das Abendbrot zu bereiten, als ich die Leute hinaufbrachte.» «Sie sind nicht gefragt! — Wußten Sie, daß die Leute dort oben versteckt waren?»

Berthe schüttelt den Kopf, Dramont klopft befehlerisch mit dem Bleistiftende auf den Tisch.

«Die Wahrheit!»

«Es ist die Wahrheit! Ich habe auf dem Treppenabsatz gestan-

den, und wir waren schon auf den Boden gegangen — und dann ist drinnen etwas umgefallen, und die beiden sind noch einmal zurückgekehrt, und dann hat es geschossen drinnen, und der eine der Deutschen ist herausgekommen — blutig ... und dann hat er den, der neben mir stand —»

Sie schlägt den Arm gegen die Augen, im Winkel des Ellbogens liegt ihr im Grauen der Erinnerung verzerrtes Gesicht.

« ... Er hat ihn niedergeschossen?»

Berthe nickt, ohne den Kopf zu heben —

Dramont seufzt. «Ja. — Daran ist ja nun nichts mehr zu tun. Sie können Ihre jungen Landsleute nicht lebendig machen — Herein!»

Es hat geklopft, ein Infanterist mit aufgeschnalltem Tornister, das Gewehr in der Hand, tritt ein, er sieht sich einen Augenblick verwirrt durch das Bild, das sich ihm bietet, suchend um, er nimmt Front zu dem Hauptmann, Moncey geht zu ihm hinüber: seine Ordonnanz, sie soll ihn benachrichtigen, wenn der Befehl zum Aufbruch gegeben wird. Es ist soweit. Dramont unterbricht die Verhandlung, er kommt herunter, die Offiziere verabschieden sich dankend. «Kein Grund, im Gegenteil, ich bedaure — das heißt, was heißt bedauern! —, daß Sie nicht bis zum Ende haben bleiben können. Immerhin: Es hat Ihnen einen Eindruck vermittelt. Sie wissen, wo wir mit den Herrschaften dran sind, da drüben, und ihren Helfershelfern hier drin. — Auch Ihnen: Viel Glück! Sie können es besonders brauchen» — sein Wissen dringt, nicht ganz unbetont, durch im Dunkel der Stimme — «heute da vorn ... » —

Unten auf der Dorfstraße sammeln sich die Kompanien. Die gute Laune der Ankunft hat nicht bei allen durchgehalten, ein Glück noch, daß es nicht mehr regnet, die Wolkendecke zu Häupten sich sogar ins hell Durchsichtige zu dünnen scheint. Man hat fest schlafend in der Scheune gelegen, das Heu riecht gut — die Stimme des Unteroffiziers schlägt grell hinein: «Alle Mann auf! Es geht los!» Ein wütendes Schnarchen ins Gebälk hinauf antwortet ihm, knisterndes Stroh, unterdrückte Fläche: das ist nach einer Nacht ohne Schlaf — und zwei im Graben sind schon vorangegangen — schlimmer, als wenn du durchweg wach geblieben wärst; sie sind hochgetaumelt, die vertrauten Geräusche des Aufbruchs erfüllen den Raum, eine Gewehrpyramide purzelt von einer ungeschickten Hand durcheinander, ein Tornisterriemen findet die Schnalle nicht, die vergessene Seife, die im letzten Augenblick zwischen Brot und Schokolade verstaut wird, all die kleinen, immer gleichen Miseren von immer den gleichen Worten und Scherzen begleitet, das nahe, nur zu bekannte Gedröhn, das sich, während man

schlief, da draußen aufgetan hat — Sie stehen auf der Straße, sie bilden, nicht eben freudig, zwei Glieder längs der Gosse, drüben tritt die 3. Kompanie an, auf die sie gewartet haben, einer läuft, verfolgt von den wetternden Zurufen seines Unteroffiziers, noch einmal zurück, weil er etwas vergessen hat, aus der Ferne summt es, brummt es heran . . .

Sie sind ohne Befehl auseinandergestoben, in die Türen, an die Hauswände, die Mutigeren und Erbitterteren reißen die Gewehre an die Schultern — Frechheit ohnegleichen: Aus der dünnen Wolkendecke schießt ein Flugzeug herunter, kurvt, in wenig mehr als hundert Meter Höhe — ein wildes Geknalle . . . schon ist es, die Nase wieder nach aufwärts gerichtet, seitab verschwunden, man kommt wieder hervor, man flucht, — schöne Marmelade um anzufangen! — unbehaglich in dem vorzeitigen Schreck. —

Vor der Schule, aus der sie grade gekommen sind, stehen die Offiziere, den Kopf zum Himmel zurückgebogen, sie haben den knatternden Vogel nicht mehr gesehen, sie hören ihn, wie er davonzieht, das Geschieße da vorn — Sie wenden sich zu dem Unterleutnant, der auf Bitte Dramonts das Fenster geöffnet hat, um zu sehen, was los ist. «Ein Avion von drüben. Nicht angenehm, wo grade die Leute angetreten waren, verdammt nochmal!».

Dramont runzelt die Stirn, nicht angenehm in der Tat mit dem Stab dahinten, er ruft den Unterleutnant, der noch ein paar Worte mit den Draußenstehenden wechselt, leicht ungeduldig zurück. «Weiter! Man kann nicht wissen, welche Störungen wir noch zu erwarten haben. Also —»

Die Kompanien sind angetreten, ein Pfiff, sie setzen sich frontwärts in Bewegung. —

«Also —» hat Dramont gesagt. Er wendet sich von neuem zu Sommer, an den er grade die ersten einleitenden Fragen gerichtet hat.

«— wie hat sich die Begegnung mit den Deutschen abgespielt?» Sommer zögert. Er hat in dieser Nacht nicht an sich gedacht, er hat sich nichts zurechtgelegt, was er sagen soll, um sich zu retten — sich zu retten! —, da ist nur das marternde, ausweglose Grübeln gewesen, wie er Berthe bewahrt. Wird sie sich, vernichtet wie sie sein muß, der Anweisungen erinnern, die er ihr, der Unachtsamen, Verängsteten und Verstörten, gegeben hat: nichts zu wissen, nicht dabeigewesen zu sein? Was ist inzwischen geschehen, er hat sich nicht mit ihr verständigen, nicht das kleinste Wort seit gestern abend mit ihr wechseln können, sie wird sich verfangen in den Worten, dieses schon in seiner unpersönlichen Sachlichkeit

einschüchternden Mannes — Er entschließt sich: sie ist nicht dabei gewesen, sie hat nichts gewußt, es gibt keinen Zeugen — sein Herz stockt, es nimmt ihm den Atem zum Sprechen weg, eine Stimme hinter ihm —

«Sie haben uns überfallen, mein Hauptmann! Ich bin auf den Hof gegangen, ich wollte das Türchen im Torflügel schließen für die Nacht. Sie haben mich angefaßt, ich konnte mich nicht wehren, einer, er sprach französisch, hat mich gefragt, wer auf dem Hof sei, ich wollte schreien, sie haben mir den Mund zugehalten, ich habe gesagt, daß nur mein Vater und die Kinder da sind. . . »

Dramont hat sich erstaunt aufgerichtet, es ist kaum weniger überraschend als für Sommer über ihn hergebrochen: dieses Mädchen, das in seiner ersichtlichen Angst bisher kaum ein lautes, deutliches Wort hervorgebracht hat, was heißt das, etwas greift da ein, was, aufrichtig oder falsch, den klaren Gang dieser klaren Sache zu verbiegen droht — Er hat Berthe nicht unterbrochen, weil es zu unvermittelt gekommen ist, er faßt die Zügel wieder — stop!

«Stop, mein kleines Fräulein! Das ist ja etwas ganz Neues. Sie wollen zuerst mit den Deutschen zusammengetroffen sein?»

«Sie haben ihn gezwungen!» Berthe schreit es fast, es ist plötzlich dagewesen in ihrem Gehirn, Barys halbblaut gemurmertes Wort, was weiß sie noch von den trüben Kämpfen, der erbitterten Leere dieser Nacht, von Mademoiselle Blaire, die ihr gegenüber sitzt und von ihren, gezirkelt in Stahl gestochenen römischen Helden schwärmt, drüben steht der Vater, gefährdet, gefährdet bis zum Tod! . . . gezwungen, alles hängt von ihr ab, sie wird ihn retten... «Ich habe ihnen gesagt, daß er ein Deutscher ist, sie haben mich gezwungen, sie zu ihm zu führen —»

«Halt halt halt halt halt! — Ein bißchen langsamer, nicht wahr? — Stimmt das?»

Dramont sieht zu Sommer hinüber. «Die Deutschen sind durch Ihre Tochter zu Ihnen geführt worden?»

Sommer nickt wortlos, was kann er sagen, es läuft, es rollt — Dramont denkt einen Augenblick nach, warum soll es nicht so gewesen sein, es klingt nicht unwahrscheinlich, es besagt vorerst nichts.

«Sie haben also den Leuten gesagt, daß Ihr Vater ein Deutscher sei. Sind Sie sich nicht klar gewesen, daß das nun gerade ein Magnet für das Eisen sein müsse?»

Berthe faßt nicht — ein was? Es beirrt sie, das ungewohnte Bild sie spannt ihre ganze Kraft, begreift — «Ich konnte nicht denken. Ich glaubte, sie würden uns schonen. Erst, als sie sich freuten und

sie zu Vater hineingingen und der eine freundlich mit ihm sprach im Anfang —»

«Nur im Anfang?»

Berthe nickte kurz.

«Ja. Denn Vater hat ihnen sofort geantwortet: 'Sie irren sich, Sie sind hier in einem französischen Hause'.»

«So. — Und dann?»

«Ich weiß nicht, was sie dann gesagt haben. Sie haben deutsch geredet und Vater hat ihnen deutsch geantwortet.» Dramont sieht überrascht hoch. «Aber was denn! Sie werden doch als Tochter eines deutschen Vaters deutsch verstehen?»

«Meine Tochter spricht nicht deutsch, mein Hauptmann» «Hm, so.» Dramont schüttelt den Kopf. «Also, was ist dann weiter geschehen?»

«Sie haben immer heftiger gesprochen, ich habe gemerkt, daß Vater sich geweigert hat — einer besonders, er hat Vater angeschrien und ist auf ihn losgegangen, und dann hat der, der französisch sprach, seinen Revolver gezogen und der andere hat mich am Arm gefaßt und dann hat Vater ihm zornig etwas zugerufen, ich glaube, daß er mich loslassen soll —»

«Und?»

«Ja — Dann sind sie geblieben.»

«Ihr Vater hat also plötzlich nachgegeben?»

Berthe nickt. — Sie blickt Dramont an «Sie haben ihn gezwungen, mein Hauptmann!», flehende Hoffnung in den Augen. Dramont sieht weg.

«Weiter?»

Berthe fährt zusammen, was denn weiter?

«Ich meine, was dann erfolgt ist?» «Nichts. Ja — Dann hat Vater mich in die Küche geschickt.»

«Er hat Ihnen keine Erklärung gegeben?»

«Doch — Er hat gesagt, daß sie ihn gezwungen haben —»

Sie weiß mit einemmal nur noch das eine rettende Wort, ihre Kraft erlahmt.

«Sonst nichts?» Sie verneint. Dramont neigt sich zu dem Unterleutnant und flüstert ein paar Worte mit ihm.

«Ein offenes Geständnis wäre Ihnen dienlicher gewesen» Berthe schrickt auf, sie sieht den Hauptmann verständnislos an. Dann setzt sie sich plötzlich mit einer wie erinnernden, schnellen Bewegung. — Dramont schnalzt mißmutig: er hätte das Mädchen nicht reden lassen sollen, das ist eine regelrechte Verteidigungslinie, der Mann braucht ihr nur nachzusprechen. Na, nicht schlimm,

ein Schönheitsfehler höchstens, obwohl man ihr danach einen Anteil kaum wird nachweisen können; desto besser, ein nettes junges Geschöpf, man ist der erste sich über jeden möglichen Freispruch zu freuen. — Zur Hauptsache!

«Machen Sie sich die Darstellung Ihrer Tochter zu eigen?» Sommer nickt unsicher. — Berthe, liebstes, kluges, mutiges Kind — Er hat keinen Augenblick daran gedacht, zu leugnen, nicht nur, weil er weiß, wie aussichtslos es ist. Darf er sie jetzt im Stich lassen, in ihrem kindlichen, ah nein, alles andere als kindlichen Kampf um ihn, den Vater, sein Leben —

«Man hat mich zu zwingen gesucht» sagt er ausweichend. «Mit einigem Erfolg, wie es scheint. Wollen Sie uns sagen, wie dieser 'Versuch' beschaffen war. — Sie haben es ja wohl vorgezogen, deutsch mit den Leuten zu sprechen.»

«Ich habe in der Erregung gesprochen, wie ich angeredet wurde. — Der Vorgang hat sich genau so abgespielt, wie meine Tochter ihn schildert. Ich bin körperlich bedroht worden, ich war durch einen unglücklichen Zufall, am Sonntag, allein im Hause.» Die Worte kommen ruhig von Sommers Lippen, es täuscht, es ist die Ruhe hoffnungsloser Müdigkeit.

«Durchaus einleuchtend. — Sie müssen uns dann nur eins erklären. Als der Herr Leutnant auf den Hof kam und Sie wußten, daß Sie sich im Schutze der französischen Waffen befanden — wurden Sie da auch noch von den Deutschen gezwungen?»

Sommer schweigt. Er weiß, was diese unausweichbar logische Frage bedeutet. Eine letzte Anstrengung . . . ein Bild: der Deutsche im Gang, eine drohend vertrauende Hand, die sich ihm hinstreckt — Berthe hinter ihm, er glaubt ihre, in Atemlosigkeit an ihm hängenden Augen zu fühlen —

«Ich habe den Leuten mein Ehrenwort geben müssen, mein Hauptmann.»

Dramont schlägt unwillkürlich mit der Hand auf den Tisch, auch der Unterleutnant hebt mit einem ärgerlich auflachenden «Das ist —!» den Kopf.

«Sie scheinen ja sehr viel Wert auf ein erzwungenes Ehrenwort zu legen.»

Sommer runzelt die Stirn. Eine böse Bitterkeit steigt in ihm auf. «Nur auf das Vertrauen, das man zu mir hat.»

«Das Vertrauen des Feindes oder des Freundes?»

«Jedes Vertrauen.»

«Der Feind ist rechtlos in dem Lande, das er vernichten will!»

«Man kann darüber verschieden denken, mein Hauptmann.» Ei-

ne Stimme aus dem Grunde des Zimmers, Bary, der verzweifelt die Hände ringt: «Das ist ganz Sommèr!» Dramont beachtet es nicht.

«Kein Franzose denkt anders darüber!»

«Mag sein.»

«Sie benehmen sich — Sie scheinen sich gar nicht klar zu sein, um was es sich hier handelt!»

«Doch, mein Hauptmann, ich bin mir klar.»

«Sie haben den Tod von drei jungen Franzosen auf dem Gewissen! Sie haben . . . Sie lassen es kaltblütig darauf ankommen — es hat ja nur an einem Faden gehangen, daß man die Bande nicht entdeckte, Sie lassen es kaltblütig darauf ankommen, daß der Feind den Flecken Erde, das Land überschwemmt, das Sie mit törichtem Vertrauen aufgenommen hat, und da kommen Sie uns mit solchen Lächerlichkeiten! Das soll denen drinnen eine gute Lehre sein: Ein Mann lebt Jahrzehnte in Frankreich, hat eine Französin zur Frau, Kinder, die seine Sprache nicht kennen, und benutzt den ersten Anlaß, seine Heimat zu verraten!»

«Seine Heimat?»

«Ah? Ausgezeichnet! — Das ist nicht die Heimat für einen Deutschen, nicht wahr, das Land, dem er seinen Bürgereid geschworen hat, und wenn er ein ganzes Leben da lebte, das ist immer noch da drüben? — Ausgezeichnet, wir haben es ja gelesen, gut, daß Sie es uns ausdrücklich bestätigen.»

Sommers Gesicht verfinstert sich. Ein dunkles, beherrschtes, feindseliges Rollen:

«Zeigen Sie mir meine Heimat, mein Hauptmann! — Ich weiß, was da oben geschehen ist! Die Läden sind aufgerissen, die Dinge liegen umher, über die die Hand meiner Frau, der Frau aus diesem Lande gestrichen hat, in alle Häuser des Dorfes, aufs Feld hinaus hat jeder ein Stück meiner Heimat geschleppt. Meine Kinder mußten weg aus den Räumen, von den Wiesen, wo sie gespielt haben, und mein ältester Sohn steht draußen und kämpft für das geplünderte Haus — Wo ist meine Heimat, mein Hauptmann?»

Dramont hat verblüfft aufgesehen: die Plünderung, von der er selbst nur zufällig heute früh durch einen im Dorf untergebrachten Kameraden erfahren hat, wie ist es möglich — Es beirrt ihn einen Augenblick.

«Wenn Unregelmäßigkeiten vorgekommen sein sollten, werden die Täter bestraft werden. Im übrigen: Falls dergleichen überhaupt geschehen konnte, so wäre es nur Ihre eigene Schuld. Sie haben die Heimat erst verloren, die Sie verraten haben!»

«Sie irren, mein Hauptmann. — Säße ich jetzt da oben, und es

wäre nichts geschehen — ich hätte die Heimat doch verloren.»

«Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen.» «Verzeihung, mein Hauptmann!»

Bary ist aufgestanden, er hat da gesessen, zitternd vor Erregung, aufatmend und triumphierend bei Berthes Schilderung der Vorgänge: genau, genau so wie er es sich vorgestellt hatt — die Fragen des Hauptmanns an Sommer, Sommers immer erbittertere aufbegehrende Antworten, die unheimliche Wendung, die die Dinge zu nehmen beginnen, es hält ihn nicht, er kommt, schon im Gehen redend «Herr Sommèr hat das viel zu tragisch genommen», an dem Ofen vorbei nach vorn, er spricht, mit seiner kleinen Figur an dem Katheder, zu Dramont hinauf: «Es ist nämlich der Haussuchung wegen, ja. Es gibt da so ein paar Bauernschädel im Dorf, ein alter Neidhammel mit Namen Ratour obenan — unser größter Bauer hier unten, nebenbei, der es Herrn Sommèr nie verziehen hat, daß . . . Man hat mich buchstäblich gezwungen, eine Eingabe an den Herrn Unterpräfekten in Doullens hinter meinem Rücken! — Haussuchung da oben zu halten»

«Ich habe durch Mademoiselle davon gehört, von der Haussuchung, meine ich. Ich wollte noch darauf kommen. Es soll da ein unbeweisbares, aber im Zusammenhang mit dem, was dann gefolgt ist, reichlich verdächtiges Vorspiel gegeben haben?»

«Aber das ist ja Unsinn! Verzeihung, Herr Hauptmann! Ein dummes, gegenstandsloses Geschwätz aus reiner Hetze — wie es sich ja dann auch herausgestellt hat.»

«Jedenfalls scheinen mir die Leute aus echter patriotischer Besorgnis gehandelt zu haben, Herr Bürgermeister.»

«Aber was denn! Sie kennen die Gesellschaft nicht. Sie können schon sehen, was an ihnen ist, wenn sie sich dabei einfach über mich, ihren Bürgermeister, hinweggesetzt haben. Ich verkehre mit Herrn Sommèr, seit er auf Ferme de la Haye ist, ja, ich kann sagen, wir sind befreundet gewesen von dem Augenblick an, wo er den ersten Schritt ins Dorf getan hat. Ich könnte meinen Kopf dafür ins Feuer stecken, daß das alles nur böswillige Neidereien waren.»

«Sie überraschen mich, Herr Bürgermeister! — Haben Sie mir nicht gestern gesagt, Sie würden mir alle Auskunfte geben, die zur Aufklärung des Falles dienen könnten?»

«In der Tat, mein Hauptmann. Ich halte es für sehr wichtig, wie diese ganze Hetze, die Haussuchung vor allem, auf Herrn Sommèr gewirkt hat.»

«So! — Kommt es Ihnen nicht ein wenig eigentümlich vor, daß Sie sich als französischer Bürgermeister bemüßigt fühlen, einem

Landesverräter bei seiner Verteidigung behilflich zu sein?»

«Aber, meine Herren, was heißt da behilflich sein! Es handelt sich doch darum, die Wahrheit festzustellen! Herr Sommèr ist ein Charakter für sich, man muß ihn kennen. Sie haben ihn ja selbst gehört: 'die Hand meiner Frau, der Frau aus diesem Lande, gestrichen hat', man darf ihm das nicht verübeln, es ist am Ende sein Hof, nicht wahr?»

Dramont horcht auf, es schießt ihm durch den Kopf: die überraschende Kenntnis des Angeklagten über die Vorgänge auf der Ferme —

«Einen Augenblick, Herr Bürgermeister. Haben Sie heute früh mit dem Angeklagten gesprochen?»

Bary erschrickt. «Ob ich —?» Er sieht sich halb um: der eine Posten im Hintergrund, der Zeuge seines Gespräches gewesen ist. «Allerdings — Ich dachte —»

Dramont schlägt auf den Tisch: «Sie wagen es, sich hinter dem Rücken der militärischen Stellen mit einem von mir mit voller Absicht isolierten Mann in Verbindung zu setzen, ihm vielleicht sogar Informationen zu geben —»

«Bewahre, mein Hauptmann! Ich habe immer alle Achtung vor den militärischen Stellen gehabt. Herr Sommèr kann mir das bezeugen! — Ich dachte, weil Herr Sommèr nicht einmal etwas über das Schicksal der Kinder wußte. Wir sind am Ende keine Unmenschen hier in Frankreich, nicht wahr?»

«Sehr menschenfreundlich in der Tat. Sie hätten nicht, wenn Sie diese ehrenwerte Absicht hatten, mich vorher um Erlaubnis fragen können?»

«Ja —» Bary zögert einen Augenblick. «Ich wollte unter allen Umständen mit Herrn Sommèr sprechen.»

«Das ist doch —!» Dramont fährt hoch, der Unterleutnant schiebt «Ts!» den vor ihm liegenden Aktendeckel von sich ab.

«Ich fürchtete — Ich wußte ja, daß es durchaus in Ihrem Sinne war, mein Hauptmann! Kein unterrichteter Mensch kann Herrn Sommèr auch nur einen Augenblick des bewußten Verrats für fähig halten». Bary hebt, Zustimmung heischend, die Arme zu Pierre hinüber — «Pierre!»

«Soviel ich weiß, leite *ich* die Verhandlung!»

«Jawohl. Einen Augenblick. Wenn ich Ihnen meine Meinung über den Vorgang sagen darf —»

«Wir verzichten auf Ihre Meinung, Herr Bürgermeister!» «Herr Sommèr ist durch das, was vorhergegangen war, schon ganz verwirrt gewesen und die Drohungen und die Angst um Fräulein

Berthe haben das Letzte dazu getan.» «Ich brauche Ihre Aussage nicht mehr, Herr Bürgermeister!» Dramonts Stimme ist schneidend. «Wollen Sie sich nicht um Ihre Dorfbewohner kümmern? Es dürfte draußen allerlei für Sie zu tun geben!»

Bary rührt sich nicht, erregt und befriedigt, er hat gesagt, was er sagen mußte. Der Hauptmann zuckt verächtlich die Achseln, nicht der Mühe wert vorläufig, auf diesen unglaublichen Staatsbürger Ärger und Zeit zu verschwenden.

Sommer ist Barys Vorstoß bewegt gefolgt. Er sieht zu ihm hinüber, ein warmer, herzenseher Blick . . .

«Bary — es schmerzt mich sehr, daß ich Ihnen das antun muß. Ich bin nicht verwirrt gewesen.»

Er wendet sich zu Dramont. «Sie wollten wissen, mein Hauptmann, warum ich die Heimat verloren hätte, auch wenn das nicht geschehen wäre? Weil die Menschen hier mich gelehrt haben, daß ich nicht zu ihnen gehörte — nicht mehr zu ihnen gehören würde.»

«Sie fühlen sich als Deutscher?»

«Lassen Sie mich das noch sagen —»

»Ja —? Einen Augenblick!«

Hufgeklapper eines Pferdes, in dem niedrigen Fensterrahmen ist die einen rassigen, braun spiegelnden Hengst in Trab setzende Gestalt des Generals erschienen. Leutnant Bel folgt ihm, er hält und ruft noch etwas zurück. Dramont eilt ans Fenster und öffnet es.

«Was gibt es?»

«Was soll es geben? Daß wir ihn natürlich nicht haben zurückhalten können. Er meint, daß sie ein Recht haben, ihn da vorne zu sehen — an einem solchen Tage.»

«Wie steht's?»

Bel zuckt die Achseln: «Der Feind ist in Gommécourt eingedrungen, ein Gegenangriff scheint in Vorbereitung. Das heißt schon etwas, ein Gegenangriff nach dem, was wir gestern hörten, zumal die Verstärkungen vom XX. inzwischen wohl schon die Front erreicht haben. — Verzeihung —», er deutet lächelnd nach vorn: «Er ist sonst vielleicht schon in den feindlichen Linien, ehe ich ihn einhole.» Er nickt grüßend, trabt an. Dramont schließt erleichtert das Fenster und kehrt zurück.

«Was wollten Sie sagen?»

Sommer sieht vor sich hin: ein letztes, mündendes Schwingen der Bilder und Gedanken, die sich von einem bestimmten Augenblick an, als Bary so unvermittelt eingriff, ohne sein Zutun in ihm in Bewegung gesetzt haben. Ist es das unerbittlich herannahen-

de Ende, das er erkennt, die Wohltat des erbitterten Aufschreis — einmal, einmal, nach Wochen der verbissenen Beherrschtheit das gerade, zornige Wort —: So klar, so klar — Jedes Geschehnis, jede Begegnung, die auswegslos irrenden Gedanken, der dunkel sich senkende Weg von dem Augenblick an, wo er — «am vierten Tag der Mobilmachung»—in Barys Stube gestanden hat. Ratour ... Marcel ... Jean Verbuekens Schuppentür ... das Authietal ... der Tiefe Grund ... die Haussuchung ... Ah! Er atmet auf ... Ein Lächeln, warum? ein Lächeln, warum — Erhebt den Kopf. Durch die zitternden Scheiben donnert die Schlacht —

«Man sagt ja, die Erde ist die Heimat. Aber das ist es nicht allein. Ich habe gelebt mit den Menschen hier drinnen, sie haben mir vertraut, und — ich schwöre Ihnen, mein Hauptmann: Bis gestern abend hätte keiner hier mir zu unrecht vertraut gehabt! Aber dann standen sie mit einem Male drüben, alle — nur eine einzige treue Seele nicht, der Mann da vor Ihnen, ein so guter Franzose wie nur irgendeiner, mein Hauptmann! — Ich war der Fremde ... Und dann kamen die drei Männer, die mich nie gesehen hatten und sprachen zu mir, als sei ich von jeher der ihre gewesen. Es war ja nicht, was sie sagten, wie sie gingen, wie sie sich freuten, wie sie zornig waren, alles — brachte mir die Heimat wieder in mein Haus.»

«Sie gestehen?»

«Ja.»

«Vater!» Berthe schreit aus. Sie stürzt nach vorn, sie klammert die Hände um die Kante des Tisches auf dem Katheder.

«Glauben Sie ihm nicht, mein Hauptmann!»

Dramont schweigt. Berthe läßt los, sie weicht zwei, drei Schritte zurück, ihre Augen versuchen Dramonts Augen festzuhalten.

«Es ehrt Sie, daß Sie die Wahrheit sagen. Sie wissen, was Ihnen bevorsteht: Sie haben sich heimatlos gemacht, Sie werden heimatlos sterben müssen.»

«Nein!» Berthe schreit auf, das Wort schrill hochziehend. «Mein Vater soll nicht sterben!» Sie stürzt von neuem vor, ihre Hände greifen unter die Platte, ihre Schultern pressen sich dagegen, ihr Kopf liegt darauf. «Sehen Sie denn nicht, daß er krank ist, mein Hauptmann! Ich habe ihn ja noch nie so sprechen hören!»

«Berthe!»

Sie schrickt auf, der leise Laut hat sie erreicht, sie fährt, wie um sich zurechtzufinden, mit der Hand über das Haar, sie dreht sich zu Sommer hin.

«Heimatlos. — Meine Heimat ist näher als Sie ahnen, mein

Hauptmann.» Sommers Stimme ist dunkel und still. «Deutschland — das liegt ja zu fern und herrlich, um meine Heimat zu sein. Aber, ich habe die Heimat gehört: Tage und Tage hat sie am Horizont gestanden und gerufen, und wenn ich jetzt oben stände am Fenster, mit diesen meinen Augen könnte ich sie sehen —»

«Krarrmmmm ... «

«Was ist das!»

Ein Zusammenzucken ein unwillkürliches Nach-dem-Fenster-Sehen derer im Raum, der Unterleutnant ist ohne es zu wissen, aufgesprungen —

Krarrmmmm ... Ein zweiter Einschlag, nicht näher liegend, mehrere hundert Meter frontwärts, vielleicht in der Nähe des östlichen Dorfeingangs —

Sommer hat lauschend den Kopf gehoben, Dramont faßt sich. Das ist nicht der Augenblick, eine ungemäße Unruhe zu zeigen. Immerhin —

«Der verwünschte Flieger von vorhin. Die Anmarschstraße, ein bißchen spät Gott sei Dank. — Weiter.» Er nickt zu Sommer hinüber «Sie haben nichts mehr zu bemerken? Schön. — Ja so: Hat der Mann« Dramont bezeichnet Pierre mit einem Kopfnicken «gewußt um die Tat?»

«Nein, mein Hauptmann!»

Dramont geht zu dem Unterleutnant hinunter, sie treten rückwärts an die Wand und unterhalten sich flüsternd, eine kurze Beratung, die hauptsächlich Berthe und Pierre gilt. Dramont begibt sich auf das Podest, er wirft stehend einige Zeilen auf einen der vor ihm liegenden Aktenbogen, er tritt hinter den Tisch, er sieht sich im Raume um, ob niemand sitzt —

«Erkenntnis des Standgerichts Bayencourt am 5. Oktober 1914, Vorsitzender René Dramont, Hauptmann der Reserve und zugeleiteter Ordonnanzoffizier des Stabes der Gruppe Brugère, Beisitzer Unterleutnant Debuis vom gleichen Stabe.

1. Der Hofbesitzer Bernard Sommer, siebenundvierzig Jahre alt, französischer Nationalität, ist wegen vollendeten Landesverrats, begangen durch die Unterbringung und Verhehlung einer deutschen Patrouille, zum Tode durch Erschießen verurteilt.

2. Die Angeklagte Berthe Sommer, siebzehn Jahre alt, der Mitwisserschaft verdächtig, wird zur weiteren Veranlassung dem militärischen Ankläger beim Stabe, augenblicklicher Standort Doullens, übergeben.

Das Urteil ist sofort zu vollstrecken.»

Dramont wendet sich zu dem Unterleutnant: «Sie werden das Nötige veranlassen. — Unterschreiben Sie bitte.» Er winkt, während Debuis die Unterschrift tätigt, den Schriftführer herauf und erläutert ihm die weitere Behandlung der Akten. Berthe steht zu Sommer gewendet, ihre Augen, in denen keine Träne ist, lassen die seinen nicht, ihr Kopf bewegt sich leise hin und her

« — und ungebeugt . . . » Eine große, liebesstarke Kraft bezwingt ihr das Herz — Der Vater . . . Der Vater . . . Sommer tritt auf sie zu, sie schlingt die Arme um seinen Hals, eine nicht endende Umarmung. «Küsse Marcel. — Und die Kinder.» Sie schluchzt lautlos an seiner Brust. Sommer streicht ihr über das Haar, er löst sie von sich, vor ihm steht Pierre mit hilflos gehobenen Armen, er denkt nicht, er zieht auch ihn an sich, ein breiter Griff um die Schultern: «Schon gut.»

Dramont kommt herunter, er runzelt die Stirn: «Verschwinden Sie, hören Sie! Sie können von Glück sagen, daß wir Sie nur als Zeuge geführt haben. Benehmen Sie sich in Zukunft etwas vernünftiger, nicht wahr?»

Er geht zur Tür und bleibt vor Bary, der langsam nach hinten gewichen ist und sich, womöglich noch bleicher, zurückbeugt, stehen und mustert ihn von oben bis unten. «Na, Sie — Sie werden das Ihre schon von der Unterpräfektur in Doullens zu hören bekommen — Herr Bürgermeister!»

Sommer geht den Weg, den Unzählige vor ihm gegangen sind. — Er sieht noch einmal das große Gittertor, das Schloß, den kleinen Anbau zur Linken, den Garten dahinter — vor ihm liegt das Feld mit grauen, ziehenden Wolken, die Straße, die er damals, aus dem Authietal kommend, geschritten ist . . . Ein kleiner weißer Fleck, ein Gesicht — fern, fern — in der gleichmäßigen Reihe der Bataillone auf dem weiten Platz — —

Rückwärts von jenseits in den Lüften braust es heran: ein letzter, eherner Gruß.

Hauptmann Dramont ist ins „Schloß“ gegangen. Auf dem Gang mit seinem Fenster am Ende, der das obere Stockwerk in zwei Hälften teilt, begegnet ihm ein Offizier des 3. Büros. Er hält ihn an. «Nun?»

«Nun?» Der Offizier grinst. «Sie hören: Man will es uns hier ein bißchen ungemütlich machen, scheint's.»

«Aber was denn! Wenn es nicht schlimmer wird. — Der General

ist nach vorn, wie Leutnant Bel mir sagte?»

Der Offizier nickt. «Er will, nach seinem Ausspruch, den Leuten den Beweis erbringen, daß nicht jede Granate trifft. Vielleicht auch — Wir haben heute nacht einen interessanten Anruf aus Romilly gehabt. Der Oberstkommandierende —»

Er fährt leicht zusammen, bricht ab: Durch das rückwärts geöffnete Fenster eine scharf schlagende Salve.

Dramont legt ihm die Hand auf den Ärmel: «Eine Exekution. Dieser — dieser — Ein Fall von Landesverrat, ein naturalisierter Deutscher — »

«Ja so. Ich hörte —» Der Offizier tut ein paar Schritte auf das Fenster zu, kehrt wieder zurück.

Dramont schweigt einen Augenblick. «... einen Anruf aus Romilly sagten Sie?»

«Wie? Warten Sie ... Ja: Wir unterstehen seit heute nicht mehr unmittelbar dem Großen Hauptquartier. Der General hat zwar formellen Protest eingelegt, Sie kennen ihn, aber schließlich: Foch hat praktisch den Befehl über den linken Flügel übernommen.»

Dramont blickt erfreut auf. «Die 'Phoke'? Ausgezeichnet!» «Ausgezeichnet, ja.»

K r a r r m m m m

«Teufel, das war beträchtlich näher! — Wir sind nämlich dabei, den Kellerräumen dieses ehrwürdigen Gebäudes einen kleinen Orientierungsbesuch abzustatten. — Den Beweis unseres verehrten Chefs in allen Ehren, aber es ist am Ende nicht nötig, daß wir ihn überdies am ganzen Gefechtsstand eines höheren Stabes führen lassen, nicht wahr?»

2

Von Arras hinauf in das Kohlenbecken von La Bassée tobt die Schlacht. Ein Wunder, natürlich wie alle Wunder, noch faßt die deutsche Heeresleitung es nicht: Der schon mit allen Zeichen der Schwäche aus Arras weichende Feind hat sich gegen Mittag in einem fast auf die Minute bestimmbaren Augenblick ohne sichtbaren Anlaß von neuem gesetzt. Vier Worte des rechten Mannes an rechter Stelle «Die Stellungen sind zu halten» haben genügt, die Schlacht von der Somme bis zur Scarpe ist, ohne daß einer der Gegner es schon weiß, entschieden: Hauptmann von Kreß, der an diesem Tage mit seinem Bataillon Gommécourt nimmt, verliert, wieder nimmt, wird die niedergebrannte Scheune von Ferme de la Haye, auf die nun vier Jahre lang die deutschen Granaten regnen,

nicht sehen, auf dem zerschossenen Beffroi des Stadthauses von Arras, auf der Festungskommandantur von Calais bleibt die französische Fahne. Vorerst freilich ist es noch nicht so weit. Foch hat an diesem 5. Oktober seine liebe Not, dem unvermindert mächtigen Ansturm der Deutschen standzuhalten, keine Rede von der eignen umfassenden Bewegung, deren Wunschbild, seit Wochen liebevoll gehegt, noch im Hirn spukt. Nördlich des Kanals von La Bassée sammeln sich die Kavalleriemassen des Generals von der Marwitz zum weitausholenden Vorstoß in den Rücken des Feindes.

Hauptmann von Kreß würde, wenn er hier oben stünde, sein „Panoptikum mit Durchblick“ sicherlich für ein harmlos idyllisches Panorama — wie er wohl hat sagen wollen — halten. Was sollen die Korps des Generals von der Marwitz, deren „Glück auf dem Rücken der Pferde liegt“, in diesem Labyrinth von Städtchen, Dörfern, Fabriken und Gruben; ringt sich doch links die Infanterie bei Lens und Loos mit äußerstem Einsatz nur Fuß für Fuß durch. Sie achten die Hindernisse nicht, die auf Schritt und Tritt eine natürliche Festung bilden, erbittert, im dunklen Wissen jedes Mannes, um was es geht, schreitet der Angriff fort; ein Städtchen mit jenseits herüberragenden Zechen, sie sind in der Abenddämmerung eingedrungen, die Artillerie zieht nach, im ersten Morgenlicht donnern die Geschütze gegen den mit bemerkenswerter Heftigkeit antwortenden Feind.

Auf der ein bescheideues Wäldchen säumenden Buchenallee liegt die Kompanie. Sie ist erst in der Frühe hierher eingerückt, Marcel hat es mit trüber Rührung gesehen: die schmalen verschlungenen Wege, die das magere Schattendach zu möglichst ausgedehnten Spaziergängen strecken, die zahlreichen, einfachen Bänke für die Mütter und spielenden Kinder am Tag, die Liebespaare in der Dämmerung; er kennt die Gegend von einer Fahrt, die er, als er einen Winter in Lille studierte, hier herüber gemacht hat, er sieht sie vor sich, die jungen Männer in ihren Arbeitsblusen oder den schlecht geschnittenen, ungemäß zu den kräftig gebauten Körpern stehenden Sonntagsanzügen, die Mädchen, denen bei einfachster Kleidung der seidene Strumpf, der kokette Schuh, das sorgfältig gepflegte, glatt liegende Haar nie fehlen. Der Leutnant hat die Stellung umsichtig ausgesucht: nicht im Walde selbst, wo man sie am ehesten vermutet; von der breiten Straße steigt eine gut deckende Böschung zum Feld hinan, sie wird von drüben hinter den noch nicht abgeernteten Rübenfeldern kaum den kleinen überstehenden Wall erkennen lassen.

Seit mehr als einer Stunde fahren die Garben der Geschosse über sie her, sie krachen und klatschen hinter ihnen in den Wald, Äste und Zweige herabwerfend, während drüben hoch am Himmel die Schrapnells ihre zierlichen weißen Ringe blasen. Die Leute liegen eng an die Böschung geschmiegt, die Gewehre mit aufgefplantem Bajonett in Reichweite neben sich, der wohlberechneten Überraschung wegen ist ihnen zu feuern untersagt; sie wissen, daß jeden Augenblick drüben der Angriff aus den Häusern und Straßen hervorbrechen kann, es hemmt die kargen, scheinbar gleichmütig über einfache Dinge geführten Gespräche nicht, nicht das Rollen einer Zigarette, die in dieser Spannung doppelt genossenen Züge daraus, nicht die Gedanken, die in dumpfen und wachen Hirnen ihre größeren oder kleineren Wege gehen.

Marcel hebt den Kopf. Über die deckenden Rübenblätter vor ihm glänzt es magisch im Licht der rötlich dahinter aufgehenden Sonne wie die Rosen eines mittelalterlichen Doms: die Glaswände der Einfahrt-Erker auf Drittelhöhe der mächtigen Förderanlage. Ja, wie die Frontwand einer neuzeitlichen Kathedrale: die Doppeltürme mit dem Schiff des verbindenden Eisenwerks dazwischen, das auf einem geschlungenen Band den von hier aus unlesbaren Namen der Zeche trägt. Er wendet den Blick ab, sein Herz krampft sich in neuem, immer gleichem Schmerz zusammen: Die Stadt, auf die in immer gesteigertem Toben die eigenen Geschosse niedersausen, schwarze Rauchwolken über den Dächern, die fahl aufflackernden Flammen dazwischen, die trostlos rotbraune Backsteinreihe der Arbeiterwohnungen am Rande, aus deren überfüllten Räumen die Bewohner in panischer Angst geflohen sind — Ah nein, sie haben keinen Feigling zu sehen bekommen, die Kameraden, er hat, so wenig erschüttert wie nur irgendeiner unter dem Granatenhagel gelegen, der an der Aisne von den Höhen bei Pasty herunterbrach, was ist das, der Tod, der irgendeinmal gestorben werden muß: Das Leben ist das Grauen, der Mensch, der da, was er in Jahren und Jahrzehnten geschaffen hat, in Tagen und Stunden zugrunde richtet — wozu?

Wozu ... Marcel sieht vor sich nieder, ein Grasbüschel mit einer innig eingeduckten gelben Blüte dazwischen, er streicht zärtlich darüber hin, rückwärts im Wald ist trotz des prasselnden Tods das morgendliche Gezwitz der Vögel nicht verstummt, er tastet nach dem Brief in der linken Rocktasche, den er noch kurz vor dem Abtransport erhalten hat, Berthe, er zieht ihn hervor, die immer noch kindlich ungelenke Schrift mit Buchstaben, die sich zueinander neigen, aber die Worte ... Eine neue, wie ängstlich ir-

rende Zärtlichkeit, sie haben sich immer geliebt, aber das hier ist anders, was mag geschehen sein da unten, warum plötzlich diese leidenschaftliche Sorge um ihn, nach sorglosen, mit ihren angelesenen patriotischen Wendungen ein wenig peinlichen Briefen, warum spricht sie, außer einem flüchtig übermittelten Gruß, nicht von dem Vater, warum hat sie dem Vater den Brief nicht gegeben, damit er selbst ein paar Worte hinzufügt? . . . Marcel grübelt daran herum, er findet keine Erklärung, es kann ihm nichts sein, so klingt es nicht. Der Vater —

«Achtung!» Ein lautes Kommando, kaum vernehmbar in dem Lärm der von rückwärts herüberfeuernden Batterien, es geht durch die Reihen, die Hände spannen sich um die Gewehre, die Köpfe heben sich vorsichtig über den Rand der Böschung, Marcells Herz stockt: Drüben tritt es heraus, graue Gestalten, vorwärts stürmend —

Marcel fährt zusammen einen Augenblick, es schwemmt sein Hirn wie in eine leichte Ohnmacht hinein: Er ist kein Feigling, nein, alles andere als das — er hat gehofft, im untersten schmalsten Winkel seines Herzens gehofft, daß es noch einmal vorübergehe. Sie haben keinen Feind gesehen bisher, keinen Feind in Schlachten, die Tausende dahinrafften, was bedeutet es, die kleine erbärmliche Ausflucht vor mir selbst, die Kugel, die aus dem Lauf fährt, ohne daß du weißt, ob sie trifft — Gleichviel, drüben kommen sie heran, die Männer, die du nicht kennst, von denen du alles weißt: die Sprache der Liebe, des Schmerzes, des Glaubens auf ihren Lippen, das Herz, das in ihrer Dichtung schlägt, die Männer mit den ruhigen gehaltenen Bewegungen des Vaters, seiner beim ersten deutschen Wort immer noch im leichten Singsang sich hebenden und senkenden Stimme. Marcel zittert, die Kehle ist ihm ausgedörft, ein plötzlich heiß aufflammender leidenschaftlicher Wunsch: Wenn sie sie doch zusammenschossen, wenn die graue Reihe da zerbräche, aufflatterte, zurückwiche — es läßt ihm keine Zeit, sie liegen in Anschlag, hinter dem Maschinengewehr rechts der Mann, die Hand am Abschluß in kaum noch zu haltender Bereitschaft.

Die Deutschen haben drei Viertel des Geländes zwischen der Stadt und dem Wäldchen hinter sich gebracht, erst vorsichtig in Sprüngen vorgehend, sich niederwerfend, wittern sie die Falle nicht? Sie stürmen über das Feld, rechts bricht es los, pflanzt sich in Sekundenfchnelle nach links fort, die Maschinengewehre rasen, Kugeln sirren und flirren — die Reihen drüben lichten sich, gemäht, ein Zögern und Schwanken, ein jähes Untertauchen in

die gelben Rübenblätter, in die, unerbittlich nachfolgend, der Hagel der Geschosse prasselt. Marcel sieht zur Seite, das ratternde Tacktack ein paar Schritte neben ihm ist verstummt, verzweifelt bemühen sich vier Hände, die Ladehemmung zu beheben, Marcel springt auf, fünf, sechs der grauen Gestalten unmittelbar vor ihm, er holt aus, im Schwung des über die Böschung Stürzenden dringt die aufgepflanzte Waffe tief hinein, bleibt stecken, Marcel zerrt an Kolben und Lauf, blitzende Bajonette, niederkrachende Kolbenschläge zur Rechten und Linken, er setzt dem vor ihm Niedergebrochenen den Stiefel auf die Brust — heraus; der Kopf des Mannes — ein kurzer, nie mehr vergessener Blick darüber hin, seine Züge unter dem rötlich verwilderten Bart — sinkt lautlos zur Seite. Sein Gesicht hat den Ausdruck des sterbenden Christus.

Nachwort

Bayencourt, in der Picardie, kurz nach Beginn des Ersten Weltkrieges: wenige Wochen genügen, um aus dem Franzosen Bernhard Sommer, geachtetes Gemeinderatsmitglied und erfolgreicher Landwirt von „Ferme la Haye“, erst einen verdächtigten Deutschstämmigen zu machen, den „Boche von Ferme la Haye“, am Ende sogar einen Landesverräter. Warum „versteckt und verhehlt“ Sommer, wie es ihm die Anklage vorwirft, eine deutsche Patrouille, die möglicherweise kriegsentscheidende Informationen zurück hinter die eigenen Linien bringen soll? Sommers Begründung klingt verblüffend naiv: „Ich habe den Leuten mein Ehrenwort gegeben.“ Einfach scheint der Fall deswegen auch für das Standgericht zu sein, das unmittelbar nach der Entdeckung der drei deutschen Soldaten zusammentritt: „Ein Mann lebt Jahrzehnte in Frankreich, hat eine Französin zur Frau, Kinder, die seine Sprache nicht kennen, und benutzt den ersten Anlaß, seine Heimat zu verraten!“

Die Erzählzeit von Adam Kuckhoffs erstem großen Roman umspann kaum sechs Wochen, von Ende Juli 1914 bis zum 5. Oktober 1914, dem Tag des Standgerichts und der anschließenden Exekution. Der zeitlichen entspricht die räumliche Fokussierung auf den Weiler Bayencourt. Während Sommer dort seinen letzten Gang antritt, schwirren über den Köpfen der Menschen die Granaten hin und her. Der Krieg ist in einer entscheidenden Phase, der deutsche Vormarsch läuft sich tot. Unweit von Bayencourt wird im Jahr 1916 die „Schlacht an der Somme“ toben, bei der mehr als eine Million Menschen sterben, sie gehört zu den verlustreichsten Schlachten aller Zeiten. Kuckhoff hat seinen Roman jedoch bewusst an den Anfang des Ersten Weltkrieges gelegt, und setzt die Handlung überwiegend auf der dörflichen Ebene in Szene. Der Krieg zeigt die meiste Zeit nur durch indirekte Anzeichen Präsenz, vom Kanonendonner über vorbeimarschierende Soldaten und umherziehenden Flüchtlingstrecks bis hin zu Zeitungsberichten, patriotischen Liedern und mündlichen Erzählungen. Umso deutlicher werden auf diese Weise all jene Veränderungen, die sich in den Köpfen der Menschen abspielen und an ihren Worten und an ihrem Verhalten ablesen lassen. Sommer selbst ahnt schon früh, dass für ihn bald nichts mehr so sein wird, wie es einmal war. Die Selbsteinschätzung, ein „Ehrenmann“ zu sein, hilft ihm am Ende wenig. Gegen die nationalistischen Ressentiments, die traditionellen Stereotypen vom „Boche“ lässt sich weder mit vorbildlichem Verhalten noch mit vernünftigen Argumentieren etwas ausrichten.

Das Thema des Romans hat den Autor ein Leben lang verfolgt; im Kern beruht es auf einer wahren Begebenheit, deren Elemente bereits während des Ersten Weltkrieges kursierten, und Kuckhoff verwandelte den Stoff noch während des Krieges zu seinem ersten Dramenentwurf, schon damals mit dem Titel: „Der Deutsche von Bayencourt“. Durch den Perspektivwechsel, durch die Vermischung der Positionen wird Patriotismus ad absurdum geführt: beide Seiten können nicht gleichzeitig recht haben, trotzdem gehen beide Seiten davon aus, im Recht zu sein. Hat aber nur eine Seite unrecht, oder liegen beide Seiten falsch? Gibt es im Krieg am Ende überhaupt keine richtige Seite? Sommer als Grenzüberschreiter muss in diesem scharf abgegrenzten Szenario scheitern, aber sein Scheitern verweist auf ein viel größeres Scheitern: die europäischen Nationalismen führen die Völker in die Irre und hetzen sie regelmäßig zu immer neuen Bruderkriegen auf.

Nicht zufällig greift Kuckhoff den Bayencourt-Stoff wieder auf, als 1933 in Deutschland der Nationalsozialismus an die Macht kommt, der Publizist und Rowohlt-Lektor begibt sich sogar auf eine Recherchereise nach Frankreich, die ihn in die Picardie führt, nach Amiens und auch in das Achtzig-Einwohner-Dorf Bayencourt.

Die Aktualität der Geschichte könnte zu diesem Zeitpunkt nicht größer sein, in Deutschland regiert nun die Partei der Revanchisten, die Partei des „im Felde unbesiegt“, deren erklärtes Ziel es unter anderem ist, die „Schande von Versailles“ zu korrigieren, koste es was es wolle. Doch warum konnte ausgerechnet Kuckhoffs kritisch lesbarer Roman 1937 nicht nur als Buch, sondern zuvor auch als Fortsetzungsroman im Feuilleton der *Kölnischen Zeitung* erscheinen, und wurde sogar vom Rezensenten des *Völkischen Beobachters* als gutes Beispiel für einen patriotischen Roman gelobt? Die Antwort ist verblüffend einfach: Mit dem Weltkriegs-Thema bewegt sich das Werk in einem breiten Strom von historisch ähnlichen fixierten Romanen aus dem Dritten Reich. Schützengraben-Belletristik sei in dieser Zeit „zum zum erfolgreichen und alles beherrschenden Buchtyp“ avanciert, so Christian Adam in seiner Bestseller-Studie „Lesen unter Hitler“ (2010). Zu den besonders marktgängigen Romanen gehörten Titel wie Rudolf G. Bindings „Wir fordern Reims zur Übergabe auf“ (1935), Hans Zöberleins „Befehl des Gewissens“ (1937) oder Luis Trenkers „Hauptmann Ladurner“ (1940). Einer aktuellen Studie von Gerrit Lungershausen zufolge („Weltkrieg mit Worten: Kriegsprosa im Dritten Reich 1933 bis 1940“, 2017) erzielten alleine die meistverkauften 15 Weltkriegs-Bestseller zwischen 1934 bis 1940 eine Auflage von fünf

Millionen Exemplaren. Letztlich geht es dort immer um die erzieherische Wirkung des Fronterlebnisses, die Vorwegnahme der späteren Volksgemeinschaft: „Aus dem Sozialismus der Front, den der Soldat praktisch erlebte, erwuchs der Nationalsozialismus als neue Lebensform für das ganze Volk“, erklärte etwa der "Völkische Beobachter" das Phänomen.

Der Unterschied des „Deutschen von Bayencourt“ zu den auf Integration des Individuums bedachten Front- oder Heimkehrer-Narrativen dieser Romane könnte vor diesem Hintergrund kaum größer sein: Werte wie Kameradschaft, Opferbereitschaft oder Gehorsam werden in Kuckhoffs Roman gerade nicht vermittelt, Bernhard Sommer stirbt am Ende „heimatlos“, weil sich die Mehrschichtigkeit seiner Biografie eben nicht auf eine isolierte nationale Identität reduzieren lässt. Sommer selbst erscheint als patriotisch denkender Mensch dabei ebenso naiv wie viele seiner neuen Landsleute: „Krieg ist Krieg und Vaterland ist Vaterland, du kannst dir nicht überlegen, wer alles an allem Schuld gehabt hat, wenn dir jemand den Schädel einhauen will“, so und ähnlich argumentiert der „naturalisierte“ Franzose gegenüber seinem Sohn Marcel. Diesem wiederum legt Kuckhoff die pazifistische Gegenposition in den Mund: „Wer sagt dir denn, daß die jetzt drüben in Deutschland, in Österreich, nicht ebenso für ihr 'Recht' aufstehen wie die hier drinnen? (...) Es muß schon überwältigend für sie [die Massen] sein, nach den Sorgen und Erbärmlichkeiten ihres alltäglichen Lebens, nach ihren armseligen Leiden und Freuden“. Die sozialistische Gegenposition schließlich vertritt gegenüber dem Landwirt Sommer der Tagelöhner Barnabas. Aus dem Blickwinkel der besitzlosen Proletarier stellt er Begriffe wie Heimat und Vaterland grundsätzlich in Frage:

«Man wird bei den Deutschen ebensoviel und so wenig zu fressen und zu schufteln haben wie bei den Franzosen.»

«Sie wollen doch nicht sagen, daß es Ihnen gleichgültig ist, ob der Feind Ihr Land in Besitz nimmt?»

«Und wenn ich es sagte?»

«Aber das ist ungeheuerlich!»

Die auf verschiedene Personen verteilten Positionen wirken als rhetorisches Stilelement und als literarische Camouflage zugleich. Die harsche Kritik am Patriotismus wird von Sommer selbst zwar nicht geteilt, sondern sogar verurteilt — zur Diskussion gestellt und dem Leser mitgeteilt wird sie aber trotzdem.

Für Kuckhoff war diese Form des Schreibens ein temporärer Kompromiss zwischen der Flucht ins Ausland — um dort freier sprechen zu können — und der Flucht in die „innere Emigration“, was letztlich das Verstummen bedeutet hätte. „Ich glaube, es gab nicht viele, die sich selbst so unausweichlich befragten wie Adam Kuckhoff“, schrieb Greta Kuckhoff 1948 im Rückblick auf die 1930er Jahre. „Auch er glaubte zuerst, durch seinen Roman ‚Der Deutsche von Bayencourt‘, später durch Kurzgeschichten und Essays wenigstens eins erreichen zu können: das politische Bewußtsein der Leser wachzuhalten und ihren Blick zu schärfen.“

Mit Beginn des Krieges wurden Kuckhoffs Aktivitäten deutlich politischer, und zugleich gefährlicher. Als Mitglied der Widerstandsgruppe „Rote Kapelle“ schrieb er Artikel für die in Kleinstauflagen vervielfältigte Zeitschrift „Die innere Front“ und entwarf Texte für einzelne Flugblätter. Zusammen mit dem ebenfalls im Widerstand aktiven Werbepsychologen Edwin Tietjens (Pseudonym: Peter Tarin) gelang Kuckhoff zudem 1941 ein literarischer Coup: Brechts Ratschlägen zum Schreiben der Wahrheit in schwierigen Zeiten folgend brachte das Schriftsteller-Duo mit „Strogany und die Vermissten“ einen historischen Kriminalroman heraus, der als semantische Konterbande zahlreiche regimekritische Passagen enthielt. Auch dieser Roman erschien zunächst im Feuilleton der *Kölnischen Zeitung*. Als 1942 die Widerstandskämpfer der „Roten Kapelle“ auf Grund von abgehörten Funksprüche enttarnt wurden, geriet Kuckhoff ebenfalls in die Fänge der GeStaPo. Durch den Volksgerichtshof wegen „Kriegsverrats“ zum Tode verurteilt, endete sein Leben am 5. August 1943 im Alter von nur 56 Jahren unter dem Fallbeil. Erst im Jahr 2009 wurde das Urteil durch einen Beschluss des deutschen Bundestages annulliert.

21.9.2017 Ansgar Warner

**Bitte beachten Sie auch
die Verlagsanzeigen
auf den folgenden Seiten**

Ralph Gerstenberg: Die Henry-Palmer-Trilogie

Grimm und Lachmund (1)

«Abgesehen von einigen Mumien hatte ich noch nie einen toten Menschen aus der Nähe gesehen. Und jetzt lag in meinem Bett eine tote Frau. Eine ermordete Frau!»

Henry Palmer hilft einer jungen Polin aus einer Notlage. Am nächsten Tag liegt sie tot auf seinem Sofa – ermordet. Nicht nur die Berliner Kripo ermittelt, auch der Bruder der Toten stellt unbequeme Fragen. Henry flüchtet in die WG seines alten Kumpels Theo Trepka. Als dort auch noch seine alte Freundin Hannah Grimm, geborene Lachmund, auftaucht, scheint das Chaos perfekt.

ebooknews-press.com (ISBN 978-3944953281) Euro 8,90

Ganzheitlich sterben (2)

«Was ist los, ihr seht mich an, als hätte ich jemanden umgebracht?» «Hast du?», fragte Dimitri ernsthaft.

Mit Henry Palmer geht's bergauf. Seit sechs Wochen arbeitet er als mobiler Pizza-Lieferant mitten in der Hauptstadt. Dann nimmt er auch noch einen Job für eine Detektei an. Doch schon nach der ersten Nacht wird Henry von der Polizei verdächtigt, ein Mörder zu sein. War er zur falschen Zeit am falschen Ort? Nicht nur die Kripo interessiert sich für ihn – er gerät ins Fadenkreuz eines Profi-Killers.

ebooknews-press.com (ISBN 978-3944953359) Euro 8,90

Hart am Rand (3)

«Er ist weg, sagte Theo, schüttelte das Glas und blickte traurig in die trübe Flüssigkeit. «Wer?» «Mein Vater.»

Berlins Mitte boomt. Henry Palmer hat einen Job als "Location Scout" angenommen. Privat trauert er immer noch seiner großen Liebe nach. Aufheiterung verspricht das Wiedersehen mit dem alten Kumpel Theo Trepka. Doch bald gibt's neuen Ärger im Kiez: Theos Vater verschwindet, Henry verliebt sich in eine Prostituierte, lernt einen skurrilen Waffenhändler kennen, und landet mitten in einer Lokalfehde zwischen Kneipenwirten und "Tresengangstern".

ebooknews-press.com (ISBN 978-3944953342) Euro 8,90

Adam Kuckhoff & Peter Tarin: Strogany und die Vermissten

„Es war in St. Petersburg im Winter 1909/10, in der Zeit zwischen der Revolution und dem Ausbruch des Weltkriegs. Im Zarenreich herrschte Ruhe. Zwar gab es hin und wieder noch Attentate auf hohe Staatsbeamte und Mitglieder der kaiserlichen Familie, aber daran war man seit Jahrzehnten gewöhnt. Selbst die blutigste Sensation stumpft ab, wenn sie alltäglich wird. Und so erweckte das unerklärliche Verschwinden einer Anzahl von Mitgliedern der ersten Gesellschaftskreise in diesem Winter einen größeren Widerhall als jene Attentate. . . “

Strogany und die Vermissten (1940/41) ist wohl der ungewöhnlichste Kriminalroman, der während des Dritten Reiches in Deutschland veröffentlicht wurde: Autor Adam Kuckhoff (1887 – 1943) war im Widerstand gegen das Nazi-Regime aktiv, und schmuggelte zusammen mit Ko-Autor Peter Tarin alias Edwin Tietjens (1894 – 1944) zahlreiche zeitkritische Passagen in den Text.

„. . . nicht nur wegen seiner gut getarnten Kritik am NS-Staat interessant, sondern auch, weil die Spannungselemente genutzt wurden, um in Milieus einzutauchen und gesellschaftliche Zustände zu beschreiben. Die Hauptfigur hätte durchaus Serienpotenzial gehabt.“ (DLF Büchermarkt, 11.05.2016)

„75 Jahre nach seiner Erstveröffentlichung wurde 'Strogany und die Vermissten' nun von dem kleinen Berliner Verlag E-Book-News Press in der Edition Widergänger erneut publiziert. Eine längst überfällige Wiederentdeckung“. (Jungle World Nr. 24, 16. Juni 2016)

ebooknews-press.com (ISBN: 978-3-944953-434) Euro 13,90

